

Hans Rößler

# Unter Stroh- und Ziegeldächern

Aus der Neuendettelsauer Geschichte



Hans Rößler

# Unter Stroh- und Ziegeldächern

Aus der Neuendettelsauer Geschichte

Mit Beiträgen von Alexa Freifrau von Eyb,  
Gerhard Hausmann, Georg Kuhr, Werner Ost,  
Dr. Dieter Voll, Friedrich Weiß und Hanns Weiß

FREIMUND-VERLAG

1982

Freimund-Verlag, 8806 Neuendettelsau

Umschlagfoto: Fotostudio P. Weber, Nürnberg-Gebersdorf

Die Pläne wurden gezeichnet von Georg Kuhr (S. 87), Dorle Lindenberg (S. 49),

Hans Rößler (hinterer Vorsatz) und Hanns Weiß (S. 27, 36, 38/39, 41).

Satz und Druck: Freimund-Druckerei, Neuendettelsau

Bindearbeiten: Georg Gebhardt, Ansbach

ISBN: 3-7726-0110-3

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort ( <i>Hermann Schreiber</i> ) .....	5	»Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen...« – Alltag, Sonntag, Feiertag im 17. und 18. Jahrhundert .....	96
Einleitung .....	7	»O Schreck! Die ganze Scheune stand in hellen Flammen« – 200 Jahre Feuerweh- geschichte .....	103
Ortsnamen als Geschichtsquelle – eine Ortsnamenkunde der Großgemeinde Neu- endettelsau .....	11	»Zurück zur Natur!« – Die alte Jakobsruh und ihre Bilder .....	109
Castrum Tetelsaue – eine staufische Reichsdienstmannenburg .....	17	»Unter Androhung militärischer Exeku- tion« – Kriegslasten 1806–1813 .....	113
Der Dorfherr und seine Bauern – Dorf und Flur im Wandel der Jahrhunderte ( <i>Hanns Weiß</i> ) .....	24	Der Herr Leutnant fiel vom Kutschbock – Ein Ball im Schloß Neuendettelsau am 13. 7. 1819 ( <i>Alexa Frfr. von Eyb</i> ) .....	116
Die Pfarreiorganisation als Geschichts- quelle .....	45	»Ohnweit diesem Leichensteine / Ruhem die entseelten Beine / Eines frommen Schullehrers...« – Schulgeschichte von Neuendettelsau .....	119
Die Burg- und Schloßherren auf Neuendet- telsau ( <i>Alexa Frfr. von Eyb und Hans Röß- ler</i> ) .....	53	Die Hammerschmiede bei Aich – eine vorindustrielle Produktionsstätte .....	126
»... daran zu setzen Leib, Seele und Gut« – Luthers Lehre in Neuendettelsau .....	62	Roggen und Flachs, Hopfen und Krapp – Landwirtschaft in Neuendettelsau im Wandel der Jahrhunderte ( <i>Friedrich Weiß</i> ) .	130
Ein altes Tafelbild erzählt – die Wester- nacher auf Neuendettelsau .....	66	»Nicht tot möchte ich in diesem Nest sein« (Löhe) – Neuendettelsau um die Mitte des 19. Jahrhunderts .....	139
»Wie sind wir nunmehr gantz / ja mehr als gantz verheeret!« – Neuendettelsau und der Dreißigjährige Krieg ( <i>Georg Kuhr</i> ) .....	70	Mein stilles und tätiges Leben – Wilhelm Löhe als Dorfpfarrer ( <i>Werner Ost</i> ) .....	147
»Wegen des Evangelii verfolgt« – Öster- reichische Exulanten in Neuendettelsau ( <i>Georg Kuhr</i> ) .....	77	»Brüder, steht auf in Gottes Namen!« – Löhe und die Neuendettelsauer Missions- anstalt ( <i>Werner Ost</i> ) .....	161
Fromm bis frivol am Feierabend – Zur Kul- turgeschichte der Dachziegeln ( <i>Dieter Voll</i> ) .....	92		

125000 Backsteine – Löhle und die Diakonissenanstalt .....	172
»Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands!« – Neuendettelsau und der Krieg 1870/71 .....	184
Der Anschluß an die große Welt – die Lokalbahn Wicklesgreuth – Windsbach ( <i>Friedrich Weiß</i> ) .....	192
»Ich will noch nicht sterben, rette mich doch!« – Die Diakonissenanstalt und die nationalsozialistische Gewaltaktion »Gnudentod« .....	198
Weißer Fahnen – Kriegsende in Neuendettelsau .....	210
»So etwas Modernes macht man doch sonst nicht in Neuendettelsau« – die Augustana-Hochschule ( <i>Gerhard Hausmann</i> ) .....	217

## Chronologische Listen

– Pfarrer der evang.-luth. Kirchengemeinde St. Nikolai in Neuendettelsau (seit 1528) ..	223
– Pfarrer der katholischen Pfarrgemeinde St. Franziskus in Neuendettelsau .....	224
– Lehrer bzw. Schulleiter der Volksschule Neuendettelsau (seit 1656) .....	225
– Bürgermeister von Neuendettelsau (seit 1880) .....	226
– Oberinnen und Direktoren der Diakonissenanstalt Neuendettelsau (seit 1854) .....	226
– Leiter der Missionsanstalt Neuendettelsau (seit 1846) .....	227
– Vorstände und Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Neuendettelsau (seit 1895) .....	227

## Vorwort

In der Gemeinde Neuendettelsau leben derzeit rund 6800 Mitbürgerinnen und Mitbürger auf einer Gesamtfläche von 33 qkm. Dies bedeutet eine Einwohnerdichte von 206 Einwohnern pro qkm. Schwerpunkt der relativ dichten Besiedlung (im Vergleich Landkreis Ansbach 79 E/qkm; Land Bayern 155 E/qkm) ist der Ortsteil Neuendettelsau mit 5900 Einwohnern, wobei die ansteigende Tendenz etwa seit dem Jahr 1840 – damals wohnten hier ganze 428 Einwohner – festgestellt werden kann.

Eine seit jenem Jahr konstante, teilweise rückläufige Bevölkerungszahl, weisen die im Zuge der Gebietsreform 1972 eingegliederten Ortsteile auf: Aich mit Mausendorf, Geichsenhof, Geichsenmühle und Birkenhof; Bechhofen; Haag mit Reuth, Jakobsruh, Steinhof und Steinmühle; Wernsbach; Wollersdorf mit Watzendorf sowie Froschmühle.

Die hier beheimateten kirchlichen Werke bestimmen die besondere Prägung des Dorfes. Ein breit gefächertes Schulwesen, Alten-, Kranken- und Behindertenbetreuung, Erfüllung missionarischer Aufgaben, theologische Aus- und Fortbildung sind in der vorhandenen Vielfalt bundesweit in einem Dorf vergleichbarer Größe nicht anzutreffen. Neben den kirchlich bestimmten Einrichtungen ist die Gemeinde auch Standort leistungsfähiger Betriebe des Gewerbes, des Handwerks, des Handels und der Industrie mit rund 700 Arbeitsplätzen. Die Ortsteile sind landwirtschaftlich orientiert. Ein

Schwerpunkt gemeindlicher Planung ist die Wohnsiedlungsgemeinde mit ansprechendem Freizeitwert.

Neuendettelsau ist nach den drei ehemaligen Kreisstädten Rothenburg o. d. Tauber, Dinkelsbühl und Feuchtwangen sowie der Stadt Heilsbronn die fünftgrößte Gemeinde im Landkreis Ansbach mit seinen 58 Gemeinden. In der Bayerischen Landesplanung, deren Zielsetzung die Weiterentwicklung und Förderung von Einrichtungen des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens nach verschiedenen Kriterien ist, wurde Neuendettelsau als Unterzentrum eingestuft.

Aus der fast achthundertjährigen Geschichte des Dorfes berichtet das vorliegende Buch. Mein Dank seitens der Gemeinde Neuendettelsau für dieses Werk, das in lebendiger Weise vom Werden des Ortes sowie von Freud und Leid der Bewohner erzählt, gilt Herrn Dr. Rößler sowie allen weiteren Autoren und Mitarbeitern. Ich wünsche dem Werk weite Verbreitung, den Lesern viel Freude und uns allen aus der neu zu gewinnenden Kenntnis der bewegten Vergangenheit unserer Gemeinde Gelassenheit für den Alltag.



Dr. Hermann Schreiber  
1. Bürgermeister



# Einleitung

Vor 150 Jahren trugen die meisten Häuser der kleinen Bauern und Gütler in Neuendettelsau noch ein Strohdach. Vierzig Jahre später waren alle Strohdächer, wie ein Zeitgenosse um 1875 feststellte, aus dem Ortsbild verschwunden; heute weiß kaum noch jemand davon. Die Strohdächer stehen also für vergangene Zeiten. Stroh- und Ziegeldächer drücken aber noch einen anderen Unterschied aus, nämlich den zwischen Arm und Reich. Denn das Schloß, das Pfarrhaus, der Gasthof und die Gebäude der größeren Bauern waren schon seit jeher mit Ziegeln gedeckt, die größere Sicherheit boten, aber teurer waren als die Strohdächer.

So soll auch unser Buchtitel »Unter Stroh- und Ziegeldächern« nicht nur einen nostalgischen Akzent setzen, indem er die Vergangenheit beschwört. Er soll vielmehr zugleich ausdrücken, daß es in diesem Buch nicht nur um den Dorfherrn und sein Schloß, nicht nur um den »Herrn Pfarrer«, wie z. B. Löhe immer genannt wurde, und um die kirchlichen Anstalten des 19. Jahrhunderts geht, sondern ebenso um die einfachen Leute und ihr Leben in diesem Dorf. Die Titelwörter »Stroh- und Ziegeldächer« sollen also zugleich auf das sozial- und kulturgeschichtliche Interesse hinweisen, das die Verfasser stets vor Augen hatten.

Bei der Planung und Abfassung dieses Buches war es nicht unsere Absicht, die Ge-

schichte von Neuendettelsau in einer fortlaufenden Darstellung auszubreiten, wie es vor knapp 20 Jahren Adam Schuster in seiner materialreichen Ortsgeschichte getan hat. Es erschien uns sinnvoller, einzelne Schlaglichter auf den Strom der Geschichte zu werfen dort, wo es sich nach Quellenlage, Interesse und Gegenstand anbot, oder in thematischen Längsschnitten einzelne Entwicklungen zu verfolgen.

Dabei war es stets unser Bemühen, den Anschluß an den Stand der wissenschaftlichen Forschung nicht aus den Augen zu verlieren; die Hinweise auf Quellen und Literatur am Ende eines jeden Beitrages geben davon Rechenschaft. Ebenso wichtig war es uns aber auch, in der Art der Darstellung nicht nur den Fachgelehrten, sondern alle diejenigen anzusprechen, die nach »ihrer« Geschichte fragen, nach der Geschichte ihres Hauses und ihrer Vorfahren, nach der Geschichte ihres Dorfes und nach seinen Ursprüngen.

Zu den schönen Erfahrungen bei der Abfassung dieses Buches zählt die Tatsache, daß der Verfasser sehr rasch mit vielen Mitbürgern bekannt wurde, die das gleiche historische Interesse verband. Sieben von ihnen konnte er für die Mitarbeit an diesem Buch gewinnen. Treffpunkt dieses engeren Kreises war dank der Gastfreundschaft der freiherrlichen Familie von Eyb/von Livonius

wiederholt das Schloß Neuendettelsau, wo die Teilnehmer ortsgeschichtliche Probleme diskutieren sowie historische Informationen und Anregungen austauschen konnten. Dafür sei auch an dieser Stelle herzlich Dank gesagt.

Es wird dem Interesse der Leser entgegenkommen, wenn die Mitarbeiter an diesem Buche kurz vorgestellt werden: Alexa Freifrau von Eyb ist die Witwe des 1973 verstorbenen Schloßherrn Albrecht von Eyb und die Mutter der gegenwärtigen Eigentümerin, Hiltraud von Livonius – Freifrau von Eyb; sie befaßt sich seit ihrem 14. Lebensjahr mit genealogischen Forschungen. Gerhard Hausmann war von 1973–1980 Assistent an der Augustana-Hochschule; seither ist er dort Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte und hauptamtlich Pfarrer im Evang.-Luth. Diakoniewerk Neuendettelsau (Schulzentrum). Georg Kuhr, derzeit Vorsitzender der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, war viele Jahre als Gemeindepfarrer in Bad Berneck, Günzburg/Donau und Ansbach-St. Johannis und von 1963 bis 1974 am Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg tätig; sein Spezialgebiet ist die Exulantenforschung. Werner Ost ist seit 1968 Obmann der 1849 von Wilhelm Löhe gegründeten »Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.« und seit 1974 der achte Nachfolger Löhes als Ortspfarrer von Neuendettelsau. Rektor Dr. theol. Dieter Voll ist der Leiter des Pastorkollegs der bayerischen Landeskirche in Neuendettelsau. Oberstudienrat Friedrich Weiß ist Konrektor

der Laurentius-Realschule des Evang.-Luth. Diakoniewerkes Neuendettelsau sowie Kreis- und Gemeinderat. Architekt Hanns Weiß stammt aus einer seit Generationen in Neuendettelsau ansässigen Familie und befaßt sich seit Jahren mit der Siedlungsgeschichte seines Heimatortes.

Der Herausgeber und Hauptautor des Buches verdankt seine historische Ausbildung in erster Linie seinem akademischen Lehrer und Doktorvater Professor Dr. Karl Bosl und dem Institut für bayerische Landesgeschichte in München; er unterrichtet als Studiendirektor am Laurentius-Gymnasium des Evang.-Luth. Diakoniewerkes Neuendettelsau in den Fächern Geschichte, Deutsch und Latein.

Nach Abschluß des Manuskripts gilt mein Dank außer den Mitarbeitern allen denjenigen, ohne deren Hilfe das Buch nicht zustandegekommen wäre. In erster Linie denke ich dabei an den Verleger, Herrn Rüdiger von Freymann, und an den Betriebsleiter der Druckerei, Herrn Gernot Friedrich, die von Anfang an engagiert und weit über ihre Pflicht hinaus die Entstehung und die Gestaltung dieses Buches gefördert haben.

Mein Dank gilt ebenso für freundliche Mithilfe und Beratung

- den Damen und Herren der Schloßbibliothek in Ansbach, der Augustana-Bibliothek in Neuendettelsau und der Gemeindebibliothek Neuendettelsau,
- den zuständigen Damen und Herren des Staatsarchivs in Nürnberg, des Landeskirchlichen Archivs in Nürnberg und des Gemeindearchivs in Neuendettelsau,

– der freiherrlichen Familie von Eyb und von Livonius für die großzügige Öffnung des Schloßarchivs in Neuendettelsau.

Einen persönlichen Dank möchte ich sagen Diakonisse Elisabeth Benkert, der Archivarin und Bibliothekarin des Diakonissenmutterhauses, sowie Herrn Pfarrer Konrad Rauh, dem Betreuer des Archivs des Missionswerkes, die mich beide stets hilfsbereit unterstützt haben.

Ebenso herzlich ist mein Dank an meine ehemalige Schülerin Fräulein Dorle Lindenberg, Studentin an der Fachhochschule Würzburg im Fachbereich Kommunikationsdesign, die von Anfang an bei der graphischen Gestaltung des Buches mitgewirkt

und zahlreiche Zeichnungen und Photos beigesteuert hat. Unermüdliche Hilfe bei der Beschaffung seltener oder entlegener Abbildungen hat mir Alexa Freifrau von Eyb geleistet, die von den ersten Anfängen an den lebhaftesten Anteil an diesem Buch genommen hat; dafür sage ich auch ihr aufrichtig und herzlich Dank. Schließlich sei hier auch meine Familie dankbar erwähnt, die mir Kapitel für Kapitel ein interessiertes und kritisches Publikum war, in den letzten Jahren aber oft auf mich verzichten mußte.

Neuendettelsau, den 1. August 1982

Dr. Hans Rößler



# Ortsnamen als Geschichtsquelle

## Eine Ortsnamenkunde der Großgemeinde Neuendettelsau

Die ursprünglich dicht bewaldete, noch heute walddreiche fränkische Keuperplatte war seit der Keltenzeit bis ins 7. Jahrhundert nach Christus nahezu unbesiedelt. Erst seit etwa 700 entstehen an der Rezat mit Oberdachstetten, Lehrberg und Ansbach die ersten bedeutenden Siedlungen, denen im Laufe des 8. Jahrhunderts auf den hochwasserfreien Böden rezatabwärts bald weitere Ortsgründungen folgen (Albern-, Rutzen-, Volkers-, Herpers-, Malmersdorf, Windsbach, Retzen-, Elpersdorf). Vom Rezattal ausgehend werden dann seit dem 9. Jahrhundert die Seitentäler und die Hochflächen besiedelt, ein Vorgang, der sich bis ins 12. Jahrhundert hinzog. Die Ortsnamen dieser Siedlungswelle zeigen meist die Endungen -dorf, -bach, -au, -hofen, -hausen und -bronn; zu ihnen gehören aus dem Bereich der Großgemeinde Neuendettelsau: Dettelsau, Mausen-, Watzen- und Wollersdorf sowie Wernsbach. In die Schlußphase dieses Siedlungsabschnittes (11./12. Jahrhundert) gehören diejenigen Siedlungen, die sich durch ihre Namen eindeutig als Rodungsorte zu erkennen geben; dazu gehören aus dem Bereich der Großgemeinde die Dörfer Haag und Reuth, vermutlich auch Aich. Was dann noch an Siedlungstätigkeit folgte, blieb in der Regel auf die Kleinform der Einzelhofsiedlung beschränkt, da kein Raum zu weiterer Ausdehnung zur Verfügung stand;

hierher sind die Siedlungen Birkenhof, Geichsenhof, Mühlhof, Steinhof und mit großem Abstand Weiherhof, Johannishof und Jakobsruh zu rechnen.

### *Alten-/Neuendettelsau*

Die älteste bislang bekannte Namensform für den Hauptort unserer Großgemeinde stammt aus dem Jahr 1142 und lautet: Tetelsouwe. Der zweite Bestandteil des Namens, das mhd. Grundwort ouwe, ist leicht zu deuten; es bezeichnet eine an einem Wasserlauf gelegene Niederung oder eine nasse Wiese. Diese Bedeutung zeigt klar, was das jüngere Bestimmungswort Alten- bzw. Neuen-(Dettelsau) ohnehin anzeigt, nämlich, daß dieser Name für die Siedlung Altendettelsau geprägt wurde, die in der flachen Niederung des Heiligenbächl liegt.

Umstritten war längere Zeit die Deutung des Bestimmungswortes Tetels-, das sich durch das -s- eindeutig als Genitivform (Wes-Fall) zu erkennen gibt. Die Ableitung des Wortes von Dattel »Buchweizen« oder von Detteln »Rohrkolben«, die noch Adam Schuster in seiner verdienstvollen Ortsgeschichte in Erwägung gezogen hat, kommt aus sprachlichen Gründen nicht in Frage. Mit Sicherheit ist vielmehr von einem Personennamen auszugehen, der Tettilí(n) gelautet haben muß. Bei diesem Namen han-

delt es sich um eine Verkleinerungsform des überlieferten germanischen Personennamens Tato oder Teto. Demnach ist der Ortsname als »Siedlung in der Aue des Tettilî« zu deuten, wobei wir in diesem Tettilî den

Gründer und Eigentümer der Siedlung sehen dürfen.

Wenn 1298 die Bezeichnung »castrum Tettelsaue« (Burg Dettelsau) urkundlich überliefert ist, so ist darunter bereits mit Sicher-



*Neudettelsau ca. 1920 (Flug-Postkarte im Besitz von Hanns Weiß/Neudettelsau). Die Flugzeugaufnahme läßt die Struktur des historischen Ortskerns gut erkennen, dessen Grenze sich als Wassergraben (»Schloßgraben« an der heutigen Johann-Flierl-Straße), Weg (an der heutigen Friedrich-Bauer-Straße) oder Hecke deutlich abhebt. Im Mittelpunkt das Schloß (ohne den Westflügel von 1923/26) und die Dorfkirche (1899/1901); im Norden des Dorfangers (im Bild oben) das alte Schulhaus; die anschließende Engstelle markiert den Platz des »oberen Tores«; links anschließend das ehemalige Gebäude der Missionsanstalt (mit Turm); darüber (bis zum oberen und linken Bildrand) die Kolonie der Diakonissenanstalt mit der alten Laurentiuskirche (1887–1929)*

heit die Siedlung Neuendettelsau zu verstehen, die sich im Anschluß an eine Burg, das heutige Schloß Neuendettelsau, entwickelt hat. 1317 wird die Siedlung als »Nuwentelsauwe« erstmals mit Hilfe des zweiten Bestimmungswortes »Neuen-« von der älteren Siedlung unterschieden. »Wegen der Verbindung von Herrenhaus und Dorf wurde Neuendettelsau bald als das eigentliche Dettelsau betrachtet und, da es sich auch stattlicher entwickelte, nur noch Dettelsau als der bedeutendere Ort des Namenspaares genannt« (Fechter).

#### *Mausen-, Watzen-, Wollersdorf und Wernsbach*

Unter den Ortschaften der Großgemeinde Neuendettelsau steht Mausendorf ohne Zweifel auf dem geschichtsträchtigsten Boden; denn dank der Bodenfunde einer dort ansässigen Bäuerin wissen wir seit jüngster Zeit (vgl. FLZ vom 9./10. Oktober 1976), daß dort bzw. in der nächsten Nähe eine jungsteinzeitliche Siedlung zu vermuten ist. Auch der Ortsname ist außergewöhnlich. Während das Bestimmungswort der übrigen Ortsnamen auf -dorf und -bach aus einem germanisch-deutschen Personennamen besteht, begegnet uns hier ein slawischer Personennamen. Wir entnehmen ihn dem Namensbeleg von 1255 »Muselndorf«, der zeigt, daß der Ortsname mit Mäusen nichts zu tun hat (noch 1790 »Mauselndorf«); er ist vielmehr als »Dorf des Muzl« zu deuten. Ob der Träger dieses Namens selbst slawischer Abstammung gewesen ist oder ob lediglich

der Name aus der slawischen Sprache stammt, kann hier nicht entschieden werden.

Einfacher liegen die Dinge bei den drei übrigen Namen. Watzendorf (schon 1212 »Watzendorf«), das Dorf des Wazo, ist auf den heute ungebräuchlichen germanisch-deutschen Personennamen Wazo zurückzuführen. Wernsbach (1342 »Wernhersbach«) ist die Siedlung am Bach des Wernher. Wernher (heute Werner), ursprünglich Warinheri bzw. Werin-her, ist ein typisches Beispiel der altdeutschen Namensgebungssitte, die in der Regel zweigliedrige Namen verwandte. Während der erste Bestandteil dieses Namens nicht mehr mit Sicherheit zu deuten ist (Ableitung von dem germanischen Stamm der Warnen?), steckt im zweiten Bestandteil das neuhochdeutsche Wort »Heer«. Gleichfalls ein zweigliedriger Personennamen steckt im Bestimmungswort des Ortsnamens Wollersdorf (1183/95 »Volandesdorf«). Die Genitivform Wolandes- ist auf die abgeschliffene Namensform Wolland zurückzuführen, hinter der der Name Wolf-land steckt.

Das Grundwort -dorf bezeichnet ursprünglich nur ein einzelnes Gehöft, so daß wir in den eben genannten Muzl, Wazo, Wernher und Wolland die Gründer und ersten Eigentümer dieser Gehöfte erkennen dürfen.

#### *Bechhofen, Haag, Reuth und Aich*

Mit dem Wald, der Waldnutzung und der Waldrodung haben diese vier Ortsnamen zu

tun. Bechhofen, das man auf den ersten Blick der Ortsnamengruppe auf -hofen zuweisen möchte, gibt sich in den älteren Belegen (1169/70) als Bech-oven bzw. Pech-oven zu erkennen. Der Name (»Bei dem Pechofen«) bezeichnet also ursprünglich eine Pechsiederei, in der aus dem Harz der nahe gelegenen Nadelwälder das Pech zur Fackelbeleuchtung gewonnen wurde. Es spricht viel dafür, daß dieser Betrieb vom Gumbertuskloster in Ansbach angelegt wurde.

Typische Namen der Ausbauzeit sind Haag und Reuth. 1213 als Gerute, 1259 als Ruth und 1304 als Reut belegt, gibt sich der Ortsname als Hauptwort zu dem mhd. Zeitwort riuten (sprich: rüten) »rodend« zu erkennen und bezeichnet ein durch Rodung urbar gemachtes Landstück. Die Größe des Waldes, aus dem die Gemarkung Reuth herausgerodet wurde, ist an den verbliebenen Waldparzellen, die den Ort kreisförmig umgeben, noch deutlich abzulesen. Auf die Art der früheren Bewaldung weist der Name der nahe gelegenen Waldparzelle Birket (von Birke) hin. Ob die Rodung mit Hilfe des Feuers, also der Brandrodung, oder mit der Axt durchgeführt wurde, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Der Name der ca. 2,5 km südöstlich gelegenen Waldparzelle »Brand« sowie die im weiteren Umkreis nicht seltenen Ortsnamen auf Brunst = Brand (Prünst, Fernabrünst) könnten für die erste Methode sprechen.

Auch die Gemarkung Haag wird heute noch auf drei Seiten von Wald umschlossen. Der Ortsname, 1288 als »Hage« und 1316 als »ze dem hage« belegt, bezeichnet eine

»eingehegte« Stelle. Das mhd. Wort hag bedeutet ursprünglich Dorngebüsch, dann jede Art von Hecke und schließlich auch der auf diese Weise eingefriedete Raum. Während die Namenskundlerin Fechter sich vorstellt, daß der Boden für diese Siedlung »durch Hineinrodend in buschiges Gelände gewonnen (wurde), so daß die Siedlung mit ihrer Gemarkung durch eine Hecke begrenzt wurde«, möchte ich eher annehmen, daß sich die junge Siedlung durch einen lebenden Zaun, wie er auch für Neuendetelsau belegt ist, vor den ungebeten Gästen aus dem nahen Wald geschützt hat.

Der Ortsname Aich (1150 »Eich«) kennzeichnet die »Siedlung am Eichenwald«. Wie bei (das) Buch oder (der) Tann hat auch hier der Baumname durch den Wechsel des Geschlechtes (das Eich) die Bedeutung eines Ortsnamens angenommen.

### *Mühlennamen*

Im Bereich der Großgemeinde Neuendetelsau gibt es fünf Mühlen, die z.T. noch heute in Betrieb sind. Zwei von ihnen sind nach der nächstgelegenen Siedlung benannt: die Mäusenmühle und die Steinmühle. Bei beiden Namen handelt es sich um Kurzformen, sog. Klammerformen: Mäusenmühle statt Mäusen-dorfer-mühle (1253 molendinum apud Mausendorf »Mühle bei Mausendorf«) und Steinmühle statt Steinhofmühle. Ob es sich bei dem Namen der heute dem Verfall preisgegebenen Geichsenmühle gleichfalls um eine derartige Klammerform handelt (Geichsenhofmühle)

le), erscheint mir zweifelhaft. Der älteste Beleg (1402 Geissenmül) legt die Deutung Geißenmühle nahe, d.h. Mühle, bei der Geißen gehalten wurden.

Die heute stillgelegte Froschmühle verdankt ihren Namen dem nahe gelegenen Froschwasser. Nach Aussagen der Besitzer soll sie übrigens früher Hundmühle geheißen haben, da angeblich herrschaftliche Hunde auf ihr gehalten wurden.

Handelte es sich bei diesen vier Mühlen um Mahl- bzw. Schneidemühlen, so begegnet uns mit der »Hammerschmiede« bei Aich ein anderer Typ. In solchen Mühlen wurde, wie der Name sagt, mit Hilfe der Wasserkraft ein Hammerwerk betrieben, durch das Roheisen zu Blechen oder Werkzeugen geschmiedet wurde. Eine Vorstellung von der technischen Ausrüstung einer solchen Mühle vermittelt das Hammerwerk aus Obererlbach, das vor wenigen Jahren ins Heimatmuseum Feuchtwangen übertragen wurde. Die Hammerschmiede bei Aich wurde 1904 stillgelegt, in der Getreidemühle wurde im August 1976 zum letzten Mal Mehl gemahlen.

### *Einzelhofsiedlungen*

Auf die letzte Phase der Siedlungstätigkeit weisen in unserem Bereich die Ortsnamen auf -hof hin. Diese relativ jungen Siedlungen stammen aus einer Zeit, in der der nutzbare Boden bereits weitgehend aufgeteilt und für größere Neusiedlungen kein Platz mehr war. Der älteste Beleg (1340) liegt für den Steinhof vor, bei dem zwei Deu-

tungen in Frage kommen: *aus* Stein erbauter Hof (im Gegensatz zum Holz- oder Fachwerkgebäude) oder *auf* Stein (=Fels) gebauter Hof. Da der felsige Grund, auf dem der Steinhof steht, aus der landschaftlichen Gestaltung der Umgebung deutlich hervorsticht, ist in diesem Fall sicher die zweite Deutung richtig.

Der Name Geichsenhof ist 1402 als »Geysen-*sen*hof« belegt und damit zugleich gedeutet: Hof, auf dem einmal Geißen gehalten wurden. Auf frühere Geißenhaltung weisen auch die Geländennamen Geichsenbuck (zwischen Birkenhof und Neuendettelsau), Geißensteig (bei Mausendorf) und Geißberg (bei Wernsbach) hin. Ohne Schwierigkeit ist der Name Birkenhof zu deuten, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erstmals als »Pirckenhof« belegt ist: Hof bei den Birken.

Wesentlich jünger sind die Einzelhofsiedlungen Jakobsruh, Mühlhof, Johannishof und Weiherhof. Wer bei der Jakobsruh an den alttestamentlichen Jakob und seinen Traum denkt, muß sich durch die historische Forschung ernüchtern lassen. Sie hat festgestellt, daß sich 1770 der Heilsbronner Klosteramtsverwalter Jakob Weinhard im Aurachtal ein Landhaus errichtet und nach seinem Vornamen Jakobsruh benannt hat. Weinhard folgte damit der Namensmode des 17. und 18. Jahrhunderts, die noch aus den Ortsnamen Karlsruhe, Ludwigslust oder Wilhelmshöhe zu uns spricht. Das kleine Hofgut (Wohnhaus und Stall), das sich seit 1897 im Besitz der Diakonissenanstalt befand, wurde 1967 abgerissen, so daß der Name heute nur noch auf dem ca. 300 m ent-

fernten Schwesternerholungsheim (erbaut 1902) ruht.

Der Mühlhof, das älteste der drei Anwesen an der Kreisstraße zwischen Neuendettelsau und Schlauersbach, wurde um 1870 erbaut. Er erhielt seinen Namen wahrscheinlich von dem »Mühlweg«, der unweit des Hofes in die Kreisstraße einmündete. Mühlhof ist demnach eine Kurzform (sog. Klammerform) anstelle der vollen Form Mühl-weg-hof. Auf dem Mühlweg, der durch den Wald nach Ziegendorf führt, haben früher, wie die Eltern der gegenwärtigen Besitzer noch zu berichten wußten, die Bauern von Petersaurach und Ziegendorf ihr Korn zur Mühle nach Bechhofen gebracht.

An der Kreisstraße von Neuendettelsau nach Reuth liegt der Johannishof. Er wurde ca. 1880 nach der Aufteilung des Geichsenhofes für einen der drei Vollet-Söhne erbaut, der den Vornamen Johannes trug.

Alte Dettelsauer wissen, daß die Häuser an der Bechhöfener Straße nach dem ersten Anwesen dieser Siedlung (1885/86) auch Weiherhof genannt werden; Namensgeber sind die beiden Weiher auf der Talsohle des Wernsbaches. In dem Maße, wie die einst weiter vor Neuendettelsau gelegene Siedlung mit dem Ort zusammenwächst, wird der Name, der sich nie recht eingebürgert hat, vermutlich wieder verschwinden, es sei denn, man erhält ihn als Straßennamen.



#### *Quellen und Literatur*

»Die Ortsnamen des Landkreises Ansbach« hat Elisabeth Fechter in ihrer Erlanger Dissertation 1955 systematisch gesammelt und gedeutet. Die nur maschinenschriftlich vervielfältigte Arbeit kann in der Schloßbibliothek Ansbach eingesehen werden.

Die bei Fechter fehlende Erklärung des Namens »Johannishof« verdanke ich Herrn Dipl.-Ing. Robert Vollet/Neuendettelsau.

## »Castrum Tetelsaue« – eine staufische Reichsdienstmannenburg

Wer sich im Hof des Eybschen Schlosses in Neuendettelsau dem neuerdings wieder errichteten Ziehbrunnen zuwendet, sieht unweit davon eine bemooste Treppe in die Tiefe führen. Wenn man, mit einer Kerze ausgerüstet, ihren Stufen folgt, gelangt man in einen dunklen Kellerraum, dessen Decke halbrund gewölbt ist. Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat und Einzelheiten unterscheiden kann, erkennt man, daß das senkrecht aufgehende Mauerwerk der Westwand uneinheitlich zusammengefügt ist und offenbar aus zwei verschiedenen Teilen unterschiedlichen Alters besteht, die sich durch unterschiedliche Mauertechnik deutlich voneinander abheben.

### *Buckelquader*

Der Geschichtskenner erlebt hier eine Überraschung. Denn sein geübtes Auge erkennt sofort, daß die Steinblöcke der unteren Zone alle Merkmale des sogenannten Buckelquaders aufweisen. Buckelquader zeigen längs der Kanten einen gleichmäßig breiten, ziemlich glatt bearbeiteten Rand, während die übrige Fläche der Schauseite nur grob behauen, also »buckelig« ist. Aus der Burgenkunde weiß der Historiker, daß diese Art, Steine zu behauen, nur in einem ganz bestimmten Abschnitt des Mittelalters und nur bei bestimmten Gebäuden angewandt worden ist, nämlich bei den Burgen

und Pfalzen der Stauerzeit (ca. 1150–1250). So kennen wir den Buckelquader, der der Mauerwand einen lebendigen und zugleich trotzigen Charakter verleiht, beispielsweise von der Kaiserburg in Nürnberg (Sinwellturm um 1150) ebenso wie von der Barbarossa-Pfalz Gelnhausen (Torturm, 1170/80) oder von den Kastellen des Barbarossaenkels Friedrich II. in Süditalien (z.B. Bari/Apulien 1233).



*Buckelquader im Keller des von Eybschen Schlosses in Neuendettelsau* (Foto: E. Steinbauer)

Stehen wir hier also vor den Überresten einer Wehranlage der Stauerzeit? Der Befund spricht dafür, und wir können vermuten, daß der Mauerrest, inzwischen im Schutt der mehrmals zerstörten Nachfolger-

bauten begraben, ursprünglich Teil einer staufischen Befestigung war, die in den Jahrzehnten um 1200 errichtet wurde. Dieser Mauerrest wäre demnach das älteste Architekturzeugnis unseres Ortes. Läßt sich diese architekturgeschichtliche These auch urkundlich erhärten?

### *Die ersten Burgherren des »Castrum Tetelsaue«*

In der Regel trifft der Mensch seine testamentarischen Verfügungen, wenn er den Tod herannahen fühlt. So dürfen wir in Hedwig von Tetelsaue (gestorben 1303) sicher eine bereits betagte Frau vermuten, als sie 1298 in einer Urkunde folgendes niederlegen ließ:

Die Einkünfte aus einem Bauernhof im benachbarten Haag, die sie vor Jahren durch einen Schmuckverkauf erworben hatte, sollen nach ihrem Tod in das Eigentum des Klosters Heilsbronn übergehen; das Kloster seinerseits wird verpflichtet, aus diesen Einkünften alljährlich 20 Heller an Hedwigs Beichtvater in Tetelsaue auszuführen, der das Geld dann an die Armen verteilen soll.

Die im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München aufbewahrte Urkunde trug ursprünglich die Siegel von Hedwigs Ehemann, Hermann von Vestenberg, und des bereits erwachsenen Sohnes, Heinrich von Absberg. Ausgestellt wurde die Urkunde am Ambrosiustag des Jahres 1298 »in castro Tetelsaue« (auf der Burg Dettelsau).

Dies ist die erste Erwähnung der Burg Det-

telsau. Der Burgherr, Hedwigs Gatte, wird dabei »Dienstmann des kaiserlichen Hofes« (imperialis aule ministerialis) genannt. Ferner erfahren wir, daß es auf der Burg auch einen Priester, Hedwigs Beichtvater, und infolgedessen wohl auch eine Burgkapelle gab. Wir dürfen dies um so sicherer annehmen, da wir aus der Burgenkunde wissen, daß eine größere oder kleinere Kapelle zum Bauprogramm selbst der bescheidensten Burgen des 13. Jahrhunderts gehörte.

Zugleich gibt die Urkunde aber auch ein Rätsel auf: Warum trägt Hedwigs Sohn nicht den Namen des Vaters, von Vestenberg bzw. von Tetelsaue; warum nennt er sich nach der Burg Absberg (Landkreis Weißenburg = Gunzenhausen), auf deren Grundmauern sich heute das ehemalige Deutsch-Ordensschloß Absberg erhebt?

Wenn man nach dem Geschlecht der Edelfreien von Absberg Nachforschungen anstellt, stößt man in den Eichstätter Hochstiftsurkunden zwischen 1245 und 1281 auf einen Heinrich von Absberg, Lehensmann des Bischofs von Eichstätt (gestorben 1281). Dieser war in erster Ehe mit einer Frau Adelheid, in zweiter Ehe mit einer Frau Hedwig verheiratet; aus dieser Ehe stammen zwei Söhne, Goßwin und Heinrich der Jüngere von Absberg. Damit ist das Rätsel wohl gelöst: Hermann von Vestenberg auf Tetelsaue hat die Witwe des Absbergers geheiratet, die ihm zwei Söhne in die Ehe mitbrachte, die weiterhin den Vatersnamen führten.

War das eine – wie man sagt – »gute Partie«? Wenn man bedenkt, daß die Witwe

Hedwig wohl schon im gesetzten Alter stand und daß zwei Stiefsöhne in der Regel eine problematische Mitgift darstellen, möchte man die Frage verneinen. Nun muß man aber wissen, daß im Mittelalter – und bis herein an die Schwelle unserer Zeit – die Liebesheirat die Ausnahme, die Zweckehe, die aus materiellen oder sozialen Gründen geschlossen wurde, vielmehr die Regel war. So betrachtet war diese Eheschließung eine ausgezeichnete Partie. Denn zum einen war Hedwig die Witwe eines begüterten Mannes und selbst vermögend, zum anderen stand sie als Edelfreie standesmäßig deutlich über ihrem zweiten Mann, einem Ministerialen, so daß diese Ehe für ihn einen sozialen Aufstieg bedeutete.

Dienstmannen oder – wie sie in den Urkunden genannt werden – Ministerialen sind dem Stande nach Unfreie, ursprüngliche Leibeigene des Königs oder eines adeligen Herrn, in dessen Dienst sie sich bewährt haben. Als Kriegsmannen ritten sie Seite an Seite mit ihren Herren ins Feld, als Verwalter seiner Güter und Rechte gewannen sie wachsenden Freiheitsspielraum. Dennoch haftete ihnen der Makel unfreier Herkunft an. Ein Mittel, diesen Makel abzuschütteln, war die Eheverbindung mit einer edelfreien oder adeligen Dame; denn die Kinder, die aus solchen Ehen hervorgingen, konnten von sich behaupten, sie seien zumindest zur Hälfte freier Abkunft. Auf diese Weise gelang den meisten Ministerialen im Laufe des 13. Jahrhunderts der Aufstieg in den Niederadel.

Hermann von Vestenberg bzw. von Tetels-

ae, wie er sich 1295 nennt, Hedwigs Gatte, bietet ein schönes Beispiel für dieses Bemühen. Er gehört in die weit verzweigte Ministerialenfamilie von Vestenberg/Haslach, die im 13. Jahrhundert im Königsdienst vielfach belegt ist. Versuchen wir, durch eine Betrachtung dieser Familie unserem Ziel näherzukommen, den staufischen Ursprung der Burg Tetelsae zu belegen.

#### *Die Reichsdienstmannen von Vestenberg*

Sicher nur wenige Besucher des Friedhofs und der neugotischen Pfarrkirche (1891) von Vestenberg (Gemeinde Petersaurach) sind sich bewußt, daß sie auf dem Areal einer ehemaligen Burg stehen. Wer freilich von dieser Tatsache weiß, wird rasch anhand der Geländeform und der noch vorhandenen Reste von Mauern und Gräben den Umfang der Burg erkennen können.

Auch wenn die schriftliche Überlieferung zu diesem Zeitpunkt noch schweigt, können wir mit großer Sicherheit annehmen, daß diese Burg um 1200 zur Sicherung staufischen Königsgutes von staufischen Dienstmannen errichtet wurde, die sich nach ihrem angestammten Wohnsitz »von Haslach« (= Großhaslach) nannten. Vermutlich war der Erbauer jener Konrad von Haslach, der 1212 belegt ist, oder (sein Bruder?) Friedrich von Haslach, der 1213 als Zeuge in einer staufischen Königsurkunde erscheint.

Lange blieben die Haslacher, die sich erstmals 1234 auch »von Vestenberg« nennen, freilich nicht im Besitz der Burg; denn schon 1235 wurde sie ihnen von den Herren

von Dornberg-Schalkhausen, von denen sie 1281 durch Erbfall an die Herren von Heideck kam, wieder entrissen. Wenn die Reichsdienstmannen von Haslach-Vestenberg dennoch an diesem Namen festhielten, wollten sie damit offenbar ihren noch fortbestehenden Besitzanspruch zum Ausdruck bringen. So nennt sich z.B. noch Jahrzehnte später sowohl der Reichsministeriale Albert (ca. 1240– ca. 1315), der auf dem Familienstammsitz Haslach saß, als auch sein Bruder Hermann, den wir 1295/98 als Burgherrn auf »Tetelsaue« kennenlernten, »von Vestenberg«.

Friedrich bzw. Konrad von Haslach war, soweit wir erkennen können, nicht nur der Stammvater des Zweiges, der sich fortan von Vestenberg nannte, sondern auch des Zweiges, der auf der Burg Bruckberg saß und sich so nannte. Konrad von Bruckberg (ca. 1210–1253), dessen Leben wir aus den Urkunden etwas genauer kennen, war vermutlich einer der Söhne. Seine Lebensgeschichte bietet ein schönes Beispiel für Leben und Sterben eines staufischen Reichsdienstmannen.

Konrad von Bruckberg war bei Regierungsantritt König Konrads IV. (1250–1254) als Reichsministeriale mit dem Reichsheer zur Italienfahrt aufgeboten worden. Dies war ihm angesichts des hohen Risikos einer solchen Unternehmung Anlaß, sich vor dem Abmarsch über das bisherige Leben Rechenschaft zu geben und über das zukünftige nachzudenken. Sicher nicht ohne Zutun der Heilsbronner Mönche wurde ihm dabei peinlich bewußt, daß er diese in der zurück-

liegenden Zeit »in bonis suis enormiter molestasse« (in ihrem Eigentum enorm geschädigt habe) und deshalb etwas »in remedium anime« (zur Rettung seines Seelenheiles) tun müsse. Er vermachte deshalb für den Fall, daß er nicht mehr heimkehre, seine Güter in Engelhartshof dem Kloster Heilsbronn zur Unterhaltung eines Ewigen Lichtes vor dem Marienaltar.

1253 war der in der Urkunde vorgesehene Fall in der Tat eingetreten: Konrad von Bruckberg war in Apulien, wohin das königliche Heer auf venezianischen Schiffen übersetzt war, gefallen. Dem Testament gemäß übergab sein Bruder Friedrich von Bruckberg dem Kloster die ihm zugedachten Güter zusammen mit einer Mühle bei Mauendorf (= Mausenmühle).

Die darüber ausgestellte Urkunde ist in mehrfacher Hinsicht interessant: Sie zeigt uns einen wichtigen Aufgabenbereich der Reichsministerialen, nämlich den Kriegsdienst und die Heerfahrt unter den Fahnen des Königs, u.U. bis ins ferne Italien. Aus diesem Grund werden sie in den Quellen auch oft milites (= Soldaten), später Ritter genannt. Zum anderen beleuchtet die Urkunde in eindrucksvoller Weise die Rücksichtslosigkeit und die Brutalität, die für viele Reichsdienstmannen in ihrer Funktion als Verwalter von Königsgut und Königsrechten (z.B. Gericht) kennzeichnend war.

Wir kennen die Übergriffe im einzelnen nicht, über die das Kloster Heilsbronn, das seinerseits unter staufischer Vogtei (Schutzherrschaft) stand, zu klagen hatte und die Konrad am Ende seines Lebens bereute.

Aber zweifellos hat er zeit seines Lebens die Interessen des staufischen Königshauses und sicher auch die eigenen weit über die des Klosters und seiner verbrieften Rechte gesetzt.

So ordnen sich die Haslacher, Vestenberger, Bruckberger und Dettelsauer Reichsdienstmannen geschichtlich in den groß angelegten Versuch der Stauer ein, gestützt



*Siegel des Bischofs Sigibod von Havelberg, von dem Reliquienkästchen, das 1839 im Altar der Dorfkirche entdeckt wurde. Inschrift: Sigibodo dei gracia Havelbergensis eccl(esiae) ep(isco)p(us) (Sigibodo, von Gottes Gnaden Bischof der Kirche von Havelberg)*

auf die ihnen ergebene Reichsministerialität geschlossene Herrschaftskomplexe aufzubauen und durch Burgen zu sichern. Auf diese Weise wollten die Stauer ihre Königsherrschaft angesichts der bedrohlichen Gegenmacht des deutschen Hochadels auf ein neues sicheres Fundament stellen. Solche »Reichsländer«, d. h. Zonen verdichteter

Königsmacht und Königsherrschaft, waren das Gebiet um die Reichsstadt Rothenburg und um die Reichsburg Nürnberg. Die Aufgabe der hier näher betrachteten Ministerialengeschlechter war es, eine Brücke zwischen diesen beiden Herrschaftskomplexen zu schlagen. Gleichzeitig sollten sie die wichtige Verbindungsstraße Feuchtwangen–Ansbach–Nürnberg decken, die sich in Feuchtwangen mit der Fernstraße Augsburg–Würzburg (über Rothenburg) schnitt.

Mit dem Rückzug Friedrich II. aus Deutschland ist dieser Versuch erlahmt, mit dem Untergang der Stauer ist er gescheitert. Ein Großteil des Königsgutes und der Königsrechte ging während des Interregnums, der »königslosen« Zeit, in das Eigentum des Adels und vor allem der Reichsdienstmannen über. Wenn gerade diese unter den Stiftern für das Kloster Heilsbronn besonders häufig auftreten, dann beweist dies, daß sie über ihr Dienstgut längst wie über Eigentum verfügten.

### *Wie kam Sigibod nach Neuendettelsau?*

Als der Dettelsauer Dorfpfarrer Wilhelm Löhe 1839 in seiner Pfarrkirche einen neuen Taufstein aufstellen wollte, mußte der alte Altar zurückversetzt werden. Beim Abbau des steinernen Altars kam in einer Nische unter der Altar-Mensa ein bleiernes Reliquienkästchen zum Vorschein, das durch ein Wachsiegel verschlossen war. Dieses Siegel, das etwa 7,5 x 7 cm groß war, wurde zusammen mit dem Kästchen nach Eichstätt gegeben und ist dort seither verschollen. Es

wurde jedoch ein sorgfältiges Aquarell nach dem Siegel angefertigt, das sich heute noch bei den Pfarramtsakten befindet.

Nach dieser Abbildung zeigte das Siegel einen thronenden Bischof, der in der Rechten einen Bischofsstab, in der Linken das Evangelienbuch hält. Es trug die Umschrift: SIGIBODO DEI GRACIA HAVELBERGENSIS ECCL EPPS. Das heißt: Sigibodo von Gottes Gnaden Bischof der Havelberger Kirche.

Dieses Siegel ist in unserem Zusammenhang eine wichtige Geschichtsquelle. Wenn wir es zum Reden bringen, kann es uns bei unserer Frage nach dem Alter der Burg und des Ortes Neuendettelsau weiterhelfen. Die Buckelquader im Keller des von Eybschen Schlosses haben uns ein hohes Alter der Burg vermuten lassen. Heilbronner Urkunden haben uns gezeigt, daß die Burgherren des Castrum Tetelsaue in die staufische Dienstmannensippe von Vestenberg einzuordnen sind. Wann haben sie die Burg und den Ort Tetelsaue gegründet? Welche Rolle spielte Bischof Sigibod von Havelberg dabei?

Über diesen Bischof, der von 1206/7 bis 1219/20 dem Bistum Havelberg vorstand, ist nur wenig bekannt. Aber auch die wenigen Nachrichten, die der Magdeburger Staatsarchivrat G. Wentz über ihn zusammengetragen hat, helfen uns weiter.

Das Bistum Havelberg, rechts der Elbe am Unterlauf der Havel gelegen, wurde schon 35 Jahre nach seiner Gründung (948) durch einen Aufstand der heidnischen Wenden wieder zerstört. Trotzdem wurde die Bischofswürde weiterhin verliehen; ihre Inha-

ber betätigten sich mehr als 150 Jahre lang als Weihbischöfe ihrer Amtsbrüder in anderen Gegenden Deutschlands (Sachsen, Thüringen, Schwaben, Schweiz, Elsaß). Auch nachdem das Bistum durch den staufischen Gefolgsmann Anselm von Havelberg 1144/50 wieder errichtet worden war, hielten sich die Havelberger Bischöfe noch etwa ein Jahrhundert lang nur vorübergehend in ihrer Diözese auf; denn diese füllte sich nur sehr langsam wieder mit deutschen Kolonisten.

So finden wir auch Sigibodo wiederholt als Weihbischof in der Erzdiözese Mainz, zweimal auch in der Diözese Würzburg tätig. Hier weihte er am 16./17. Mai 1214 die Klosterkapelle und zwei Altäre zu Bruderhartmannszell bei Rothenburg o.T. und (vermutlich) 1216 die Kirche von Oberasbach bei Nürnberg.

Nach der Lehre der katholischen Kirche gilt ein neuer Altar als geweiht, wenn man eine Reliquie in ihm niedergelegt und das erste Meßopfer auf ihm dargebracht hat. Wir dürfen deshalb mit Sicherheit annehmen, daß der Bischof, der die Reliquie zum Echtheitsbeweis siegelte, auch die Weihehandlung vollzog. Damit kann als sicher gelten, daß Bischof Sigibodo in Neuendettelsau einen Altar geweiht hat, vermutlich 1216 im Zusammenhang mit seiner Weihetätigkeit in Oberasbach. Im Mai dieses Jahres hatte er an dem Hoftag Kaiser Friedrichs II. (von Staufer) in Würzburg teilgenommen und damit seinen Übertritt aus dem welfischen Lager in die staufische Partei offen vollzogen. In diesen Zusammenhang paßt die

Vermutung ausgezeichnet, daß er dort dem staufischen Dienstmann von Tetelsaue begegnet und mit ihm nach Dettelsau gekommen sein mag.

Es muß im Augenblick offenbleiben, ob Sigibodo damals die Burgkapelle des 1298 erstmals bezeugten *Castrum Tetelsaue* oder einen Vorgängerbau der heutigen Dorfkirche geweiht hat. Fest steht jedenfalls, daß bereits die erste bekannte Burgherrin, Hedwig von Absberg-Tetelsaue, 1298 einen eigenen Beichtvater hatte. Demnach muß damals eine Burgkapelle vorhanden gewesen sein. Wir wissen ferner, daß eine Kapelle oder wenigstens ein gottesdienstlicher Raum regelmäßig zum Bauprogramm auch

kleinerer Burgen der Stauferzeit gehörten. Noch heute befindet sich im Schloß in dem der Dorfkirche zugewandten Flügel eine Schloßkapelle, die nach Ausweis der erst neuerdings freigelegten Weihekreuze wenigstens in die Zeit vor 1500 zu datieren ist.

Wie dem auch sei, – die Altarweihe von 1216 setzt voraus, daß die staufische Rodungssiedlung Tetelsaue und mit ihr die staufische Dienstmannenburg, die zu ihrem Schutz angelegt worden war, bereits bestanden. Damit ist das Jahr 1216 das erste Datum, das wir aus der Geschichte unseres Ortes kennen. Man tut deshalb gut daran, bereits jetzt für das Jahr 2016 die 800-Jahr-Feier unseres Ortes vorzumerken.

#### *Quellen und Literatur*

Die Quellengrundlage dieses Beitrages sind die Urkundenbücher des Klosters Heilsbronn und der Bischöfe von Eichstätt:

- Günther Schuhmann und Gerhard Hirschmann, *Urkundenregesten des Zisterzienserklosters Heilsbronn*, 1. Teil: 1132–1321, Würzburg 1957;
- Franz Heidingsfelder, *die Regesten der Bischöfe von Eichstätt (bis 1324)*, Erlangen 1938

Wer tiefer in die Materie eindringen will, findet im 89. Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken, Ansbach 1977–1981, Seite 35–41, eine Fassung dieses Beitrages mit wissenschaftlichem Apparat, dem alle Einzelheiten zu entnehmen sind.



# Der Dorfherr und seine Bauern

## Dorf und Flur im Wandel der Jahrhunderte

### *Das Dorf Neuendettelsau zu Beginn des 19. Jahrhunderts*

Unsere Untersuchung über die Entwicklung der Siedlung Neuendettelsau beginnt mit der Beschreibung ihres Zustandes im Jahre 1835. In diesem Jahre hatte die königliche Steuerkatasterkommission ihre Arbeiten zum Urkataster für Neuendettelsau fertiggestellt. Damit standen zum ersten Mal exakte Unterlagen über Dorf und Flur zur Verfügung. Nicht nur die Dorfanlage mit Wegen, Häusern und Gärten wurde in einem Plan sorgfältig erfaßt, sondern auch Felder, Wiesen und Wald. Die Häuser hatten schon 1792 zu Beginn der preußischen Verwaltung in Ansbach »polizeiliche« Hausnummern erhalten, die nun in Verbindung mit den neugeschaffenen Plannummern eine genaue Besitzkartierung ergaben. Hinzu kam die »Bonitierung« des Bodens, so daß auch die Ertragsfähigkeit der einzelnen Grundstücke klassifiziert und festgestellt wurde. Sämtliche Grundstücke tragen noch heute – mit den entsprechenden, durch Grenzänderungen bedingten Fortschreibungen – die damals zugeteilten Plannummern, die man heute allerdings als Flurnummern bezeichnet.

Sehr viele Unterlagen, die für die Siedlungsgeschichte von Interesse sind, haben

Abgaben und Steuern zum Gegenstand. Dies trifft im besonderen Maße auch für den Urkataster zu. Ansbach war durch den Preßburger Frieden vom 26. 12. 1805 an Bayern gefallen. Die Haupteinnahmequelle des Staates bestand in der Besteuerung von Grund und Boden. Durch Landesvermessung und einheitliche Bewertung der Grundstücke sollte eine gleichmäßige Besteuerung ermöglicht werden. Der Gebietszuwachs, den der Bayerische Staat im Gefolge der napoleonischen Kriege erfahren hatte, führte dazu, daß die Grundsteuer nach 114 verschiedenen Grundlagen innerhalb des Staatsgebietes bemessen wurde. Die Bemühung, diese wichtige Steuer nach einheitlichen Grundlagen zu erheben, führte zur Errichtung des Grundsteuerkatasters mit dem sogenannten Extraditionsplan. Beide zusammen bilden den Ausgangspunkt für unsere Untersuchung.

Der Extraditionsplan weist den Dorfkern von Neuendettelsau als typisches Straßenangerdorf aus. Der Sternplatz im Süden und die Einmündung der Friedrich-Bauer-Straße in die Hauptstraße im Norden markieren heute die Grenzen des alten Dorfes. Der Straßenanger verläuft in Nord-Süd-Richtung und hat eine Länge von 280 m. Die Angerbreite beträgt rund 30 m, im Bereich der Kirche 40 m. Da der Chor geostet ist und

die Kirche deshalb quer auf dem Anger steht, war hier eine größere Breite erforderlich. An den beiden Zugängen zum Dorf sind die Gebäude so angeordnet, daß nur ein 4 m breiter Durchgang bleibt. Das damalige Dorf bildet ein Oval mit einer größten Breite von 250 m in Ost-West-Richtung. Umgeben ist das Ganze von einem 6 m breiten und einige Meter tiefen Ettergraben.

So zeigt sich Neuendettelsau als eine geordnete und planvoll errichtete Dorfanlage. Verbindet man die beiden einzigen Zugänge zur Siedlung mit einer Linie und trägt hierauf mittig ein Achsenkreuz an, so lassen sich zwanglos vier verschiedene Teile oder Quadranten des Dorfovals ablesen:

- der südwestliche Teil, der vom Schloß eingenommen wird;
- der nordwestliche Teil mit etwas unregelmäßigem Baubestand;
- der nordöstliche Teil mit einer geordneten, gerade verlaufenden Baulinie der Gebäude am Anger;
- der südöstliche Teil mit einer ebenfalls geordneten, jedoch etwas gekrümmten Baulinie der an den Anger angrenzenden Gebäude.

Die an der Straße liegenden Wohnhäuser sind durchwegs »giebelständig« angelegt, d. h. die Giebel schauen zur Straße. Die zurückliegenden Wirtschaftsgebäude sind dagegen »traufenständig«, d. h. die Traufe verläuft parallel zur Straße. Nur kleine und später angelegte Güter bergen als Einfirsthäuser Wohnung, Stall und Scheuer unter einem

längs des Angers verlaufenden Dachfirst. Die giebelständige Anordnung der Häuser, wie sie für die mittelalterlichen Siedlungen in Franken selbstverständlich war, wurde endgültig im 19. Jahrhundert aufgegeben. An der Hauptstraße in Neuendettelsau ist neu und alt allein schon an diesem Merkmal zu unterscheiden. Mit den Giebeln zur Straße zeigen:

- Haus Deuerlein, Gasthaus »Stern« (umbgebaut, jedoch in alter Lage),
- Löhehaus,
- Anwesen Wedel (das »Lingmannsche Beckenhaus«),
- Anwesen Bischoff, Gasthaus Sonne

Die Unterteilung in oberes und unteres Dorf rührt von der topographischen Lage her, zwischen den beiden Zugängen besteht eine Höhendifferenz von 3,2 m. In alten Belegen stößt man nur einmal auf das, was wir heute als Straßennamen bezeichnen. Es handelt sich um die »Riegelgasse«, die in einer Feuerordnung aus dem Jahre 1764 erwähnt ist und die nach einer mündlichen Überlieferung im Dialekt »Rickelgaß« genannt wurde. Heute ist es der Abschnitt der Bahnhofstraße zwischen dem Sternplatz und dem Anwesen Aschenneller.

Bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts hinein war in diesem Bereich ein Lösch- und Tränkweiher, den man »Schmiedslach« nannte, nach der Schmiede, die dort im Jahre 1718 eingerichtet worden war (heutiges Anwesen Bahnhofstraße 14; davor hatten Schmiedgerechtigkeit und Schmiedfron

auf dem Anwesen, in dem sich heute die Löhe-Apotheke befindet). Wenn wir in Betracht ziehen, daß sich, zumindest während der Schneeschmelze und nach Regengüssen, ein Wasserlauf vom Dettelsauer Wald über die Neuwiese, durch die »Schmiedslache«, die »Dirschenlache« (heute Sternplatz) bis über die Klinge zum Wernsbacher Grund zog, so liegt es nahe anzunehmen, daß der Dorfgraben über diesen Wasserlauf gespeist wurde, der andererseits auch als Überlauf gedient haben mag. Ein »Riegel« hätte, falls diese Annahme richtig ist, dann den Zweck gehabt, bei Bedarf Wasser in den Dorfgraben zu leiten.

Ein Beleg aus dem 18. Jahrhundert spricht vom »unteren Torschranken«. Hieraus wird deutlich, daß auch damals zwischen einem oberen und unteren Teil des Dorfes unterschieden wurde und daß der Zugang zum Dorf durch Schranken gesichert war. Von einem »oberen Tor« ist im 17. Jahrhundert wiederholt die Rede.

Das Dorf bestand 1835 aus 75 Anwesen. Das Schloß hatte die Hausnummer 1, die Hausnummer 2 die Kirche, Friedhof und Schulhaus, während die Nummern 3 und 4 zum Schloß gehörten. Somit gab es 71 Anwesen für die Dorfbewohner. In Tabelle 1 sind die Namen der Dettelsauer Hauswirte (mit ihrer Hausnummer) aus dieser Zeit aufgeführt, daneben der jeweilige Beruf, die Fläche des Grundbesitzes und die Grundsteuerverhältniszahl (Produkt aus Fläche und steuerlich festgelegtem Ertrag). Der Plan Nr. 1 zeigt die Anlage des Dorfes um 1830, nach dem Extraditionsplan.

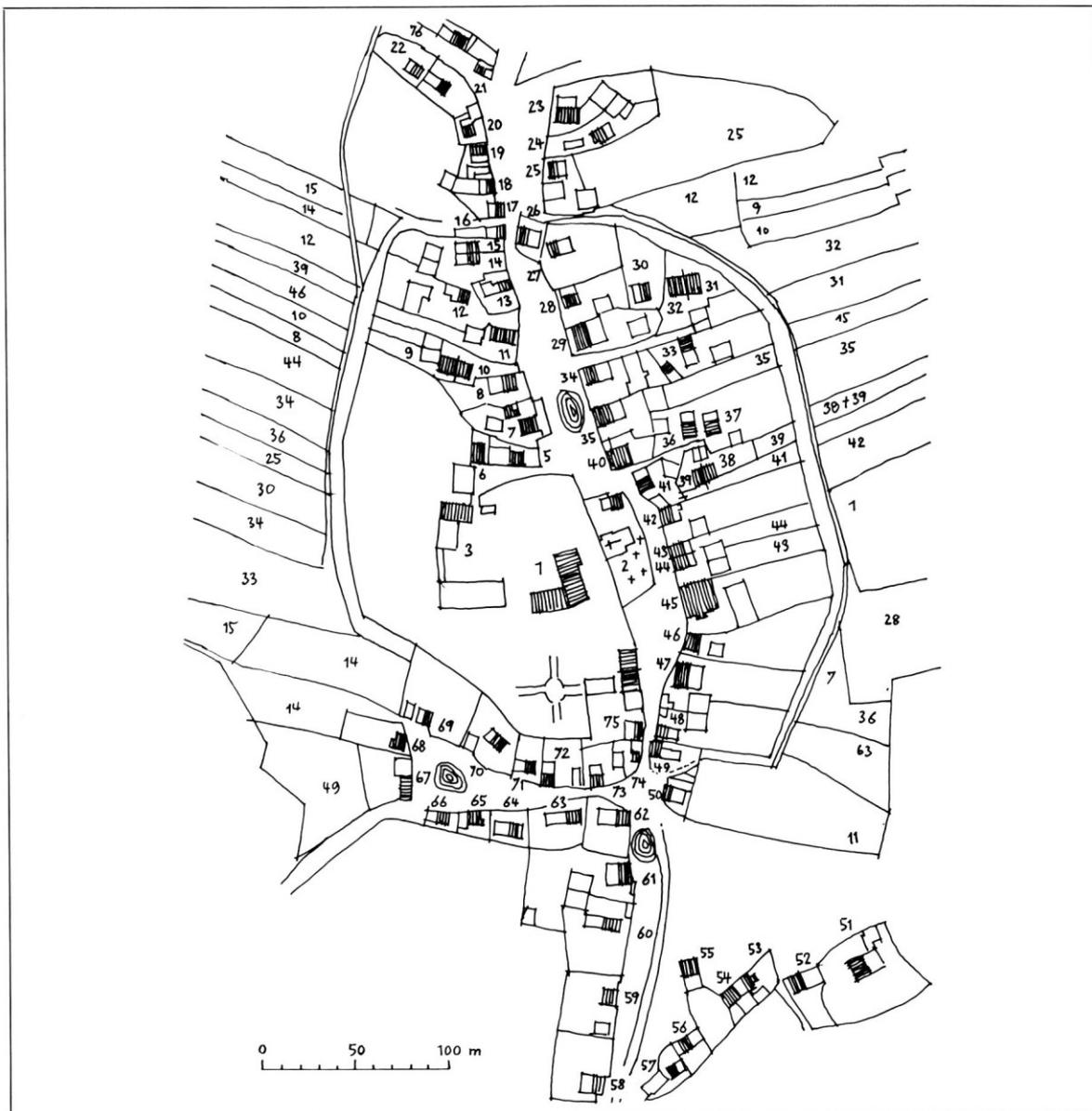
*Neuendettelsau im Jahre 1835.*

*Die eingetragenen Zahlen bedeuten die im Jahre 1792 eingeführten polizeilichen Hausnummern.*

*Zur folgenden Doppelseite:*

*Einwohner- und Besitzliste nach dem Extraditionsplan von 1835.*

*Zur Errichtung des bayerischen Urkatasters waren umfangreiche Feststellungen, Vermessungsarbeiten und Berechnungen erforderlich. Einen Extrakt aus diesen Unterlagen stellt die abgedruckte Einwohner- und Besitzliste dar. In der vorletzten Spalte ist der jeweilige Grundbesitz angegeben. Die Grundsteuer-Verhältniszahl der letzten Spalte ist ein Produkt aus der Grundfläche und dem von der Steuerkommission festgelegten Ertrag.*



## Besitz- und Einwohnerliste 1835 (nach dem Extraditionsplan)

Haus-Nr.	Name	Beruf	Fläche (ha)	Grundsteuer- verhältniszahl in Gulden
1	Carl von Eyb	königl. Kreis- u. Regierungsrath	221,76	2230,5
5	Johann Besenbeck	Güthler	10,11	117,2
6	Peter Hegelheimer	Güthler	8,58	97,8
7	Adam Erred	Güthler	7,68	103,3
8	Stephan Niederländer	Güthler	7,85	108,7
9	Jakob Beck	Halbbauer	11,41	117,4
10	Johann Fischer	Halbbauer	7,72	94,2
11	Pfarrei			
12	Michael Brunner	Bauer	24,99	317,0
13	Balthasar Beck	Güthler	6,21	85,0
14	Georg Butz	Halbbauer	11,29	151,0
15	Konrad Erred	Halbbauer	13,46	196,0
16	Michael Herzog	Güthler	5,75	60,3
17	Ulrich Hofmann	Weber	3,63	42,0
18	Leonhard Albrecht	Schneider	3,85	47,0
19	Michael Nagel	Schenkwirth	6,51	86,0
20	Peter Fischer	Güthler	3,40	36,7
21	Simon Heindel	Güthler	4,17	50,8
22	Lorenz Schreiner	Weber	8,54	104,0
23	Stephan Seybold	Halbbauer	20,50	236,0
24	Michael Nützel	Halbbauer	18,63	208,0
25	Johann Herbst	Schuhmacher	8,80	111,0
26	Georg Kolb	Güthler	4,88	64,0
27	Georg Heubeck	Güthler	5,64	66,0
28	Konrad Maurer's Wittib	Güthler	4,15	62,0
29	Peter Meyer	Güthler	4,90	80,0
30	Adam	Güthler	4,74	64,0
31	Jakob Wechsler's Wittib	Güthler	6,49	102,0
32	Thomas Herzog	Güthler	4,83	60,0
33	Georg Albrecht	Güthler	5,60	78,3
34	Michael Reuter	Bauer	24,23	371,0
35	Jakob Arnold	Bauer	16,79	179,6
36	Michael Sitzmann	Güthler	4,00	42,0
37	Leonhard Blümlein	Güthler	6,79	101,0
38	Johann Schmitzer	Schneider	3,86	42,0

Haus-Nr.	Name	Beruf	Fläche (ha)	Grundsteuer-verhältniszahl in Gulden
39	Friedrich Stöber	Maurer	1,66	26,0
40	Paul Engerer	Bäcker	9,84	124,0
41	Michael Schmidt	Güthler	4,86	70,0
42	Johann Bischoff	Metzger	9,93	148,0
43	Konrad Deuerlein	Halbbauer	3,22	34,0
44	Leonhard Schwarz	Halbbauer	1,23	14,0
45	Holzeder's Wittib	Bierbrauer	22,82	281,0
46	Martin Eichhorn	Güthler	5,64	79,0
47	Christoph Krug	Halbbauer	0,85	16,0
48	Georg Meyer	Halbbauer	6,79	78,0
49	Michael Erred	Güthler	5,31	71,0
50	Georg Rinnemeyer	Güthler	4,08	54,0
51	Georg Güthler	Bauer	14,40	179,0
52	Andreas Reuter	Güthler	4,78	68,0
53	Hirtenhaus (Gemeinde)		10,41	96,0
54	Georg Mangold	Maurer	1,74	18,0
55	Leonhard Schaupner	Wagner	8,56	119,0
56	Peter Pfeifer	Weber	2,66	31,0
57	Georg Koch	Schreiner	4,59	63,0
58	Leonhard Meyer	Güthler	11,91	164,0
59	Johann Fürwitt	Güthler	4,74	59,0
60	Johann Wörrlein	Halbbauer	14,34	174,0
61	Georg Wörrlein	Halbbauer	13,90	177,0
62	Georg Köpplinger	Güthler	5,16	66,7
63	Adam Auer	Güthler	4,16	54,0
64	Barthel Röttenbacher	Güthler	5,55	76,0
65	Johann Wechsler	Güthler	3,05	33,0
66	Martin Ortner	Schneider	0,01	0,6
67	Simon Kroner	Schmied	6,55	86,0
68	Georg Arnold	Schuster	2,72	35,0
69	Johann Rosenbauer	Schneider	2,79	50,0
70	Kaspar Röttenbacher	Güthler	4,91	62,0
71	Leonhard Heimstädt	Gärtner	3,21	35,0
72	Georg Döllinger	Metzger	4,60	52,0
73	Georg Arlt	Güthler	0,04	1,9
74	Leonhard Bauer	Büttner	0,42	6,7
75	Johann Bischoff	Metzger	8,43	126,0
	Bruchplannummern		26,69	319,0

## Neuendettelsau um 1810

Die Napoleonischen Kriege brachten ab 1805 ständig Truppendurchzüge und Einquartierungen. Die Kriegslasten waren, wie immer, von der Bevölkerung der betroffenen Gebiete zu tragen. So mußte die Gemeinde im Jahre 1808 für Schlachtochsen, Strohlieferungen und Fuhrlöhne 64 Gulden und 26 Kreuzer aufbringen. Diese Kosten wurden in einem sogenannten »Ausschlag« auf alle Besitzer von Feldern und Wiesen im Verhältnis ihres Anteils am Grundbesitz umgelegt. So erfahren wir, daß die gesamten Felder und Wiesen mit 1142 Morgen gerechnet wurden. Die seinerzeitige Umlage betrug dementsprechend 3 Kreuzer und 2 Pfennige auf jeden Morgen. Die damals angelegten Listen enthalten die Namen der Besitzer von Feldern und Wiesen, ihre Hausnummer und die Anzahl der Morgen des Grundbesitzes. So entstanden Besitzlisten, die ziemlich genau denen des späteren Urkatasters entsprechen.

Im Vergleich zum Jahre 1835 hat sich hinsichtlich der Anzahl der Haushalte nichts geändert, es gab 1808 ebenfalls 71 Hauswirte. Auffallend ist aber, daß zwischen 1835 und 1808 bei 28 Anwesen andere Besitzernamen auftauchen. Dies trifft sowohl für Gütleerstellen als auch für Bauern- und Halbbauernhöfe zu. Bei jedem vierten Anwesen sind demnach neue Namen festzustellen, was auch, wenn man Namensänderung durch Einheirat in Betracht zieht, auf eine starke Fluktuation hindeutet.

Eine Aufstellung vom 3. Februar 1815

über das Weggeld-Surrogat, eine Straßensteuer, gibt Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Neben dem Schloßgut verfügten nur sechs Anwesen über einen Anspann aus Pferden und Ochsen. Es gab damals 17 Zugtiere im Ort, die sich wie folgt verteilten:

Schloß-Pächter Reichel	2 Pferde, 4 Ochsen
Bauer Michael Brunner	2 Pferde
Bauer Michael Reuter	2 Pferde
Bauer Conrad Arnold	2 Pferde
Halbbauer Conrad Deurerlein	1 Pferd
Wirt Holzöder	2 Ochsen
Halbbauer Peter Deurerlein	2 Pferde

Die restlichen Bewohner waren auf den Anspann ihrer Kühe für die Feldarbeit angewiesen.

Wenn wir uns der Neuendettelsauer Flur zuwenden, wie sie der Extraditionsplan von 1835 darstellt, so fallen zwei unterschiedliche Formen auf: Einer ausgeprägt schmal und lang zugeschnittenen Feldform steht eine solche mit mehr unregelmäßigem und rechteckigem Zuschnitt gegenüber. Die erste wird als Streifenflur bezeichnet, die zweite als Blockflur.

Die Streifenflur ist dadurch gekennzeichnet, daß Felder gleicher Breite und Länge in Verbänden nebeneinander liegen, die Großfelder (sog. »Gewanne«) ergeben, die sich durch ihre Form klar von der übrigen Flur absetzen. Auffallend ist, daß sich die Gewannflur in einer durchschnittlichen Breite von 800 m in ostwestlicher Richtung durch die ganze Neuendettelsauer Gemarkung in einer Länge von 3300 m zieht. Das

Dorf selbst liegt genau in der Mitte dieses rund 2,5 Quadratkilometer großen Streifens. Die neun Gewannfelder tragen die Namen Urlas, Kreuzlach, Am Heuweg, Am Schallgarten/Häusles-Äcker, Hinterm Schloßgraben, Fröschlach/Am Schleiffweg, Lange Länge, Reuther Weg und am Neuweiher; sie beginnen an der westlichen Gemarkungsgrenze am Mühlhof und enden an der östlichen Gemarkungsgrenze am Johannishof (beide Hofstellen sind erst nach 1835 entstanden).

Die restlichen Felder sind als Blockflur einzustufen. Sie liegen in zwei großen Flächen, getrennt durch das Band der Streifenflur, im Süden und Norden des Dorfes. Die unterschiedliche Feldform zeigt an, daß der Ausbau der Felder in verschiedenen Stufen und Zeitabschnitten erfolgte.

Eine Besonderheit der Streifenflur sei noch erwähnt. In den Feldern der »Langen Länge«, aber auch am »Schleiffweg« und »Hinterm Schloßgraben« kommen häufig kleine Versätze von etwa 5 m vor. Die Ackergrenzen verlaufen also nicht geradlinig, sondern sind versetzt. Für die »Zacken«, die auch »Achsel« genannt wurden, gibt es keine befriedigende Deutung. Ich wäre dankbar, wenn ein fachkundiger Leser eine Erklärung hierfür geben könnte.

Das Dorf Neuendettelsau war nicht gerade durch ertragreiche Böden gesegnet, sie liegen im unteren Bereich der Bonitäts-Skala. Die Dettelsauer Böden schnitten besonders im Vergleich mit denen der Nachbarorte schlecht ab. So wurde das auf einer Hochfläche liegende Dorf sowohl von den

Dorfbewohnern selbst als auch in den umliegenden Orten häufig als »Bettelhöhe« bezeichnet.

#### *Neuendettelsau im Jahre 1764*

Einer Feuerordnung verdanken wir detaillierte Kenntnisse über den Zustand des Dorfes im Jahre 1764. »Nachdeme man sich nicht sowohl aus liebe und vorsorge gegen den unterthanen von herrschafftswegen bewogen und veranlasset gesehen, sondern auch von hiesiger gemeindswegen selbsten bey der – den 31. May 1763 gehaltenen – Ehehaft unterthänig angebracht und gebeten worden, daß eine feuerordnung zu stande gebracht werden möge, als(o) ist dißfalls dem verwalteramt ein project abgefordert...« Die von Christoph v. Eyb erlassene Feuerordnung vom 16. November 1764 gibt nicht nur genaue Anweisung, was jeder im Dorf im Brandfalle zu tun habe, sondern befaßt sich auch – wie wir heute sagen würden – mit dem vorbeugenden Brandschutz. Wir können uns hier, im Zusammenhang mit der Siedlungsgeschichte, nicht mit den vielen praktischen Anweisungen und Vorschriften aufhalten, die z.B. das Schweinesengen in der Nähe der Stadel und Strohdächer verbieten; uns interessieren die ausführlichen Anmerkungen zur Feuerordnung, aus denen wir etwas über Besitzer und Anzahl der Anwesen und die Dachdeckung der Häuser erfahren.

Unter der Nummer 1 und der dazugehörigen Anmerkung der Feuerordnung wird bestimmt, daß an sicheren Orten sechs Ge-

meindebacköfen zu errichten seien, in denen jeweils 11 bis 13 Haushaltungen wechselweise ihr Brot backen sollten. Nachdem es noch keine Hausnummern gab, sind die Häuser ihrer Lage nach zusammengefaßt und einem bestimmten Platz für den jeweiligen Backofen zugeordnet.

So war vorgesehen der

1. Ofen auf dem Wasen beim Hirtenhaus – heute Anlage vor dem Anwesen Ordner, Windsbacher Straße;
2. Ofen in der Riegelgasse bei der dortigen Wassergrube – heute Anlage vor dem Anwesen Aschenneller, Bahnhofstraße 14;
3. Ofen bei dem Wirtshaus – heute Gasthaus Bischoff;
4. Ofen bei dem Gemeindebrunnen – heute Anlage vor der Gewerbebank;
5. Ofen bei dem »Pfarrwäselein« – vor dem Löhehaus;
6. Ofen bei der Fröschlach – heute Anlage vor dem Kindergarten, Heilsbronner Straße.

Die Zahl der Anwesen ist im Vergleich zu 1808 mit 71 gleich geblieben. Dieser Konstanz steht erneut ein erheblicher Wechsel bei den Besitzern gegenüber. Auch ein Wechsel und Umzug von einem Haus in ein anderes innerhalb des Dorfes ist zu beobachten.

In einer zweiten Anmerkung zur Feuerordnung werden die Häuser, die mit Stroh gedeckt sind, aufgeführt. Das untere Dorf außerhalb des Grabens scheint das »Armenviertel« gewesen zu sein: Von 24 Wohnhäu-

sern sind 20 mit Stroh gedeckt. Bei den Häusern innerhalb des Grabens und beim oberen Dorf vor dem Graben ist immerhin schon die Hälfte der Häuser mit Ziegeleindeckung ausgestattet. Das Strohdach, das in Nummer 2 der Feuerordnung »gänzlich abgestellt und verboten« wurde, war wesentlich billiger als das Ziegeldach. Das Material – vorsichtig gedroschenes Roggenstroh, dessen Halme nicht zerquetscht sein durften – stand, ohne besondere Kosten zu verursachen, zur Verfügung. Mit Weidenruten wurden Strohbindel, Schauben genannt, die Storzen nach unten, auf die Lattung, die in früheren Zeiten aus Rundholzstangen bestand, gebunden. So konnte das komplette Dach und seine laufende Reparatur mit vorhandenem Material und eigener Hand ausgeführt werden.

»Es sind aber, wie dem unterthanen selbst am besten bekannt, der strohedächer zweyerley, als heerdächer und handvollächer, letztere sind gar gefährlich und werden also, so bald als nur immer möglich, abgestellt.« Außer dem zusätzlichen Gebot, Ofenlöcher mit eisernen Türlein zu verwahren, fehlen weitere Hinweise über die Ausführung der Strohdächer, Herdstellen und Öfen.

Das Strohdach ist endgültig im Lauf des vorigen Jahrhunderts aus unserer Gegend verschwunden. Mit dem Dach ist auch die Erinnerung und Überlieferung über die Ausführung der Strohdeckung untergegangen. In Niedersachsen dagegen ist die Tradition des halmgedeckten Daches in letzten Resten noch vorhanden. Nicht nur in den

Museumsdörfern Niedersachsens, sondern auch in der Landschaft selbst sind vereinzelte »Reitdächer«, d. h. mit Ried oder Schilfrohr gedeckte Dächer, anzutreffen, die auch eine Pflege erfordern. Dementsprechend kennen noch einige wenige Handwerker in dieser Gegend die Ausführung dieses Daches aus eigener Anschauung. So konnte ich einen Dachdeckermeister aus Hude (Oldenburg) befragen, dem die Begriffe »Herddach« und »Handvolldach« aus seiner Jugendzeit noch geläufig waren. Trotz landschaftlicher Eigenheiten wird die Ausführung des strohgedeckten Daches in Franken ähnlich gewesen sein.

Unter dem Begriff »Herddach« versteht man in der Hausforschung ein Gebäude mit Feuerstelle, jedoch ohne Kamin. Der Rauch entwich durch Öffnungen in den Giebel dreiecken. Mit diesem Herddach hängt offensichtlich das »Herddach« zusammen, ein Strohdach, dessen Unterseite mit einer Mischung aus Kuhmist und Lehm verstrichen ist. Damit war das Stroh gegen Funkenflug aus der offenen Herdstelle geschützt.

In der gleichen Art, wie man die Strohdachunterseite verstrich, wurden auch die Fachwerkfelder der Wände, die man vorher mit Flechtwerk ausfüllte, behandelt. Der Lehmdungmischung wurde hierbei Strohhäcksel beigefügt. Die Tätigkeit des Verstreichens wurde »Kleiben« genannt. So verwundert es nicht, daß man auch das Strohdach ähnlich behandelte. Im Brockhaus des Jahres 1902 ist der Lehmverstrich des Strohdaches ebenfalls erwähnt. Diese Art des Strohdaches wurde als »gebunde-

nes« Dach bezeichnet (im Gegensatz zum »genähten« Dach).

Daß es sich bei den Neuendettelsauer Strohdächern um gebundene gehandelt haben muß, zeigt der Begriff des »Handvolldach«. Das gebundene Dach wurde folgendermaßen repariert: Eine Handvoll Stroh wurde unter den Arm geklemmt, in der Mitte einige Male gedreht und dann geknickt. Die Ähren mußten vorher abgeschnitten werden, wobei man die Halme auf gleiche Länge brachte. Die so vorgerichteten Strohbindel wurden dann mit einem »Strohstopfer«, einem Handwerkszeug aus Holz, unter die Weidenruten des gebundenen Daches gestopft, nachdem die verrottenen Strohbindel des Daches vorher entfernt worden waren. Durch häufiges Reparieren und Stopfen entstand dann im Laufe der Zeit ein »Handvolldach«, dessen Untersicht man schlecht verstreichen konnte, da die Handvoll-Schauben nur die halbe Länge hatten. Die Dachuntersicht war uneben geworden.

Wenn wir vorhin sagten, daß das untere Dorf außerhalb des Grabens das Armenviertel gewesen sei, so wird diese Feststellung noch unterstrichen, wenn wir sehen, daß dort von 20 Strohdächern 16 Handvolldächer, also Reparaturdächer waren, während im übrigen Dorf, das ohnehin schon meist Ziegeldächer besaß, die Herddächer überwogen.

Das Verbot des Strohdaches konnte man nicht »über das Knie brechen«, wie es in der Feuerordnung heißt. So wurden Fristen von einigen Jahren gesetzt. Wo eine Änderung der Dacheindeckung von Stroh auf Ziegel

nicht zugemutet werden konnte, mußten sich Erben oder Käufer hierzu verpflichten. Das Verbot des Strohdaches konnte bei den Untertanen »armuths- und unvermögenshalber« nicht so schnell durchgesetzt werden.

Die gleichen Gründe verhinderten wohl auch das Projekt der sechs neuen Backöfen. Offensichtlich wurde nicht ein einziger errichtet. Im Gemeindebuch aus dem Jahre 1854 ist vermerkt, daß 1713 ein neuer Backofen erbaut worden war, und dasselbe wird erst wieder für das Jahr 1807 berichtet. So hat man sich auch nach Erlaß der Feuerordnung mit nur einem Backofen im Dorf begnügt. Der Neubau des Backofens im Jahre 1807 war erforderlich geworden, »da der alte, als man ihn renovieren wollte, auseinanderfiel«.

#### *Neuendettelsau in der Zeit um 1667/70*

Für die Zeit um 1667/69 stehen zwei Quellen zur Verfügung, die Ausdehnung und Zustand des Dorfes Neuendettelsau erkennen lassen. In einem Falle handelt es sich um einen Auszug aus dem »Salbuch« von 1667, der vom Schloßverwalter im Jahre 1814 angefertigt wurde, im anderen Falle um einen Bericht des Oberamtes Windsbach. Daß die Quellen nicht in allen Punkten übereinstimmen, hängt wohl mit der etwas unterschiedlichen Interessenlage der Berichtstatter zusammen: Für den Schloßverwalter geht es darum, die Abgabepflicht der Untertanen aus einem sogenannten Salbuch zu belegen; der Bericht des Amtmannes in

Windsbach dagegen soll die Kammerräte in Ansbach über Zustand und Wert des Schloßgutes informieren. Der Gutsherr Veit Adam von Eyb hatte nämlich erwogen, Neuendettelsau an den markgräflichen Hof, von dem es die Adelsfamilie von Eyb im Jahre 1518 erworben hatte, wieder zu verkaufen.

In seinem Bericht schildert der Amtmann die Verhältnisse 20 Jahre nach dem Ende des 30jährigen Krieges recht anschaulich. Das Schloß ist baufällig, das Dorf zur Hälfte verfallen und unbewohnt. Zum Rittergut gehören 150 Morgen Äcker, wovon ein Teil »mit Holz verwachsen« ist. Die Schloßäcker sind auf 18 verschiedene Orte verstreut, wie dies auch der Extraditionsplan 170 Jahre später noch zeigt; auf ihnen kann nur Korn und Hafer angebaut werden. Zu den Äckern kommen noch acht Tagwerk Wiesen.

Der Bericht über die Bewohner lautet: »Der unterthanen seind jetztiger Zeit noch würllich 31 mannschaften. Der öden güther noch ezlich und zwanzig, worunter aber seither 5 güther verkaufft und in der aufbauung begriffen. Diese unterthanen seindt alle guthe leute, die ihre Schuldigkeit richtig bezahlen...«

Von den rund 60 Anwesen sind also nur 31 bzw. 36 bewirtschaftet, der Rest ist öde, d. h. zerstört oder verfallen, jedenfalls nicht bewohnt.

»...von oed güether Eingehörungen seindt alle auff neu beschrieben worden und hofft man, daß dieselben in weniger Zeit angebracht und verkaufft werden sollen.«

Durch Krieg und Seuchen verursacht, fehlen

die Menschen, an die der Schloßbesitzer als Grundherr die leerstehenden Häuser und verwilderten Felder verkaufen könnte, um wieder Abgaben hierfür zu erhalten.

Den allgemeinen Niedergang spiegeln auch die Erträge des Rittergutes. Die Getreidegült, eine Abgabe von Roggen, die von den Bauern für die Überlassung des Grund und Bodens dem Grundherrn zu reichen war, betrug nach einer Aufzeichnung, die Veit Adam von Eyb hinterlassen hat, nur noch 15 Simra und 1,5 Metzen (2400 kg). Wie wir später sehen werden, hatten die Untertanen 150 Jahre früher mehr als die doppelte Menge geleistet, nämlich 37,5 Simra. Die gesamten Abgaben der Untertanen beziffert der Schloßherr mit 116 Gulden und 16 Kreuzern.

Die neue Beschreibung der Güter und ihrer Eingehörungen, von der der Windsbacher Amtmann nach Ansbach meldet, ist ein Hinweis auf das 1664 errichtete Salbuch, in dem rund sechzig Siedlungsstellen aufgeführt sind. Die dazugehörigen Namen der Besitzer müssen jedoch erst in den nachfolgenden Jahrzehnten eingetragen worden sein, als die »öden« Güter wieder durch neue »Manschaften« bewohnt und bewirtschaftet waren.

Die Dorfordnung, die Veit Adam von Eyb am 19. Juli 1670 erließ, bestätigt ebenfalls den Niedergang, den das Dorf während des 30jährigen Krieges genommen hatte. Der Schloßherr begründet die Notwendigkeit der neuen Dorfordnung ausdrücklich damit, daß durch das leidige Kriegswesen die meisten, ja fast alle alten Untertanen gestorben

und die Jungen und Fremden in des Landes Brauch, Herkommen und Gewohnheit unerfahren seien.

Spätestens bis zum Jahre 1751 war dann das Dorf wieder voll bewohnt, ja sogar auf 70 Anwesen angewachsen, wie eine Liste der Untertanen und Schutzverwandten aus diesem Jahre beweist. Dabei werden 19 Anwesen als Halb-, Drittel- oder Viertelhöfe bezeichnet, bei den restlichen 51 handelt es sich um Güter.

### *Neuendettelsau im Jahre 1518*

Die wohl wichtigste Station auf unserem Gang zurück durch die Jahrhunderte bildet das Jahr 1518. Wichtig deshalb, weil es die derzeit älteste, bekannte Quelle ist, die uns so ausführlich informiert. »Wir Casimir und Georg als die Elltesten Regierenden gebrüder von Gottes Gnaden Marggraven zu Brandenburg, zu Stettin, Pommern, der Caßuben und Wenden Hertzogen, Burggraven zu Nürnberg und Fürsten zu Rügen...« So beginnt der Kaufbrief vom 26. Januar 1518, mit welchem die Markgrafen von Ansbach dem Ritter zu Vestenberg, Sebastian von Eyb, ihr »Schloß und Dorf zu Tettelsau« zu kaufen geben. Gleichzeitig mit dem Kaufbrief wurde auch der Lehenbrief ausgestellt. Sind im Kaufbrief der Kaufpreis genannt und der Kaufgegenstand – Schloß und Dorf Neuendettelsau – beschrieben, so regelt der Lehenbrief das Rechtsverhältnis zwischen dem Fürstentum Brandenburg–Ansbach und dem Käufer Sebastian von Eyb.

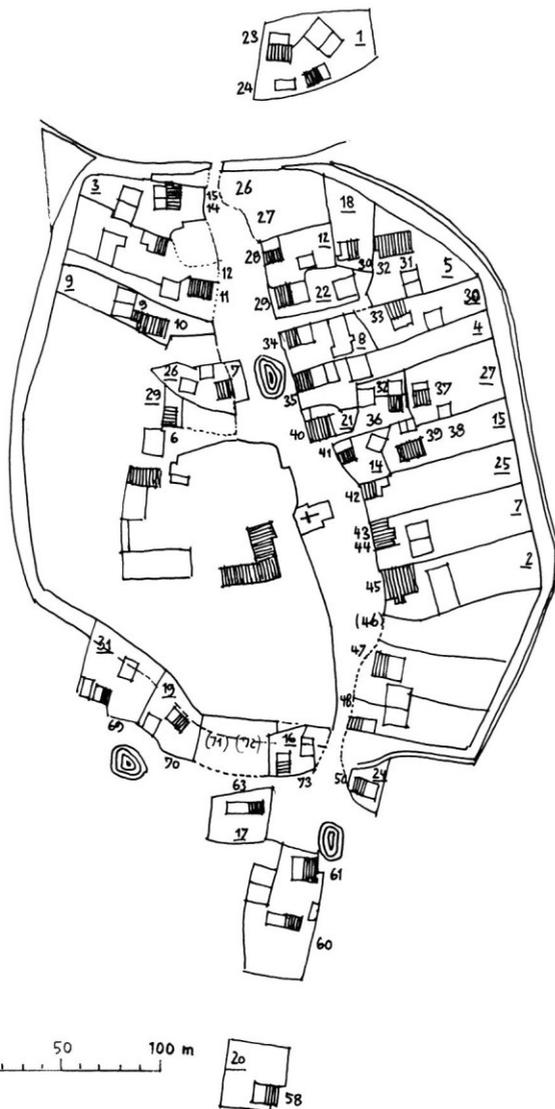
Sowohl Kaufbrief als auch Lehenbrief las-

sen keinen Zweifel zu, daß sie das ganze Schloß und das ganze Dorf zum Gegenstand haben. Der einschlägige Text im Kaufbrief lautet: »... unßer Schloß zu Tettelsaw, sambt dem vorhof, darüber auch unser Dorf zu Tettelsaw mit den hernach beschriebenen Leuten, gütern und stücken darein und dazu gehörig, nemlich zween gerten beym Schloß Tettelsaw.«

Der Besitz wird dann weiterhin wie folgt beschrieben: 19 Weiher, darunter der Wagnersweiher (an der heutigen Straße nach Alttendettsau gelegen und erst vor wenigen Jahren zugeschüttet) und der heute noch bestehende Wetweiher (an der Wernsbacher Straße, nördlich des Klärwerks gelegen); nach der Lagebeschreibung von 9 Tagwerk Wiesen und den damit verbundenen Frondiensten folgt die Aufzählung der Untertanen und ihrer Abgaben. Es handelt sich um zehn Bauern, zwei Halbbauern, 22 Gütl

*Neuendettsau im Jahre 1518.*

*Im Kaufbrief des Jahres 1518, durch den Dorf und Schloß Neuendettsau an Sebastian von Eyb übergehen, sind die Untertanen fortlaufend numeriert. Eine Beilage zum Amtsbericht des Jahres 1814 ermöglicht ihre Zuordnung zu den Anwesen des Jahres 1814. Die nicht unterstrichenen Nummern im Plan bedeuten die polizeilichen Hausnummern, die unterstrichenen die fortlaufenden Nummern des Kaufbriefes. Der vor dem oberen Tor liegende Hof Nr. 1 gehörte beispielsweise im Jahre 1518 dem Bauern Hanns Weber, im Jahre 1814 teilen sich die Halbbauern Nützel und Seybold die gleiche Hofstelle, die nun die Hausnummern 23 und 24 trägt (heute: Villa Bischof und Schmiede Alt). Von den 34 Anwesen des Jahres 1518 konnten sieben nicht genau lokalisiert werden; dies erklärt die Lücken im Dorfplan.*



und einen Hirten. Zu den Gütlern zählen auch der Schuster, der Gartenmann (für den Schloßgarten), der Schmied und der Wirt.

Höfe und Güter in Schlauersbach, Altdettelsau, Wernsbach und Bechhofen beschließen die Aufzählung der Besitzposten des Rittergutes Neuendettelsau, das zu einem Kaufpreis von 8500 Gulden von den Markgrafen auf Sebastian von Eyb übergeht.

Das Dorf hat jetzt folgende Gestalt: Alle Siedlerstellen innerhalb des vom Graben umgebenen Dorfes sind besetzt. Hinter den am Dorfbinger stehenden Häusern sind weitere Güter in der zweiten und vereinzelt auch schon in der dritten Reihe angelegt. Die ursprünglich von der Mitte des Dorfes, also vom Dorfbinger, bis zum Graben reichenden Grundstücke sind damit teilweise halbiert oder gedrittelt und bebaut. Außerhalb des Grabens besteht im Norden der wohl größte Hof des Dorfes, der des Hanns Weber (heute Villa Bischoff und Schmiede Alt, Ecke Hauptstraße/Haager Straße). Im Süden sind vier Anwesen am Schloßgraben angelegt (heute Kaluza, Schindler, Drews, Butz und Schwarz), außerdem die Anwesen Nr. 63, 50 und 58 (heute Löslein, Böhmländer und Sichard), und letztlich kann man davon ausgehen, daß die nicht mit Sicherheit zu lokalisierenden Viertel- bzw. Halbhöfe Nr. 51, 60 und 61 (heute Watzlawzyk, Corniak und Hörauf) als Hof ebenfalls schon bestanden.

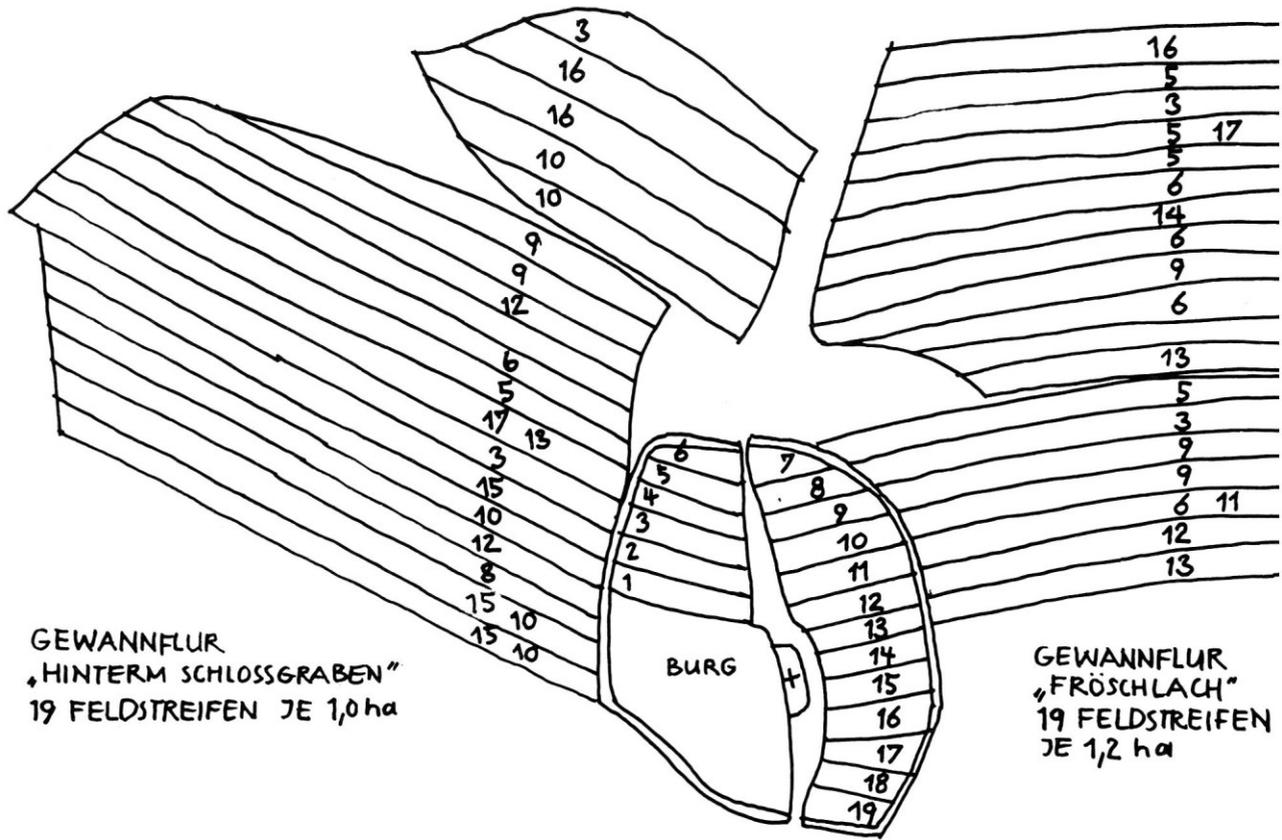
Die genaue Lage der einzelnen Häuser kennen wir aus einer Beilage zum Amtsbericht des Gutsverwalters aus dem Jahre

1814. Zum Nachweis der Abgabepflicht werden dort die Namen der Besitzer des Jahres 1814 denen des Jahres 1518 zugeordnet. Somit kann das damalige Dorf mit der Lage der einzelnen Anwesen rekonstruiert werden. Dies erlaubt uns einen entsprechenden Plan zu zeichnen, der Neuendettelsau im Jahre 1518 zeigt. Die unterstrichenen Zahlen beziehen sich auf die fortlaufende Nummerierung der Untertanen im Kaufbrief (1518), die nicht unterstrichenen auf die polizeilichen Hausnummern (1792). Wir kennen natürlich nur die Lage der Anwesen, die Eintragung der Gebäude von Schloß und Dorf entsprechen dabei dem Bestand des Jahres 1835.

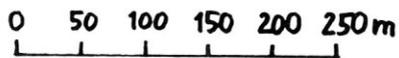
Die Steuern und Abgaben der Dorfbewohner waren vielfältig. Aus den 11 Höfen waren insgesamt 37,5 Simra (rund 6000 kg) Korn (Roggen) an den Grundherrn zu reichen. Hinzu kamen Forstkorn, Forsthafer, Vogthafer, Walpurgis-, Michaelis-, Pfingst- und Weihnachtspfennig sowie die Abgabe von Naturalien in Form von Käse und Hühnern. So hatte der Bauer Hanns Weber, der als erster in der Liste der Untertanen genannt wird, 7,5 Simra und 3 Metzen Korn (1250 kg) und eine Henne im Jahr abzugeben, während der als letzter Untertan aufgeführte Hirt zwei »Fastnachtshühner« oder 20 Pfennige im Februar zum Schloß bringen mußte.

#### *Die Dorfgründung – eine Plansiedlung*

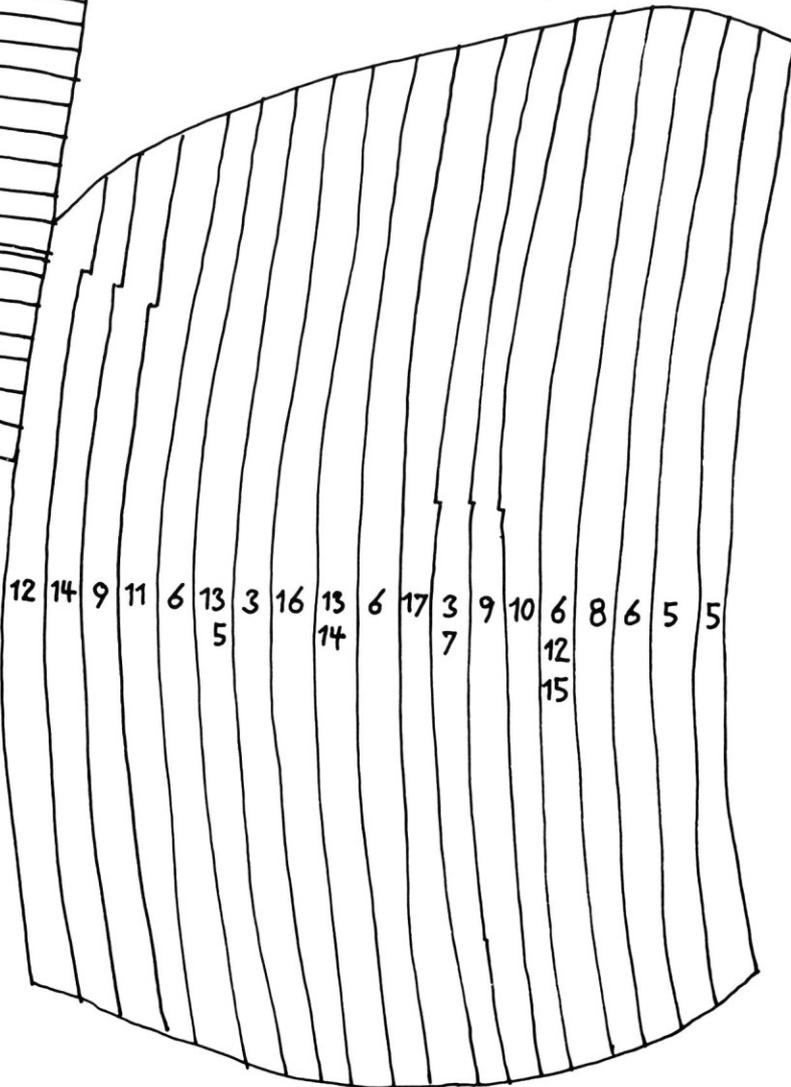
Sind wir bisher, indem wir verschiedene archivalische Quellen ausgewertet haben,



SCHEMA DER DORFANLAGE  
19 HÖFE (URLEHEN)  
JE 21,5m BREIT



GEWANNFLUR „LANGE LÄNGE“  
19 FELDSSTREIFEN JE 1,6 ha



Rekonstruierte Uranlage des Dorfes  
und der Felder von Neuendettelsau  
aus der Zeit vor dem Jahre 1250.  
Die Hofstreifen der vermutlich 19  
Urlehen sind durchnummeriert. Die je  
19 Feldstreifen der drei Urgewanne  
tragen die Nummern des Urlehens,  
zu dem sie gehören, wobei die Be-  
sitzverteilung der des Jahres 1835  
entspricht. Über die Jahrhunderte  
hinweg blieben die Felder der Ur-  
gewanne im Besitz der innerhalb  
des Grabens ansässigen Bauern und  
Gütler.

aus der Zeit um 1835 bis zum Jahre 1518, d.h. bis zum Aufzug der Familie von Eyb in Neuendettelsau, zurückgegangen, so wollen wir nun einen weiteren Zeitraum von 250 Jahren überspringen und den Versuch unternehmen, ein Bild von Neuendettelsau aus der Zeit vor 1250 zu entwerfen. Wir wissen, daß um diese Zeit die Burg Neuendettelsau entstanden sein muß. Der Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist jedoch die Tatsache, daß im 13. Jahrhundert neue Siedlungen gegründet wurden, die genau dem Schema der Anlage von Neuendettelsau entsprechen. Planmäßig angelegte Dörfer im Bayerischen Wald, so z.B. Perlesreut, haben dieselbe ausgereifte Siedlungsform. In unserer näheren Heimat sind es die Plansiedlungen der Frankenalb, die die Marschälle von Pappenheim durch einen Meister planvoll anlegen ließen und über die in einzelnen Fällen sogar die Gründungsurkunde erhalten ist. Die Plansiedlung Neuendettelsau war, was in der Folge im einzelnen belegt werden soll, für neunzehn Siedler bestimmt. Die Breite der einzelnen Hofstellen betrug 21 m, die Tiefe lag bei durchschnittlich 80 m, schwankte jedoch, durch die Form des Dorfovals bedingt, zwischen 60 und 100 m. Die für das Jahr 1835 gegebene Beschreibung der Dorfanlage gilt in vielen Einzelheiten auch für die Uranlage. Das Gerüst und die Grundstruktur haben sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten.

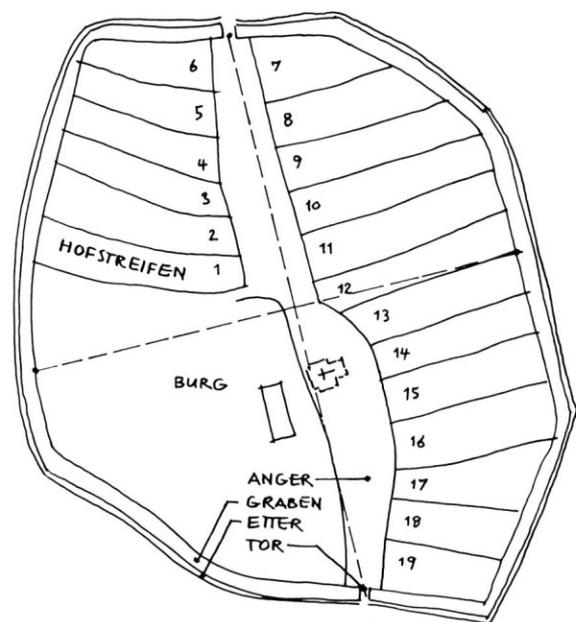
Wie mögen nun wohl die zu den Hofstellen gehörigen Felder ausgesehen haben, und wo innerhalb der Gemarkung lagen sie? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir

die Form des Ackerbaus der damaligen Zeit betrachten. Bewirtschaftung, Form und Anlage der Felder sind nicht voneinander zu trennen und müssen im Zusammenhang gesehen werden. Haken- oder Beetpflug oder moderne Motorpflüge bedingen unterschiedliche Feldformen und -größen. Die Ertragsfähigkeit des Bodens und ihre Erhaltung durch Brache und Düngung sind weitere Faktoren des Ackerbaus. Bis in das vorige Jahrhundert hinein herrschte auf unseren Fluren die Dreifelderwirtschaft vor. Dies erklärt auch, warum sich die Feldanlage über Jahrhunderte hinweg in ihrer Grundform erhalten hat und uns dazu berechtigt, die Feldform des 19. Jahrhunderts in ihrer Grundstruktur auch als die der Jahrhunderte vorher anzunehmen. Ein Vergleich der heutigen Flurkarte mit der des Jahres 1835 zeigt uns, welche Umwälzungen im Ackerbau und Erwerbsleben seither stattgefunden haben.

Für die Dreifelderwirtschaft galt die Fruchtfolge Brache, Wintergetreide, Sommergetreide. Dies ergab folgende Ackernutzung: Nach dem Pflügen im Herbst wurde Wintergetreide gesät. Der Ernte des nächsten Jahres folgte eine Stoppelweide. Im Verlauf des dritten Jahres wurde gepflügt und die Sommerfrucht gesät und geerntet, nach erneuter Stoppelweide wurde dann im »Brachmonat« (Juni) des darauffolgenden Jahres erneut gepflügt, womit der Kreislauf geschlossen war und von vorne begann. Zu dieser Art der Bodennutzung kam der sogenannte »Flurzwang«. Die Flur wurde in drei Großfelder oder Gewanne

eingeteilt, in denen jeder Bauer ein Feld hatte. So vermied man Flurschäden durch Bewirtschaftung und Befahren mit Gespannen und durch Samenflug.

Die neunzehn Bauern der Uranlage müssen demnach in drei Urgewannen je ein Feld zur Bewirtschaftung besessen haben. Die Großfelder »Hinterm Schloßgraben«, »Am Schleiffweg/Fröschlach« und »Lange Länge« haben in der Tat alle Merkmale, die man von Urgewannen erwarten darf.



Schema der Uranlage des Dorfes.

Die hofanschließenden Felder der beiden ersten Gewanne haben lt. Urkatasterplan 19 gleiche Ackerstreifen, deren Breite von etwas über 20 m der Breite der Hofstellen entspricht. Der Hofanschluß, d.h. gleicher Besitzer des Hofes und des entsprechenden an den Hof anschließenden (aber durch den Graben getrennten) Feldes ist für das Jahr 1835 fast durchwegs noch gegeben; Zufall scheidet hier mit Sicherheit aus. Das dritte Urgewann, die »Lange Länge«, läßt sich nach der Besitzkartierung des Jahres 1835 zwanglos in 19 Streifen mit je 29 m Breite einteilen. Regelmäßige Folge des Besitzes ist hier nicht vorhanden, so daß wir annehmen dürfen, daß die Verteilung der Felder durch Los erfolgte.

Wir sprachen davon, daß sich die Struktur des Dorfes, d.h. die Anlage der Hofstellen und der Felder zwischen der Gründung im 13. Jahrhundert und der Aufstellung des Plans zum Urkataster im Jahre 1835 nicht entscheidend verändert hat. Diese Feststellung wird in erstaunlichem Maß bestätigt, wenn man die Besitzverteilung des Jahres 1835 betrachtet. Von den 57 Streifen der drei Urgewanne (19 x 3) sind noch 53 im Besitz der Bewohner des Dorfkerns innerhalb des Grabens. In keinem anderen Teil der Gemarkung ist auch nur annähernd eine derartige Besitzmassierung der Altsiedelstellen vorhanden.

Hier drängt sich nun die Frage nach den näheren Umständen der Gründung des Dorfes auf. Die dieser Untersuchung zugrundeliegende Methode der Siedlungs- und Fluranalyse kann natürlich nur Antworten zur

ursprünglichen Siedlungs- und Flurgestalt geben. Die näheren Umstände der Dorfgründung können nur durch zusätzliche archivalische Forschung geklärt werden. Mit Sicherheit jedoch kann man sagen, daß Neuendettelsau durch die Initiative und nach den Anweisungen eines Grundherrn angelegt wurde, der mit großer Wahrscheinlichkeit auf der Burg, dem »castrum Tettelsaw«, saß. Nur ein Grundherr konnte ein solch großes Vorhaben einer Dorfgründung realisieren. Die Voraussetzungen bildeten die Verfügung über ein entsprechend großes Stück Land und das Vorhandensein der Bauern, die den Boden übernahmen und kultivierten; in unserem Fall muß man wohl an Rodung denken.

Ob der Platz für die Kirche in der Uranlage vorgesehen war, ist nicht eindeutig auszumachen. Für eine bei der Uranlage miteingeplante Kirche spricht die Ausbuchtung des Dorfangers, der am Kirchenplatz seine größte Breite hat. Ein Pfarrlehen wird wahrscheinlich, wenn man den Platz, auf dem heute Löhehaus und neues Pfarrhaus stehen, als durchgehenden Hofstreifen einstuft.

Ein Vergleich des Planes des Gründungsschemas aus dem 13. Jahrhundert mit dem Dorf, das sich aufgrund des Kaufbriefes von 1518 ergibt, zeigt bemerkenswerte Veränderungen, liegt doch auch ein Zeitraum von 250 Jahren dazwischen. In dieser Zeit ist der weitere Ausbau der Felder erfolgt. Hinzu kamen Bauernhöfe, die nicht in die Form der Uranlage hineinpassen; sie liegen außerhalb des Grabens. Felder in der Form der Blockflur kommen hinzu.

Solche Veränderungen werden verständlich, wenn wir davon ausgehen, daß das Dorf Neuendettelsau sicher nicht von den Katastrophen und Erschütterungen des 14. und 15. Jahrhunderts verschont geblieben ist. 1348/49 wütete erstmals in Deutschland die Pest. Die Folge war eine Periode starken Siedlungsrückganges, die man als »Wüstungszeit« bezeichnet, Agrarkrise und Verfall des Getreidepreises folgten. Die im 15. Jahrhundert in Deutschland einsetzende Bevölkerungszunahme brachte neue Veränderungen. All diese Ereignisse werden sicher auch Auswirkungen für die Bewohner unseres Dorfes gehabt haben und zu Veränderungen und einem Zerfall der ursprünglichen Siedlungsform geführt haben. Ein Ziel künftiger heimatgeschichtlicher Untersuchungen muß es sicher sein, hierüber nähere Aufschlüsse zu gewinnen.

#### *Bauern, Halbbauern und Gütler*

Abschließend soll an einem Beispiel aus dem Jahre 1710 gezeigt werden, wie aus einem großen Hof durch »Zertrümmerung« ein Halbhof, ein Viertelhof und ein oder zwei Güter entstanden und wie »Zertrümmerungen« dieser Art die Dorf- und Flurform veränderten. Dabei muß beachtet werden, daß die Hofgröße jeweils zugleich den sozialen Rang ihrer Besitzer bestimmte: Bauer, Halbbauer, Gütler – so hieß die Reihenfolge. Die Größe der Höfe und Halbhöfe – auch Drittel- und Viertelhöfe kommen vor – schwankt im Verlauf der Jahrhunderte. Zu einem »Gut«, dem Grundbesitz eines Güt-

lers, beim Volk »Sächla« genannt, gehörten zu Anfang des 19. Jahrhunderts etwa fünf Morgen (knapp 2 ha) Ackerland.

Am 18. Mai 1710 schrieb Christian Johann Kreyselmeyer, Rat am markgräflichen Oberamt Windsbach, einen Brief an die Kammerherren in Ansbach, die »Zerschlagung des von dem Brandenburgischen Lehens-Unterthanen... Johann Deuerlein inngehabten Hofes... betreffend.«

Deuerlein, Bauer in Neuendettelsau, hatte sich bei dem Amtmann über das Vorgehen des Herrn Franz Marquard Schenckh, Freiherrn von Castell, Ostheim und Dennenlohe, als dem »constituierten Vormund des hochadel. Eybischen Rittergutes Neuendettelsau« beschwert. Um 1669 Gulden hatte er einen (zweiten) Hof erworben und nach eigenem Bekunden zusätzlich 100 Taler »darin verwendet«. Zum Hof gehörten neben 7 Tagwerk Wiese 98,5 Morgen Ackerland, wovon im Frühjahr des Jahres 1710 32 Morgen angesät waren. Der Eybsche Vormund hatte den Hof, den Deuerlein nicht bewohnte, sondern als Nebengut, »Handroß« genannt, betrieb, gegen dessen Widerstand samt den bestellten Feldern um 1730 Gulden zurückgenommen, aufgeteilt und dabei folgende kleinere abgabepflichtige landwirtschaftliche Einheiten gebildet:

- 1.) einen Halbhof mit 49,4 Tagw. Nutzfläche;
- 2.) einen Viertelhof mit 22,75 Tagwerk Nutzfläche, der an neue Untertanen gegeben wurde, die »ein neues Hauß auf einen solchen platz, woselbst dergl. hiebevor niemahlen gestanden«, erbauten (heute das Anwesen Watzlawzyk);

- 3.) ein Lehen mit 14,5 Morgen Nutzfläche, welches an Thomas Bledel, einen Craillsheimischen Untertan zu Schlaubersbach, verkauft wurde und auf das anteilige Abgaben gelegt wurden;

- 4.) ein Rest von 19 Morgen Ackerland, der als Ganzes oder stückweise verkauft wurde.

Eine solche Hofzertrümmerung bedurfte einer »hochfürstl. Special-Bewilligung«. Der Hof in Ansbach zögerte, stimmte jedoch am 5. Juli des gleichen Jahres durch Dekret zu. Freiherr von Schenckh hatte bereits vollendete Tatsachen geschaffen und dann den Kammerräten in einem Brief vorgerechnet, daß der Ertrag des Rittergutes durch die Teilung des fraglichen Hofes um 4 Gulden, 37 1/2 Kreuzer und 2 1/2 Metzen Korn zu steigern sei. Außerdem fiel noch der Handlohn, eine Art Grunderwerbsteuer, an.

Doch damit war die Teilung noch nicht abgeschlossen. Der damals entstandene Halbhof begegnet uns 100 Jahre später wieder in zwei »Halbhöfe« – besser müßte es heißen »Viertelhöfe« – aufgeteilt. Heute sind diese Hofstellen die Anwesen der Familien Hörauf und Corniak.

Diese Hofteilung zeigt, wie die Höfe im Laufe der Zeit immer kleiner wurden. Im Jahre 1808 hatte der größte Hof im Dorf, der des Michael Brunner, der heute wie früher neben dem alten Pfarrhaus (Löhehaus) gelegen ist, 53,75 Morgen Nutzfläche. Die weiteren größten Höfe der damaligen Zeit sind der des Michael Reuter mit 51,75 Morgen (heute Gasthaus Stern und Anwesen Deuerlein) und der des Conrad Arnold mit 41 Mor-

gen (heute Anwesen Arnold an der Hauptstraße).

Die 14 Halbhöfe, die immer paarweise, d.h. neben- oder hintereinanderliegend, auftreten und damit ihre Entstehung aus einem ganzen Hof erkennen lassen, weisen je 20–30 Morgen auf. Um das Jahr 1700 gab es, wie das Beispiel des zerteilten Deuerleinschen Hofes beweist, Höfe, die doppelt so viel Ackerland besaßen.

Aber auch kleine Güter, die meist durch Zertrümmerung eines Hofes entstanden waren, wurden erneut geteilt, so die Anwesen mit den alten Hausnummern 38 und 39

(heute Scheune im Gemeindebesitz und Röhlin). Die Zerstückelung dieses Anwesens ging so weit, daß die Landvermesser bei der Aufnahme des Urkatasters 1835 eine Nebenskizze zum Dorfplan anfertigen mußten, um die Besitzverhältnisse darstellen zu können. Alle Liegenschaften waren genau in der Mitte geteilt: das Haus, der Stall, die Schupfe, der Garten und auch jedes einzelne Feld; nur die Hoffläche zwischen den Gebäuden blieb gemeinsames Eigentum, um gegenseitiges Geh- und Fahrrecht innerhalb des kleinen Anwesens sicherzustellen. (Hanns Weiß)



#### *Quellen und Literatur*

Den Plänen liegt der Extraditionsplan der königlichen Steuerkataster-Kommission vom 30. April 1835 zugrunde; Besitzverhältnisse wurden nach den »Acta der königl. unmittelbaren Steuerkataster-Commission über das Grundsteuerkataster der Steuergemeinde Neuendettelsau, königl. Amtsgerichts Heilsbronn im Rezatkreis Nr. 35, 14. September 1828«, ermittelt.

Die Einwohner- und Besitzliste des Jahres 1835 wurde der Facharbeit meiner Tochter Bettina Weiss »Neuendettelsau unter der Patrimonial-Herrschaft der Freiherren von Eyb (ca. 1806–48)« entnommen, die im Leistungskurs Geschichte am Laurentius-Gymnasium Neuendettelsau (Kollegstufe 1977/78) angefertigt wurde.

Die Einwohner- und Besitzliste des Jahres 1810 wurde nach Einquartierungslisten aus dem Nachlaß Traunfelder rekonstruiert.

Die »Neuendettelsauische Feuerordnung« (1764) befindet sich im von Eybschen Schloßarchiv, das dem Staatsarchiv Nürnberg zur Aufbewahrung anvertraut ist. Die Beilage zum Amtsbericht vom 12. August 1814 (Mappe 74, Nr. 783) sowie die Abschrift des Kaufbriefes von 1518 (Mappe 30, Nr. 1142) sind im von Eybschen Familienarchiv in Neuendettelsau zu suchen.

Der Bericht des Amtmanns aus Windsbach (1669) befindet sich im Staatsarchiv Nürnberg, Rep. 292 I, Nr. 981, ebenso die Akte über die Zerschlagung des Deuerleinschen Hofes (Rep. 272 I, Nr. 919).

Aus der Fachliteratur wurden vor allem herangezogen: Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft, Stuttgart <sup>3</sup>1978. Friedrich Eigler, Die Entwicklung der Plansiedlungen auf der südlichen Frankenalb, München 1975. Th. Ziegler, Die Entstehung des bayerischen Katasterwerks, München 1976. Für wertvolle Hinweise danke ich Frau Dr. Elisabeth Fuchshuber.

## Die Pfarreiorganisation als Geschichtsquelle

Das Verhältnis von Urfparrei und Tochterkirche bzw. Mutterparrei und Filialkirche (lat. filia »die Tochter«) spiegelt ziemlich genau die Beziehungen in einer menschlichen Familie wider: anfänglich die völlige Abhängigkeit der Tochter von der Mutter, dann eine allmähliche Lockerung der Beziehungen, bis schließlich die Tochter das Elternhaus verläßt, um ihrerseits als Mutter und Frau eine neue Familie zu gründen.

So anschaulich dieser Vergleich freilich ist, darf er nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Verhältnis zwischen Mutterkirche und Filialkirche, zwischen Pfarrer und »Pfarrkindern« in erster Linie ein Rechtsverhältnis war. Bis ins 19. Jahrhundert mußten die bäuerlichen Pfarreiangehörigen dem Pfarrer den Zehnten reichen; darunter verstand man den Groß- oder Getreidezehnten, d.h. jede zehnte Getreidegarbe von ihren Feldern, und den Kleinzehnten von den Zwischenfrüchten, wie Erbsen, Linsen, Wicken, Flachs, Hanf, Rüben, später auch Kartoffeln. Außerdem hatte der Pfarrer Anspruch auf bestimmte Gebühren für Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen sowie auf Opfergelder (Offertorien) an bestimmten Festtagen.

So erklärt sich leicht, daß es meist der Pfarrer war, der sich wegen des Einnahmeausfalls der Verselbständigung einer Tochterkirchengemeinde widersetzte. Nicht zu-

letzt deshalb weist die Pfarreiorganisation einen sehr konservativen Grundzug auf und spiegelt so oft sehr altertümliche Verhältnisse wider.

### *Neuendettelsau – St. Peters Tochter und St. Albans Enkelin*

Die Nikolauskirche von Neuendettelsau wurde am 2. Oktober 1402 durch Bischof Johann von Würzburg zur Pfarrkirche erhoben. In der Urkunde, die darüber ausgestellt wurde, wird die neue Pfarrgemeinde »subfilia« von Urach, d.h. Tochter(kirche) von Petersaurach genannt, aus dessen Pfarrsprengel sie jetzt herausgelöst wird. Das Patronatsrecht, d.h. das Recht, den Pfarrer einzusetzen, behielt sich das Gumbertusstift in Ansbach vor, dem auch die Mutterparrei Petersaurach inkorporiert (= eingegliedert) war.

Die Inkorporationsurkunde von 1312, durch die Petersaurach zusammen mit Sachsen dem Gumbertusstift einverleibt wurde, ist uns erhalten: Hier wird die »parochia Uracha filia parochie in Sachsen« genannt (Pfarrei Petersaurach – Tochter der Pfarrei Sachsen). Damit gliedert sich Neuendettelsau über die Mutterkirche Petersaurach in den Zusammenhang der Urfparrei Sachsen bei Ansbach ein, die um 800 gegründet worden ist.

Urpfarreien nennt man die ältesten Pfarreien einer Region, von denen aus die umliegenden Gebiete seelsorgerlich betreut und im Laufe der Zeit kirchlich organisiert wurden. Die ihnen zugewiesenen Sprengel waren wegen der ursprünglich nur dünnen Besiedlung in der Regel sehr groß. So war die Pfarrkirche St. Alban in Sachsen für die Siedlungen im Rezattal von Eyb im Westen bis nach Bechhofen im Osten zuständig und für die großen Waldgebiete, die sich im Norden und im Süden daran anschlossen. Alle Siedlungen, die dort im Laufe der Jahrhunderte durch Ausbau oder Rodung entstanden, waren nach Sachsen zuständig. So wurde Sachsen nicht nur die Mutterkirche von Petersaurach, sondern auch der heutigen Pfarreien Brodswinden (St. Sixtus), Lichtenau (St. Barbara) und Immeldorf (St. Georg). Der Umfang der Urpfarrei dürfte in etwa dem Grundbesitz des Ansbacher Gumbertus-Klosters (später Chorherrenstift) entsprechen, mit dem es längs der Rezat bei seiner Gründung ausgestattet wurde.

Als in der Reformationszeit die Filialkirche Wernsbach und 1848 die Filialkirche Reuth dem Dettelsauer Pfarrsprengel zugeschlagen wurden, wurde die Pfarrkirche Neuendettelsau ihrerseits zur Mutterkirche. Der lebhafteste Aufschwung des religiösen Lebens seit der Tätigkeit von Wilhelm Löhe und das starke Wachstum der Gemeinde



*St. Nikolaus, um 1500, in der Dorfkirche St. Nikolai/Neuendettelsau (Foto: Dorle Lindenberg)*

(1200 Seelen) veranlaßten hier den Plan, die alte Dorfkirche abzureißen und eine größere Kirche im neuromanischen Stil zu errichten. Die Grundsteinlegung erfolgte am 5. Mai 1899, die feierliche Einweihung am 17. Juli 1901. Aus der alten Kirche stammen die schöne Sakramentsnische (15. Jh.), die Holzfiguren der Muttergottes auf der Mondsichel (spätes 15. Jh.) und des Hl. Nikolaus (um 1500) sowie das goldgrundige Westernach-Epithaph, die den Chorraum schmücken. Im Kirchenschiff erinnern mehrere Grabsteine an den Vorgängerbau.

#### *Warum die Bauern von Reuth jedes Jahr nach Großhaslach wallfahren mußten*

Bis 1473 gehörte Reuth und mit ihm die sieben Weiler Aich, Mausendorf, Moosbach, Neuses, Triebendorf, Watzendorf und Wollersdorf zur Pfarrei Großhaslach. Die weite Entfernung zur Pfarrkirche von gut zwei Wegstunden (ca. 12 km) machte freilich den Bewohnern von Reuth wie denen der anderen Weiler einen regelmäßigen Gottesdienstbesuch unmöglich. Viel einfacher war es, nach Windsbach oder Neuendettelsau zu kommen. Auch die Amtshandlungen bei Taufe, Trauung, Beichte und Bestattung der Toten suchten sie in der Nähe. Die Pfarrei Großhaslach verlangte aber in jedem Fall Gebühren und Abgaben. Seit 1433 stritten deshalb die Pfarrkinder in Reuth und den anderen umliegenden Weilern mit dem Pfarrer von Großhaslach, bis am 3. Mai 1447 in Heilsbronn eine vertragliche Regelung zustandekam.

Es wurde vereinbart, daß die Bewohner der Weiler Reuth, Neuses, Moosbach, Watzendorf, Wollersdorf, Aich und Mausendorf die Erstkommunion in Großhaslach empfangen sollen, danach aber bei den näher gelegenen Pfarreien zur Beichte und Kommunion gehen können, ohne dafür Gebühren an den Pfarrer von Großhaslach zu entrichten. Dreimal jährlich, an Ostern, Pfingsten und Weihnachten, sollten wenigstens eine oder zwei Personen aus jedem Haus die Mutterkirche besuchen, bei schlimmer Witterung, Krieg oder Seuchen wenigstens eine oder zwei Personen aus jedem Weiler. Alle Pfarrkinder waren verpflichtet, ihrem Pfarrer drei Hauptoffertorien (d. h. Opfergeld an den drei höchsten Feiertagen) zu reichen.

Wie kam es zu dieser seltsamen Verbindung von Reuth und der anderen sieben Weiler mit der so weit entfernten Pfarrei Großhaslach? Wer eine Antwort auf diese Frage sucht, muß sich erneut der Geschichte der Pfarreiorganisation im frühen und hohen Mittelalter zuwenden.

Wenn man von den Urfarreien ausgeht, so stößt man östlich des alten Sprengels der Urfarrei Sachsen auf die karolingische St. Lorenz-Kirche in Roßtal. Die Ausdehnung dieser Urfarrei, zu der am Ende des Mittelalters nicht weniger als 34 Orte gehörten, spiegelt wahrscheinlich den Herrschafts- und Wirtschaftsbereich eines karolingischen Königshofes wider. Dieser ist zwar urkundlich nicht belegt, kann aber als Zwischenglied in der Kette von Königshöfen zwischen Fürth und Weißenburg ziemlich sicher vermutet werden.

Südlich wird die Urfarrei Roßtal durch die ehemalige Klostermark des Regensburger Klosters St. Emmeram begrenzt, die sich von der Schwabachmündung den Fluß entlang bis nahe an die heutige Stadtgrenze von Schwabach erstreckte; ihr kirchlicher und Verwaltungsmittelpunkt war Rohr (St. Emmeram). Die detaillierte Grenzbeschreibung dieser Klostermark, die uns aus der Zeit um 810 erhalten ist, nennt fast keine Ortsnamen und nur die Namen von zwei Siedlern. Dies zeigt, wie schwach damals das Land angebaut und wie dünn es besiedelt war.

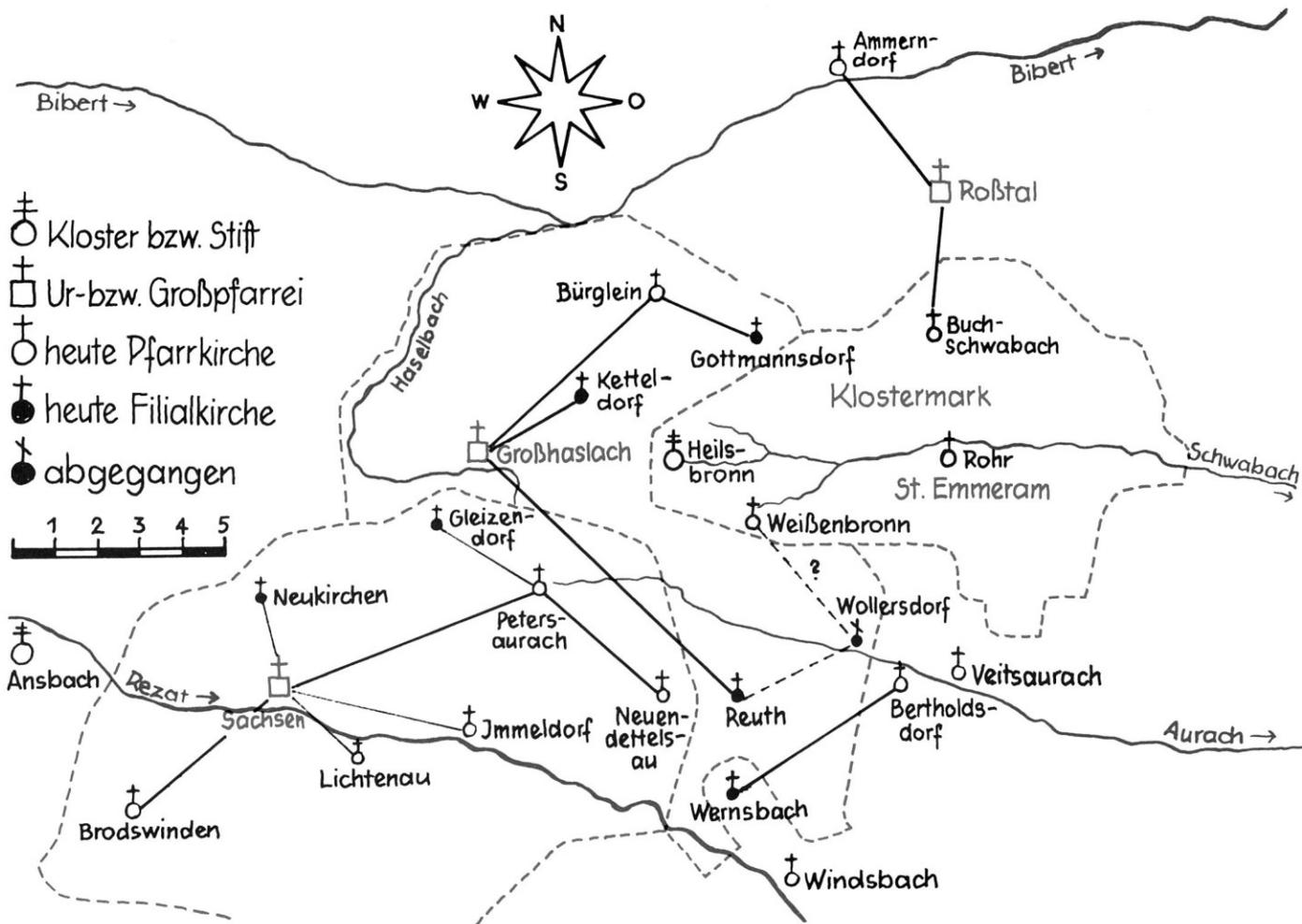
Zwischen der Urfarrei Roßtal und der Klostermark im Osten und der Urfarrei Sachsen im Westen erstreckt sich zwischen Rezat und Bibert ein Grenzsaum, der sich in überraschender Weise mit der Großpfarrei Großhaslach deckt. Sicher ist die Pfarrei Großhaslach nicht so alt wie die benachbarten Urfarreien – Georg Rusam datiert ihre Anfänge auf die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert –, trotzdem ist auch sie historisch höchst interessant. Denn mit großer Sicherheit können wir Großhaslach als Mittelpunkt eines salisch-staufischen Reichsgutkomplexes ansprechen. Wie die zahlreichen Reichsdienstmannenburgern in diesem Gebiet zeigen (Leonrod, Bruckberg, Vestenberg, Großhaslach, Neuendettelsau, Bertholdsdorf), haben von hier aus Reichsministeriale versucht, ein möglichst geschlossenes Herrschaftsgebiet, das dem deutschen König unmittelbar zur Verfügung stehen sollte, zu schaffen – durch Rodung und Siedlung ebenso wie durch Ausnutzung

von Gerichts- oder Vogteirechten und Anwendung von Gewalt.

Die Ausdehnung der Großpfarrei Großhaslach scheint ihrem Wirken gefolgt zu sein; finden wir doch an zahlreichen Orten der Großpfarrei auch Grundbesitz der Reichsministerialen von Haslach, Bruckberg und Vestenberg (z. B. in Aich, Gleizendorf, Kleinhaslach, Reckersdorf, Mausendorf, Petersaurach, Reuth, Steinhof und Watzendorf). Ihr Versuch ist freilich im ganzen gescheitert, nicht zuletzt an der wesentlich zielstrebigeren und erfolgreichereren Erwerbspolitik des Zisterzienserklosters Heilsbronn (seit 1132), das im gleichen Raum eine geschlossene Grundherrschaft aufzubauen versuchte; lediglich der seltsam geschnittene Sprengel der Großpfarrei Großhaslach ist noch einige Jahrhunderte lang geblieben. Abgeschnürt durch den Heilsbronner Klosterwald, zerfällt die alte Pfarrei Großhaslach in zwei Bereiche: das Gebiet rechts der Haslach mit der Mutterkirche und das Gebiet jenseits des Klosterwaldes rund um Reuth mit den sieben Weilern (Aich, Mausendorf, Triebendorf, Woltersdorf, Watzendorf, Moosbach und Neuses).

Mit dem Vertrag von 1447 zwischen dem Pfarrer von Großhaslach und den sieben Weilern um Reuth war eine rasch fortschreitende Entwicklung eingeleitet. Schon 1453 beantragten die Bewohner der sieben Weiler die Erbauung einer Kapelle zu Reuth, die der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und der Heiligen Kunigunde geweiht sein sollte. Der Bischof von Würzburg erteilte die Genehmigung zum Kirchbau. Die Rechte

# Die Pfarreiorganisation zwischen Bibert und Rezat im Mittelalter



der Pfarrei Großhaslach sollten dabei allerdings ungeschmälert bleiben. So entstand die heutige Kirche, eine spätgotische Chorturmanlage, die auch nach der Zerstörung im 30jährigen Krieg und dem Wiederaufbau 1662 den ursprünglichen Charakter bewahrt hat.

Zielstrebig betrieben die sieben Weiler nach dem Kirchenbau die Loslösung von der Mutterkirche Großhaslach. Am 9. Mai 1473 wurde in der Abtei zu Heilsbronn von dem öffentlichen Notar und bambergischen Kleriker Wolfgang Krel die Errichtung der selbständigen Pfarrei Reuth beurkundet. Der Bischof von Würzburg bewilligte die Pfarreierichtung, bestätigte Johann Baldrauß als Pfarrer für Reuth und verpflichtete die Pfarreiangehörigen, alljährlich am Sonntag vor Jakobi (25. Juli), an der Kirchweih, mit Fahnen und Reliquien in Prozession nach Großhaslach zu wallfahren und dort die Messe zu besuchen, es sei denn, daß Krieg sie daran hinderte.

Die schmale Ausstattung der Pfarrei mit Zehnten und Vermögen, die geringen Einkünfte der Pfarrer und die Schwierigkeiten, diese bei den Bewohnern einzutreiben, machten es nach 1545 unmöglich, die Pfarrstelle wieder zu besetzen. Kriegswirren werden als Anlaß dafür angegeben, im Jahre 1559 die Pfarrei Reuth dem Pfarrer zu Weißenbronn zuzuordnen, der fortan als Pfarrer von Weißenbronn und Reuth urkundlich genannt wird. 1559 wurde zudem das Pfarrhaus verkauft samt den zur Pfarrstelle gehörenden Grundstücken.

Als seit der Einführung der Konfirmation

(ca. 1800) die Reuther Kinder, die die Schule in Neuendettelsau besuchten, zum Konfirmandenunterricht nach Weißenbronn gehen mußten, empfand man die gegebene Lage erneut als unerträglich. So wurde durch Vermittlung des Neuendettelsauer Pfarrers Wilhelm Löhe die Umpfarrung von Reuth mit Wirkung vom 1. 1. 1848 herbeigeführt, und dabei ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Moosbach und Neuses waren schon 1603 der Pfarrei Windsbach zugeschlagen worden, Watzendorf und Wollersdorf kamen 1812 zur Pfarrei Bertholdsdorf.

Mit Reuth kam im 16. Jahrhundert auch Aich zur Pfarrei Weißenbronn, allerdings nur mit der »Sommerseite«, während die »Winterseite« nach Petersaurach gehörte. 1770 wurde ganz Aich der Pfarrei Weißenbronn zugeschlagen; der Geichsenhof und die Geichsenmühle wurden 1838 nach Neuendettelsau umgepfarrt. 1912 stiftete der Nürnberger Großschlächtermeister Wirth seinem Geburtsort Aich eine Kapelle mit einer Uhr und zwei Glöckchen. Den Bauplatz hatte Bürgermeister Seitzinger zur Verfügung gestellt (er ging erst 1962 durch Schenkung der Familie Seitzinger in das Eigentum der Kirchengemeinde über), Taufstein und Bänke wurden von der Ortsgemeinde gestiftet.

*Wernsbach: Katholiken und Protestanten in einer Kirche*

Die Frühgeschichte der St. Laurentiuskirche in Wernsbach (Diözese Eichstätt) ist nicht völlig geklärt. Die Chorturmanlage

mit ihren Rundbogenfenstern und dem Rundbogenportal ist jedenfalls in ihrem Kern spätromanisch. 1294 wurde sie von Burggraf Konrad II. von Nürnberg zusammen mit der Schloßkirche St. Georg von Bertholdsdorf und der Pfarrkirche Veitsaurach als Gründungsgut dem Chorherrenstift St. Nikolaus in Spalt geschenkt. Seither wurde sie als Filialkirche von Veitsaurach bzw. Bertholdsdorf aus versehen. Als Wernsbach sich in der Reformationszeit dem neuen Glauben zuwandte, Veitsaurach aber katholisch blieb, wurde Wernsbach der Pfarrei Neuendettelsau zugeschlagen.

Das Chorherrenstift Spalt blieb aber weiterhin Eigentümerin der Kirche und mußte für alle Baufälle aufkommen, z.B. als die Kirche 1724 ausbrannte. Dem Großbrand von 1724 fielen außer der Kirche vier Wohnhäuser, zwei Hofhäuser und drei Scheunen zum Opfer. Nach dem Wiederaufbau der Kirche beanspruchte der Dekan des Chor-

herrenstifts Spalt nicht nur die geschmolzenen Glocken, sondern nahm auch den Kirchenschlüssel an sich und verweigerte den evangelischen Wernsbachern den Zutritt zum Gotteshaus. So mußte die Kirche wiederholt auf Veranlassung des markgräflichen Oberamtes in Windsbach durch den Schlosser geöffnet werden, wenn man sie etwa bei Beerdigungen benutzen wollte.

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hatten die Katholiken ein Mitbenützungsrecht an der Kirche, in der der katholische Pfarrer von Veitsaurach viermal im Jahr die Messe las. Erst als am 10. September 1807 das Chorherrenstift Spalt säkularisiert, d.h. aufgehoben wurde, wurde dieses »Simultaneum«, die gemeinsame Benutzung durch Katholiken und Protestanten, aufgehoben und die Laurentiuskirche ausschließlich dem protestantischen Kultus zugesprochen. Seitdem ist Wernsbach im vollen Rechtssinn Filialkirche von Neuendettelsau.



### *Quellen und Literatur*

Die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Pfarreiorganisation in unserem Raum haben Helmut Weigel (Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 16, 1941, Seite 1 ff.) und Georg Rusam (in derselben Zeitschrift 17, 1942/49, Seite 46 ff. und 65 ff.) gelegt. Für die einzelnen Pfarreien des Kapitels wird der interessierte Leser in den folgenden Büchern weitere Literatur finden:

*Bertholdsdorf*: Erwin Dohms, Bertholdsdorf – ein Beitrag zur Kirchen- und Ortsgeschichte, Neuendettelsau 1979. Vom gleichen Verfasser erscheint demnächst ein Heimatbuch für Wollersdorf und die benachbarten Ortschaften.

*Heilsbronn*: Alfred Heidacher, Die Entstehungs- und Wirtschaftsgeschichte des Klosters Heilsbronn bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Bonn 1955

*Lichtenau*: Wilhelm Schwemmer, Alt-Lichtenau. Aus der Geschichte der Ortschaft und der Festung, Nürnberg 1980, vor allem Seite 45 ff.

*Neuendettelsau*: Adam Schuster, Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte, Neuendettelsau 1963

*Reuth*: Georg Kuhr, Reuth – Entwicklung und Untergang der Pfarrei. Zur Fünfhundertjahrfeier der Pfarreierhebung 1973, in: 500 Jahre Kirche Reuth, hgg. von Pfarrer Betzner, Neuendettelsau 1973, S. 16–24

*Rohr* (Klostermark St. Emmeram): Gottlob Heckel, Die Spalter Klostermark an der Schwabach im Mittelalter, in: Schwabacher Heimat, Blätter für Geschichtsforschung und Heimatpflege (Beilage zum »Schwabacher Tagblatt«) 6 (1961) Nr. 4 und 7 (1962) Nr. 4

*Roßtal*: Hans Kreutzer und Robert Düthorn (Hg.), Roßtal – Vergangenheit und Gegenwart, Roßtal 1979, vor allem Seite 52, 241 und 255

*Sachsen*: Georg Rusam, Geschichte der Pfarrei Sachsen bei Ansbach und der zugehörigen Orte, Ansbach 1940

*Weißbronn*: Pfarrbeschreibung 1923/24 von Pfarrer A. Zwanzger (handschriftlich im Pfarrarchiv, Nr. 88); hier Näheres über Aich auf Seite 6, 25 und 123

## Die Burg- und Schloßherren auf Neuendettelsau

Anders als heute waren die Schloßherren auf Neuendettelsau in den früheren Jahrhunderten nicht nur Eigentümer des Schlosses und der dazu gehörigen Liegenschaften, sondern auch »Dorfborgkeit«, d.h. ein Stück Staatsgewalt. Sie hatten das Präsentationsrecht für den Pfarrer und den Lehrer



*Siegel des freiherrlich von Eybschen Patrimonialgerichtes Neuendettelsau (1806–1848)*

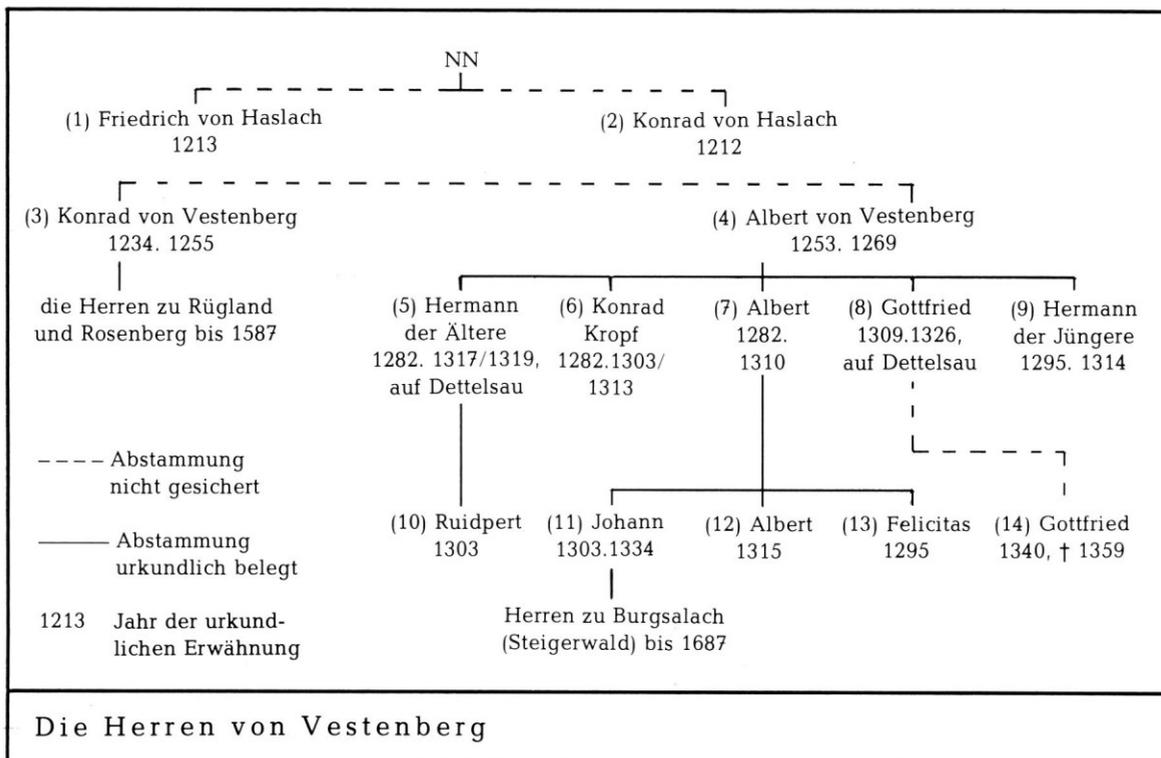
(seit dem 16. Jh.), d.h. sie ernannten den Pfarrer (bis 1955) und den Lehrer (bis 1918). Sie waren als »Lokalpolizeibehörde« für die Sicherheit und Ordnung im Dorf verantwortlich (bis 1848) und setzten die Dorfordnung fest (z.B. 1670) oder erließen die Feuerordnung (z.B. 1764 und 1839). Bis zur Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit im Jahre 1848 übte die Dorfherrschaft auch die niedere Gerichtsbarkeit aus; das heißt, daß der Schloßherr bzw. sein Richter über alle

Straftaten der Untertanen zu Gericht saß, die nicht der »hochfräischlichen hohen Obrigkeit« (Hoch- und Blutgericht) des Markgrafen bzw. später dem königlichen Landgericht zustanden. Diesen waren insbesondere die todeswürdigen Verbrechen Mord, Notzucht, Diebstahl und Straßenraub vorbehalten.

Als Rechtsnachfolger der Rodungsherren waren die Schloßherren auch die Grundherren des Ortes, d.h. sie besaßen das Obereigentum an allen Grundstücken der Dorfflur, während die Bauern nur über das Nutzereigentum verfügten. Auf dieser altertümlichen Teilung des Eigentumsrechtes beruhte die Abgaben- und Dienstpflicht der Bauern. Sie mußten dem Dorfherrn den Zehnten reichen (ursprünglich Rodungszehnt), sie mußten ihm auch an bestimmten Tagen, besonders in der Ernte, Frondienste leisten. Die Zehntscheune im Schloßareal, die die Jahreszahl 1543 trägt, erinnert heute noch an die alte Rechtsordnung, die erst mit der Bauernbefreiung (seit 1848) ihr Ende fand.

### *Die Vestenberger (13. Jh.–1359)*

Die Reichsdienstmannen von Haslach-Vestenbergr waren es vermutlich, die um 1200 im Dienst und Auftrag der Stauferkönige unternehmungslustige Siedler zusammenriefen, in den Wald zwischen Altendettelsau und Schlauersbach zogen und das Land rodeten, um die Burg und das Dorf



Neuendettelsau anzulegen. 1216 scheint die Rodungssiedlung fertiggestellt zu sein; denn in diesem Jahr wurde die Kirche des neuen Dorfes geweiht.

Der erste Burgherr wird freilich erst 1298 urkundlich genannt. In diesem Jahr stellte Hermann (der Ältere) von Vestenberg, der von 1282 bis 1317/19 in den Urkunden erscheint, »in castro Tetelsaue«, in der Burg Dettelsau, für seine Gattin Hedwig eine Urkunde über die Schenkung eines Hofes aus. Er selbst bezeichnet sich an dieser Stelle als

»imperialis aule ministerialis«, als Dienermann des kaiserlichen Hofes. Aus seiner Ehe mit Hedwig, der Witwe des Edelfreien Heinrich von Absberg, entstammt ein Sohn namens Ruidpert, der nur 1303 urkundlich belegt ist, also früh verstorben zu sein scheint.

Die Vestenberger, die als staufische Reichsdienstmannen aufstiegen, hatten ihren Stammsitz in Großhaslach. Von dort aus gründeten sie im Dienst und Auftrag des Königs die Burgen Vestenberg, Bruckberg

und Dettelsau. Die namengebende Burg Vestenberg wurde ihnen freilich schon bald wieder entrissen.

Die Nachfahren des Albert von Vestenberg (4) stießen seit dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts alle ihre Güter im Ansbacher Raum ab und erwarben stattdessen die Burg Burgsalach im Steigerwald mit ihren Zugehörungen. Lediglich Gottfried von Vestenberg (8), der sich 1337 »de Dettelsau« (von Dettelsau) nennt, und sein vermutlicher Sohn Gottfried (14) sind noch in Neuendettelsau und Umgebung begütert (Steinhof, Schlauersbach, Neukirchen, Hirschbronn, Haag). Gottfried (8) verkaufte 1335 sein »Zuckerreisig« und 1337 seine Äcker »an der Surdten« an den Heiligenpfleger bzw. an die Kapelle zu Dettelsau. Mit dem Tod Gottfrieds (14) im Jahre 1359 erlischt die Vestenberger Linie auf Dettelsau.

#### *Die Herren von Seckendorff (1308–1508)*

Die Herren von Seckendorff sind ein seit dem 12. Jh. in Franken ansässiges Dienstmannengeschlecht, das in zahlreiche Zweige zerfällt (z. B. Aberdar, Gutend, Rinhofen). Seit dem 14. Jh. bis zum Ende der Markgrafschaft standen viele Mitglieder dieser Familie im Dienst der fränkischen Zollern, z. T. in höchsten Verwaltungs-, Hof- und Militärstellen. Die Seckendorffer auf Dettelsau gehörten der Nebenlinie der Nolde von Seckendorff an. Mit den Vestenbergern vielfach verschwägert, nennen sie sich erstmals 1308 von Dettelsau.

Demnach waren Burg und Herrschaft Det-

telsau bereits damals zwischen den Vestenbergern und den Seckendorffern geteilt. Auch nach dem Ausscheiden der Vestenberger blieb Dettelsau zweigeteilt; die Burg war also eine Ganerbenburg, in der jeweils zwei erberechtigte Familien wohnten. Als 1505 die eine, 1508 auch die andere Seckendorffische Linie auf Dettelsau ausstarb, vereinigten die Brüder Fritz und Ulrich von Lidwach, die eine Seckendorfferin zur Mutter hatten, die ganze Burg und Burgherrschaft in ihrer Hand. Sie veräußerten die Herrschaft Dettelsau 1516/17 an die Markgrafen Kasimir und Georg von Ansbach.

Aus der Seckendorffer Zeit wird berichtet, daß Sebastian von Seckendorff, markgräflicher Burgvogt auf der Plassenburg ob Kulmbach, 1460 sein eigenes Schloß Dettelsau niederbrannte, um einer Zerstörung durch den Feind zuvorzukommen. Damals bedrängten Truppen des Bischofs von Würzburg das Gebiet seines Dienstherrn, des Markgrafen Achilles. Dieser verfolgte das Ziel, die fränkischen Besitzungen seines Hauses auf Kosten der fränkischen Bistümer sowie der Reichsstadt Nürnberg zu einem geschlossenen Territorium auszubauen, und stieß dabei auf deren erbitterten Widerstand.

Als man 1980 im Schloß Neuendettelsau im Erdgeschoß des Ostflügels den Fußboden entfernte, kam eine Brandschicht und, in diese eingebettet, eine große Menge von Tonscherben zum Vorschein; diese wurden von Fachleuten auf die Zeit »um 1500« datiert. Damit dürfte erwiesen sein, daß die Brandschicht auf das Feuer von 1460 zu-

rückzuführen ist. 1479 baute Sebastian von Seckendorff (gestorben 1496) das Schloß Dettelsau wieder auf.

### *Die Herren von Eyb (seit 1518)*

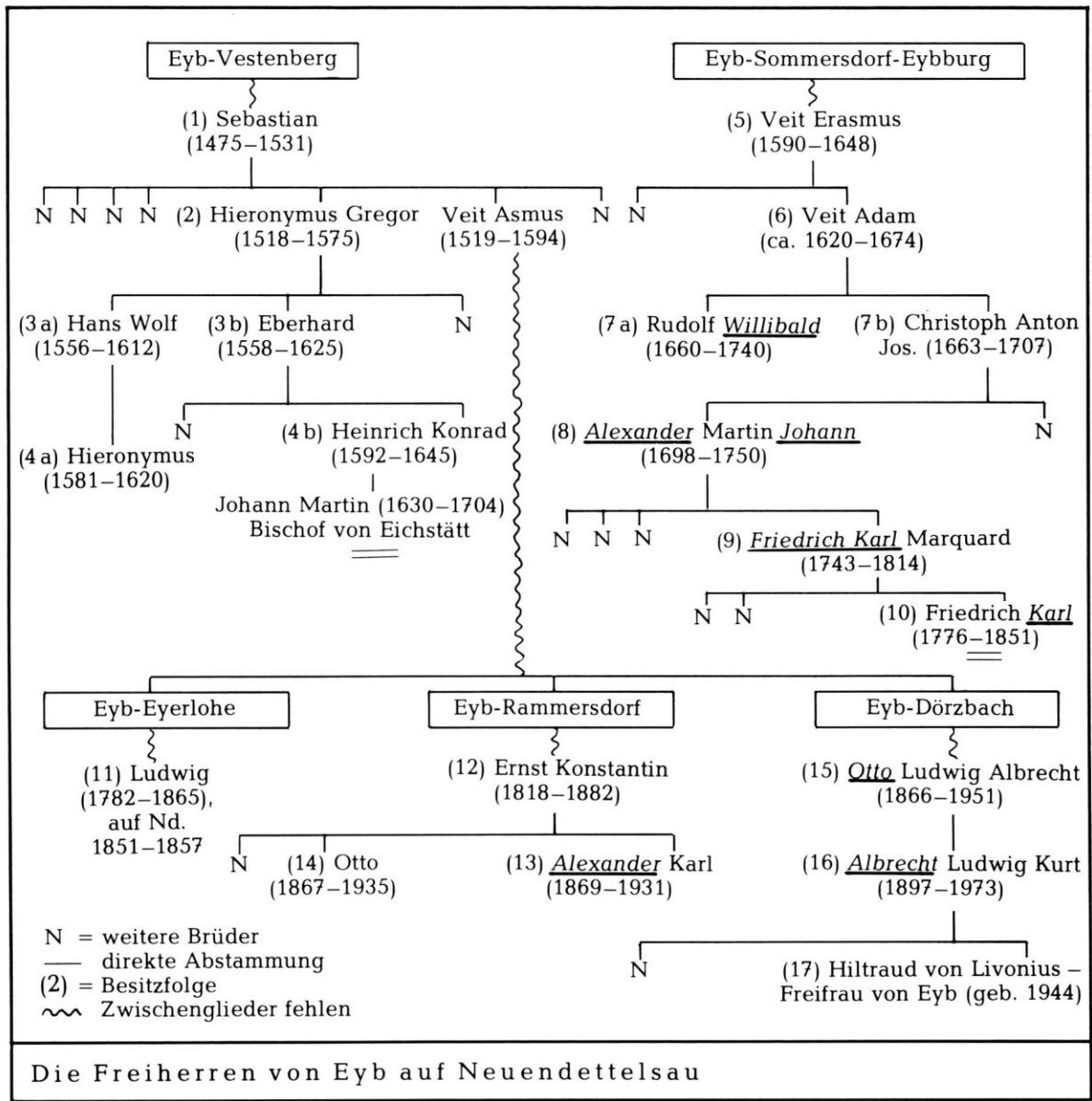
Die Freiherren von Eyb, die ursprünglich einen Pfauenrumpf, seit 1400 aber die Pilgermuschel im Wappen führten, sind ein altes fränkisches Geschlecht, das 1165 erstmals erwähnt wird. Seit 1371 saß es auf Schloß Sommersdorf und seit 1435 auf Schloß Vestenberg. Dem Geschlecht entstammen drei Bischöfe: Gabriel von Eyb aus der Linie Sommersdorf-Eybburg, Bischof von Eichstätt 1495–1535; Martin von Eyb aus derselben Linie, Bischof von Bamberg 1580–1583, und Johann Martin von Eyb aus der Linie Vestenberg-Dettelsau, Bischof von Eichstätt 1697–1704. Er war Mitbesitzer von Neuendettelsau, und so erinnert ein Wapenstein am Ostflügel des Schlosses Neuendettelsau noch heute an ihn. Er trägt die Inschrift: *Has aedes ex fundamento fieri curavit Ioan(nes) Martin(us) d(ei) g(ratia) e(piscopus) Eyste(tensis) s(acri) R(omani) i(mperii) princeps* – 1701 (dieses Gebäude ließ von Grund auf errichten Johannes Martin, von Gottes Gnaden Bischof von Eichstätt, Fürst des Heiligen Römischen Reiches). Er starb 1704, durch den Spanischen Erbfolgekrieg aus seiner Residenzstadt vertrieben, in Herrieden.

Im 15. Jahrhundert ragen zwei Mitglieder des Geschlechtes durch ihre Gelehrsamkeit

besonders hervor: der Jurist Ludwig von Eyb d. Ä. (1417–1502), der den noch heute erhaltenen Martinus-Ambrosius-Altar in der Heideckerkapelle des Heilsbronner Münsters gestiftet hat, und »der Meister unter den deutschen Frühhumanisten« Albrecht von Eyb (1420–1475), Domherr in Eichstätt und Bamberg.

Die Mitglieder der Familie von Eyb suchten vor allem bei den Bischöfen von Eichstätt Dienst, als Räte, Pfleger oder Hofmeister. Von 1533 bis 1814 wurde in der Familie von Eyb das eichstädtische Erbschenkenamt vererbt; von 1610 bis 1814 waren die Inhaber dieses Amtes die Herren von Eyb auf Neuendettelsau. So hatten die Dettelsauer Eybs ihren Wohnsitz meist auch in Eichstätt oder in Eichstätter Amtssitzen, wie Abenberg, Arberg, Mörnshelm oder Dollnstein, und lebten nur vorübergehend in Neuendettelsau. Die enge Bindung an das Bistum Eichstätt erklärt, weshalb die auf Neuendettelsau gesessenen Linien Eyb-Vestenberg (1518 bis 1643) und Eyb-Sommersdorf/Eybburg (1643–1851) sich nach der Reformation wieder dem katholischen Glauben zuwandten.

Es war Sebastian von Eyb auf Vestenberg (1475–1531), der 1518 das Rittergut Dettelsau von den Markgrafen von Ansbach erwarb. Der Kaufbrief, der sich in Abschrift erhalten hat, nennt uns den Preis: 8500 Gulden; ein Lehensbrief des Markgrafen bestätigte Sebastian von Eyb in diesem Besitz. Selbst der lutherischen Sache von Anfang an zugetan, führte er 1528 die Reformation in Neuendettelsau durch. Seine Söhne wandten sich freilich wieder der alten Kirche zu.



Einer von ihnen ist Hieronymus Gregor von Eyb (1518–1575), dessen Grabstein aus Treuchtlinger Marmor sich in der Dorfkirche von Neuendettelsau erhalten hat. Auf ihm lesen wir: »Anno 1575, den 14. January, starb der edl vest Hieronismus Gregorius von Eyb zu Neuendechelsaw(!), dem Gott gnad.« Inmitten von vier Wappen ist der Ritter selbst fast lebensgroß abgebildet, die Hände auf das fast brusthohe Schwert gestützt. Den größten Teil des Kopfes bedeckt eine Sturmhaube, Halsberge und Stoßkragen schützen Hals und Schultern, Brustpanzer, Arm- und Beinschienen sowie Eisenschuhe, die sog. Kuhmäuler, vervollständigen die Rüstung. So kann man sich den Aufzug des Ritters gut vorstellen, in dem er 1543 zusammen mit seinen Brüdern Veit Asmus und Wolf Nikolaus mit dem kaiserlichen Heer in den Türkenkrieg zog. Die Truppen Karls V. konnten nach ihrer erfolglosen Belagerung von Ofen (= Budapest) damals nicht verhindern, daß die Türken Gran (= Esztergom) einnahmen.

1543 verkauften die Söhne des Sebastian von Eyb den größten Teil von Neuendettelsau für 12000 Gulden an Rieger von Westernach, markgräflichen Amtmann in Windsbach. Nachdem Rieger 1554 verstorben war, mußte 1558 seine Witwe Maria von Westernach Neuendettelsau wegen großer Schulden ihren Gläubigern überlassen, unter denen sich auch Hieronymus Gregor und sein Bruder Wolf Nikolaus befanden. So fiel Neuendettelsau wieder an die Herren von Eyb. Das schöne Epitaph des Rieger von Westernach, auf dem er mit seiner ganzen Fa-



Grabstein des Hieronymus Gregor von Eyb (1518–1575)  
in der Dorfkirche von Neuendettelsau  
(Foto: Dorle Lindenberg)

milie dargestellt ist, erinnert im Chorraum der Dorfkirche von Neuendettelsau noch an diese Episode in der Geschichte der Schloßherren.

Nach dem Tod des Hieronymus Gregor von Eyb im Jahre 1575 wurde Neuendettelsau für seine beiden Söhne wieder in zwei Hälften geteilt. Von deren Söhnen erwarb Veit Asmus von Eyb aus der Linie Eybburg durch Tausch bzw. Kauf 1618 und 1643 beide Hälften des Schlosses und der Schloßherrschaft, so daß der Besitz nun wieder in einer Hand lag. Das Schloß selbst war wie der größte Teil des Dorfes im Dreißigjährigen Krieg niedergebrannt worden. Durch die »leidigen Kriegstrubeln und Brand« waren damals auch alle »Akten und Dokumente über die zugehörigen Rechte und Gerechtigkeiten zugrund- und verlorengegangen«, wie es 1667 heißt.

1652 wurde das Schloß wiederhergestellt; 1701 ließ der Eichstätter Bischof Johann Martin von Eyb den Ostflügel des Schlosses auf seine Kosten neu errichten. Gleichfalls im 18. Jahrhundert wurde auch der Südflügel neu gebaut; die gemauerte Bogenbrücke an der Südfront trägt die Jahreszahl 1758. Sie ziert eine Reliefplatte, die das Eyb'sche Wappen trägt, und folgende originellen Verse:

Die tausent, siben hundert mahl,  
dan acht und fünffzig jahres zahl  
war, da mich bautten auf den grund  
vier brüdere frisch und gesund,  
zwey keusche ritter, ein domherr,  
der viert und jüngste in der lehr,

Franz, Heinrich, Cristoph, Carl von Eyb.  
Gott sie erhalt an seel und leib.

Die brücke steht durch fleissig hand  
des mauermeisters Joachim Sand.

Die beiden »keuschen« Ritter, die die Inschrift nennt, sind die Angehörigen des Deutschen Ritterordens Franz Ludwig (1727–1783), Ordenskomtur zu Virnsberg, und Heinrich Adam von Eyb (1729–1792). Der Domherr zu Eichstätt ist Christoph Gottfried Gustav von Eyb (1733–1797), dessen Grabplatte sich auf der Orgelepore der Dorfkirche erhalten hat. In den Händen des vierten Bruders Friedrich Karl Marquard von Eyb (1743–1814), der damals Page (»in der lehr«) am bischöflichen Hof in Eichstätt war, vereinigte sich der Gesamtbesitz Neuendettelsau wieder, nachdem seine älteren Brüder als Geistliche kinderlos gestorben waren.

Er ist der Vater von Friedrich Karl von Eyb (1776–1851), mit dem die katholische Linie der Herren von Eyb erlosch. Dieser war es, der 1836 als Patronatsherr Pfarrer Wilhelm Löhe nach Neuendettelsau berief. Als königlich bayerischer Kämmerer und Regierungsrat in Eichstätt tätig, verbrachte er nur die Gerichtsferien in Neuendettelsau. Hier lernte ihn Johann Jakob Weigel, der Sohn von Löhes Amtsvorgänger kennen, der folgende Beschreibung hinterlassen hat: »Seine hagere Gestalt umschlangen enge weiße Beinkleider und ein blauer Frack mit hohem Kragen und goldenen Knöpfen, eine gelbe Weste mit tief herunterhängenden Schößen, auf welcher eine gelbe Erbsen-

kette mit mehreren goldenen Schlüsseln und gravierten Steinen schaukelte. Über die breite, farbige Binde ragte in ziemlicher Höhe der steife, spitze Kragen, blendend weiß, die beiden Wangen fast gänzlich verhüllend. Ein kleines kurzgeschorenes Bärtchen bedeckte je die Hälfte der Oberlippe,

sein dünnes graumeliertes Haar war glatt und sorgfältig über die Schläfen hereingebürstet und endete auf jeder Seite in einer spitzen Schnecke.«

In den Erbaueinandersetzungen, die dem Tod von Karl von Eyb folgten, obsiegte zunächst für kurze Zeit die Linie Eyb-Eyerlo-



Wappen und Bauinschrift an der Schloßbrücke in Neuendettelsau 1758

(Foto: Dorle Lindenberg)

he; 1857 entschied das Gericht aber definitiv zugunsten der Linie Eyb, Rammersdorf-Wiedersbach. Die Erben blieben jedoch auf Rammersdorf wohnhaft, so daß das Schloß Neuendettelsau erneut verwaiste. Seit 1923 ließ Alexander von Eyb (1869–1931) das recht unbequeme alte Schloß renovieren und einen Westflügel (mit Rundturm) neu anfügen, in dem er seit 1926 Wohnung nahm. 1931 starb er, 1935 auch sein Bruder und Erbe Otto von Eyb auf Rammersdorf. Im Zusammenhang mit den Erbauseinandersetzungen, die jetzt folgten, wurde der »Baronswald« an das Deutsche Reich (Reichs-

wehrfiskus) veräußert, das dort eine Luftmunitionsanstalt (Muna) errichtete. 1936 fiel Neuendettelsau an die Linie Eyb-Dörzbach, die mit der Familie des Freiherrn Albrecht von Eyb (1897–1973) seit 1945 ihren Wohnsitz wieder in Neuendettelsau nahm. Seit 1970 ist Hiltraud von Livonius – Freifrau von Eyb Eigentümerin des Schlosses, das sie mit großem Engagement und unter Aufbietung erheblicher Mittel nicht nur zu erhalten, sondern auch stilgerecht zu restaurieren und auszustatten bemüht ist.

(Alexa Freifrau von Eyb und Hans Rößler)

#### Quellen und Literatur

Das vorliegende Kapitel beruht auf den historisch-genealogischen Vorarbeiten des Freiherrn Albrecht von Eyb auf Neuendettelsau (hand- und maschinenschriftlich im Schloßarchiv Neuendettelsau).

Die Genealogie der Herren von *Vestenberg* hat neuerdings der Nürnberger Archivrat Gerhard Rechter auf eine sichere Grundlage gestellt in seinem Buch: Das Land zwischen Aisch und Rezat, Neustadt an der Aisch 1981 (vor allem Seite 168 ff. und 218\*ff.). Über die Herren von *Seckendorff* informiert das Buch von Julius Meyer, Die Seckendorffer, Ansbach 1907. Für die Genealogie der Freiherrn von *Eyb* ist noch immer Otto Rieders umfangreicher, in mehreren Fortsetzungen erschienener Aufsatz über »Die vier Erbämter des Hochstifts Eichstätt« unentbehrlich, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt, vor allem 16 (1901) 1–50 (hier nach Seite 83 der von Eyb'sche Stammbaum) und 19 (1904) 98–117. Im Druck befindet sich die Eyb'sche Familiengeschichte »Das reichsritterliche Geschlecht der Freiherrn von Eyb«, bearbeitet von Dr. Eberhard Freiherr von Eyb (Schloß Rammersdorf), das voraussichtlich noch im Laufe des Jahres 1982 von der Gesellschaft für fränkische Geschichte herausgegeben wird. Joh. Jakob Weigels Schilderung des Schloßherrn Friedrich Karl von Eyb (1776–1851) ist abgedruckt in: Neuendettelsauer Chronik (Mitteilungen aus der Evang.-Luth. Diakonissenanstalt) 48./55. Jg. (1962) Nr. 9 (vom 15. 9. 1962) Seite 35.



## »...daran zu setzen Leib, Seele und Gut«

### Luthers Lehre in Neuendettelsau

Eine derbe, oft unflätige Ausdrucksweise nach der Devise: »Einen groben Keil auf einen groben Klotz« – das ist ein Kennzeichen der Streit- und Flugschriften im Zeitalter des »Grobians«, d. h. im 15./16. Jh. Luther selbst macht dabei keine Ausnahme. Er nannte z. B. seinen theologischen Gegner Hieronymus Emser, der einen Steinbock im Wappen führte, in einer Flugschrift stets »Bock-Emser« und begann mit den Worten: »Lieber Bock, stoß mich nit!«

So oder ähnlich mag geklungen haben, was der Kaplan von Vestenberg über seinen Vorgesetzten, den Pfarrer Johannes Hofmann von Petersaurach, ins Feld geführt hat, und zwar nicht nur im privaten Gespräch, sondern auch schriftlich und vor allem von der Kanzel herab in der Predigt. Kein Wunder, daß sich der Petersauracher Pfarrer dagegen wehrte und 1526 in einem Beschwerdebrief den Markgrafen Kasimir in Ansbach um Abhilfe bat.

»Es ist bekannt« – so schrieb Hofmann an seinen Patronatsherrn –, »wie seit zwei oder mehr Jahren viele Geistliche unter dem Schein des heiligen Evangeliums sich frevelhaft Ungebührliches erlauben, besonders in der Lehre, welche – ungegründet und unverständlich – den armen elenden Bauern verführet und neue Gebräuche einführt. So tut der Kaplan des Ritters Sebastian von Eyb zu Vestenberg, der auf der Kanzel Geistliche

schmäht, auch mich feindlich und schriftlich angetastet hat. ... Daher meine Bitte, ihm zu befehlen, daß er mich mit solchem Schänden und lästerlichem Zuschreiben unbekümmert lasse und von seinem Vornehmen gegen den alten Kirchengebrauch bei meinem Pfarrvolk abstehe.«

Im einzelnen erhob Hofmann folgende Vorwürfe gegen den Vestenberger Kaplan:

- Er lese die Messe in deutscher Sprache.
- Er reiche bei der Kommunion den Gläubigen auch den Kelch.
- Er verzichte vor der Kommunion auf die Ohrenbeichte und begnüge sich mit einer allgemeinen Beichtvermahnung.
- Er taufe ohne die Verwendung des Chriams, d. h. des geweihten Öles.
- Er beeinträchtige durch den Zulauf, den er mit seiner neuen Lehre habe, das Petersauracher Pfarrlehen, d. h. das Aufkommen an Opfergeldern.

Leider ist die Reaktion des Markgrafen auf diesen Beschwerdebrief nicht bekannt. Wahrscheinlich ist nichts Einschneidendes passiert. Dafür spricht vor allem die Tatsache, daß Markgraf Kasimir, der in Glaubensfragen eine schwankende Haltung einnahm, schon wenig später (21. 9. 1527) verstorben ist; an seine Stelle trat sein Bruder Georg (1527–1543), der die neue Lehre energisch förderte.

Wahrscheinlich ist der beklagte Kaplan jener Konrad Scharrer, den die Visitatoren bei der ersten lutherischen Kirchenvisitation im Markgrafentum 1528 als »Frühmesser« in Vestenberg antrafen. Im Glaubensverhör erhielt er in Ansbach die Note »bene« (gut), die damals nur selten gegeben wurde. Scharrer war – wie Luther – vorher Mönch gewesen; noch 1519 gehörte er dem Benediktinerkloster Metten an der Donau an.

Wenn man die einzelnen Beschwerdepunkte des Petersauracher Pfarrers betrachtet, erkennt man leicht, daß Scharrers Neuerungen nicht willkürlich und unbegründet erfolgten, sondern die zentralen Punkte von Luthers Lehre betreffen. Um sie ging es auch auf dem Landtag der Markgrafenschaft, der im September 1524 in Ansbach zusammentrat.

Zu entscheiden war dort die Frage, ob man es in der Glaubensfrage bei einer unverbindlichen Erklärung belassen oder die lutherischen Neuerungen ausdrücklich gestatten solle. Am energischsten setzte sich der markgräfliche Rat und spätere Landhofmeister Hans von Schwarzenberg (1463–1528) für die neue Lehre ein: Man müsse »bei dem lauterem klaren Wort Gottes bleiben« – meinte er –, »unangesehen aller päpstlichen und kaiserlichen Gebote; denn Gott sei stärker, auch mehr zu fürchten als alle Menschen«. Deshalb solle man diejenigen Pfarrer nicht bestrafen, die sich an das Evangelium hielten und deshalb heirateten, die Kommunion unter Brot und Wein austeilten oder die Fasttage nicht einhielten.

Mit diesem Vorstoß fand Schwarzenberg

bei den adeligen Mitgliedern des Landtages wenig Gegenliebe. Nur einer der Adeligen, Sebastian von Eyb, stellte sich voll hinter seinen Vorschlag. Ihm – so sagte er – gefalle »Herrn Hansen von Schwarzenbergs Ratschlag in allen Stücken«; die Sache sei es wert, »daran zu setzen Leib, Seele und Gut«.

Sebastian von Eyb (1475–1531), Schloß- und Dorfherr von Vestenberg, unterstützte die evangelische Bewegung nicht nur auf dem Landtag und mit Worten. Als Pfarrpatron hatte er damals vielmehr schon dafür gesorgt, daß mit dem ehem. Benediktiner Scharrer ein lutherischer Geistlicher die Frühmesse in Vestenberg erhielt. Er trat auch gegen die Seelenmessen auf, die nach der Lehre der alten Kirche den im Fegfeuer schmachtenden Seelen zugutekommen sollten, und verbot seinen Gerichtsuntertanen, dem katholischen Pfarrer von Großhaslach die für diese Messen gestifteten Abgaben zu leisten. Er hat vor allem dafür gesorgt, daß auch in Neuendettelsau Luthers Lehre verkündigt wurde. Denn seitdem er 1518 das Rittergut Neuendettelsau für 8500 Gulden von den Markgrafen Kasimir und Georg erworben hatte, war er auch hier Schloß- und Dorfherr und somit Förderer der Reformation.

Freilich war hier ein Eingriff zugunsten der neuen Lehre nicht so leicht möglich wie in Vestenberg. Denn in Neuendettelsau war nicht der Schloßherr, sondern der Bischof von Würzburg Pfarrpatron, der über die Besetzung der Pfarrei zu entscheiden hatte. So kam es, daß auf dieser Pfarrstelle bis 1528 der Katholik Sixtus Kozler saß, der bei der

Kirchenvisitation von 1528 als »malus papista«, ein schlimmer Pöpstlicher, eingestuft wurde. Obwohl er der alten Kirche die Treue hielt, lebte er mit »seiner Meid« in einer eheähnlichen Verbindung.

Als der Windsbacher Amtmann Simon von Zedwitz zur Vorbereitung der Kirchenvisitation über die Pfarrer seines Oberamtes nach Ansbach berichten mußte, teilte er am 15. 8. 1528 über Neuendettelsau folgendes mit: »Sind der Priester zwen. Der eine heißt Herr Sixt (= Sixtus Kozler), dessen die Pfarrei ist; den andern Priester hat Herr Bastian von Eib bei sich in seinem Haus. Dessen Namen wissen wir nit. ... Und sind die zwen Priester gleichwohl widerwärtig miteinander. Wir können wahrlich nit wissen, in was Sachen sie einander zuwider seien.«

Was hinter dem Streit steht, ist nicht schwer zu erraten: die Glaubensspaltung. Eben weil der Dorfpfarrer katholisch blieb, hielt sich Sebastian von Eyb für seine Familie und sein Gesinde auf dem Schloß einen eigenen lutherischen Prediger. Daß es darüber mit dem Ortspfarrer zu Auseinandersetzungen kommen mußte, ist bei der temperamentvollen Art, in der damals Glaubensfragen erörtert wurden, kein Wunder. Und das um so weniger, wenn wir annehmen, daß der Schloßprediger in Neuendettelsau derselbe Geistliche ist, der der Familie von Eyb in Vestenberg zur Verfügung stand, nämlich Konrad Scharrer. Denn es ist unwahrscheinlich, daß sich Sebastian von Eyb, der bald in Vestenberg, bald in Neuen-

dettelsau residierte, an beiden Orten je einen Schloßprediger hielt.

Demnach ist Luthers neue Lehre zuerst in der Dettelsauer Schloßkapelle, vielleicht (wie in Vestenberg) schon seit 1524, gepredigt worden. In die Dorfkirche fand sie erst nach der Kirchenvisitation von 1528 Eingang. Sixtus Kozler wurde damals aufgrund des Visitationsergebnisses durch markgräflichen Machtspruch von seiner Pfarrstelle entfernt; an seiner Stelle wurde Leonhard Windisch, zuvor Kaplan in Wernsbach, eingesetzt. Windisch heiratete wenig später die Tochter des Bauern Keck in Reuth und wurde von seinem Kollegen Thomas Meyr, seit 1521 Pfarrer in Reuth, nach der Brandenburgischen (= lutherischen) Kirchenordnung getraut. Später war er Pfarrer in Pfaffenhofen (bei Uffenheim) und in Prichsenstadt.

Seither ist Neuendettelsau eine lutherische Pfarrei, und ist es auch geblieben, als 1558/60 mit Hieronymus Gregor von Eyb (1518–1575) die katholische Linie der Freiherren von Eyb die Schloß- und Dorfherrschaft antrat (bis 1851). Seine Grabplatte aus Treuchtlinger Marmor ist in der Dorfkirche rechts neben dem Nordeingang in die Wand eingelassen. Auch das schöne Epitaph seines lutherischen Vorgängers, Rüdigers von Westernach († 1554), hat sich in der Dorfkirche erhalten (im Chorraum). Das Ölbild, das die Kreuzigung Christi in den Mittelpunkt stellt, ist vermutlich der letzte Zeuge aus der Reformationszeit in Neuendettelsau.

## Quellen und Literatur

Grundlegend ist auch hier wieder Georg Mucks Geschichte von Kloster Heilsbronn, vor allem Band I, Seite 265 und 268, und Band II, Seite 15 f. und 274 f. Ebenso wichtig sind die beiden Arbeiten von Karl Schornbaum:

- Aktenstücke zur ersten Brandenburgischen Kirchenvisitation 1528, Einzelarbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns Band 10, München 1928
- Das Protokoll des Ansbacher Landtages 1524, in: Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken 57 (1910) 98–107

Für die genannten Geistlichen sind die entsprechenden Pfarrerbücher heranzuziehen:

- Matthias Simon, Ansbachisches Pfarrerbuch 1528–1806, Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns Band 28, Nürnberg 1957
- Georg Kuhr, Ritterschaftliches Pfarrerbuch in Franken, Neustadt/Aisch 1979

Eine noch immer lesenswerte Einführung in die fränkische Reformationsgeschichte sowie die ältere Literatur bietet

- Matthias Simon, Evangelische Kirchengeschichte Bayerns, 2 Bände, München 1942.



## Ein altes Tafelbild erzählt – Die Westernacher auf Dettelsau

Die Gottesdienstbesucher der evangelischen Gemeinde Neuendettelsau kennen alle das Westernach-Epitaph, das in der Dorfkirche an der linken Chorwand hängt. Aber nur wenige wissen, was und wer darauf dargestellt ist, und daß das mit Öl auf Holz gemalte Bild ein kulturhistorisches Denkmal ersten Ranges ist.

Vor einer sich nach hinten öffnenden Landschaft ist der gekreuzigte Christus dargestellt; proportional größer, stehen links des Kreuzes Maria und rechts Johannes. Unter dem Kreuz sind, proportional stark verkleinert, links der Verstorbene mit seinem Wappen sowie seine vier Söhne, ganz rechts die Witwe mit ihrem Wappen und die drei Töchter abgebildet. Die Bildunterschrift lautet: »Anno domini 1554 den 4. tag des monats marty zwischen 7 und 8 uhr starb der edel und ehrvest Rürger von Westernach zu Dettelsau, dem gott gnedich sey und barmhertzsich.«

Rürger von Westernach entstammt einem schwäbischen Rittergeschlecht, das aus der Ministerialität der Grafen von Dillingen hervorgegangen ist. Durch zahlreiche Verkäufe war die Familie unter Rürgers Vater Eustachius an den Rand des ständischen Abstiegs geraten und besaß kein eigenes Rittergut mehr. Trotzdem erhielt Rürger – vermutlich durch die Unterstützung Verwandter – eine standesgemäße Ausbildung und konnte standesgemäß heiraten. Seine Aus-

erwählte war die Tochter des pfalzneuburgischen Pflegers Maria Vöhlin von Frickenhausen.

1537/38 stand Rürger in württembergischen Diensten; von 1538–1549 war er Amtmann von Windsbach im Dienst der Markgrafen von Ansbach. Hier lernte er die Herren von Eyb auf Vestenberg und Neuendettelsau kennen; von ihnen erwarb er 1543 für 12 100 fl. Schloß und Dorf Neuendettelsau, so daß seine Familie nun wieder über einen adeligen Sitz verfügte.

Aus seiner Dettelsauer Zeit werden zwei Begebenheiten überliefert, die ein bezeichnendes Schlaglicht auf die derb-handfesten Umgangsformen des 16. Jahrhunderts werfen. So ließ Rürger, ohne auf die Weidegrenzen zu achten, wiederholt seine Schafherden in die Felder und Wälder der Gemeinde Wollersdorf treiben. Die Wollersdorfer setzten sich dagegen zur Wehr und nahmen dem Hirten als Entschädigung drei Schafe weg. Westernach revanchierte sich, indem er mit Gewappneten auszog und den Wollersdor-

*Epitaph für Rürger von Westernach († 1554), bezeichnet 1557, in der Dorfkirche von Neuendettelsau. Am Kreuzesstamm von links die Söhne Hans Eustachius, Hans Rürger, Erhard und Eitel sowie der Verstorbene, rechts die Töchter Fronica, Ursula und Margaretha sowie die Witwe Maria von Westernach, geb. Vehlerin von Frikkenhausen*  
(Foto: Dorle Lindenberg)



Am 4. Tag des Monats März im Jahr 1453  
ist der Edel und gekrönte König von Jerusalem  
dem Gott gütlich Art und baruhersich

fern ein Pferd wegnahm. Wie der Streit ausging, wird nicht überliefert; nachdem aber beide Parteien ein Faustpfand besaßen, wird der Austausch von drei Schafen gegen ein Pferd den Frieden wieder hergestellt haben.

Am Johannistag 1549 kam es vor dem Wirtshaus in Petersaurach zu einer Auseinandersetzung mit dem dortigen Zimmermann Jakob Seubold. Seubold, heilsbronnischer Klosteruntertan, klagte deshalb beim Abt Wirsing in Heilsbronn, der seinerseits bei Westernach nach den Ursachen der Auseinandersetzung nachfragte. Westernach schrieb zurück: »Ich hielt am Johannistag auf einem Ritt am Wirtshause zu Petersaurach, that einen Trunk, traf den Seubold und fragte ihn, wer er sei. Anstatt zu antworten, hielt er die Thüre zu, griff zur Wehr, forderte seine Brüder auf zuzuhauen und rief: ›Wenn der Edelmänner zehnen wären, so müßten sie sterben, sie hätten gleich rothes Blut wie er.« Auch hier ist der Ausgang des Streites nicht bekannt. Tatsache ist aber, daß Seubolds Bruder, der Wirtsknecht Hans Seubold, ein gefürchteter Rohling war, der ganz Petersaurach terrorisierte.

Als Rüger von Westernach 1554 gestorben war, wurde ein ausführliches Inventar seiner Hinterlassenschaft aufgenommen. Darin finden wir auch die Titel seiner Bibliothek verzeichnet, die einen für einen kleinen Adelssitz der Zeit beträchtlichen Bestand an Büchern (insgesamt 59) aufweist. Neben einigen verfassungsrechtlichen, historischen und landwirtschaftlichen Werken sind es fast durchweg Reformationsschriften (45 Titel), die eindeutig beweisen, daß Rüger

evangelisch war. Neben der ganzen deutschen Bibel aus Wittenberg waren zwei deutsche Neue Testamente, »vom Martino Luther ausgegangen«, sowie acht weitere Schriften des Reformators, darunter drei Postillen (Andachtbücher), vorhanden; zwei weitere Postillen stammten von Corvinus und Spangenberg. Wenn man dazunimmt, daß sich in der Hinterlassenschaft allein siebzehn Gebetbücher fanden, darf man mit Sicherheit annehmen, daß diese Bücher nicht nur den Bücherschrank schmückten, sondern der Mittelpunkt eines intensiven religiösen Lebens auf dem Schloß waren.

Bemerkenswert erscheint, daß sich unter den theologischen Büchern allein drei Titel von Caspar Schwenkfeld (1489–1561) befanden. Schwenkfeld, ein schlesischer Edelmann, war ursprünglich Anhänger Luthers, löste sich aber von ihm, als er sich einer mehr mystischen Frömmigkeit zuwandte, und wurde deshalb 1540 von den Lutheranern als »Schwärmgeist« verurteilt. Offenbar hat sich auch Westernach für diesen eigenwilligen Theologen interessiert. Sehr erstaunlich ist, daß keiner seiner Söhne dem evangelischen Glauben treu geblieben ist.

Die Familie kam nach Rügers Tod in große finanzielle Schwierigkeiten, da Schulden in Höhe von mehr als 12000 Gulden, die vermutlich noch vom Erwerb des Rittersitzes Neuendettelsau herrührten, Forderungen von nur 3700 fl. gegenüberstanden. Die Witwe mußte deshalb 1558, endgültig 1588 Neuendettelsau aufgeben. So kamen Schloß und Dorf Neuendettelsau wieder an die Herren von Eyb, die mit 1500 fl. zu den Gläubi-

gern zählten. Mit Hieronymus Gregor von Eyb (1518–1575), dessen Grabplatte aus Treuchtlinger Marmor neben dem Nordausgang der Dorfkirche in die Wand eingelassen ist, beginnt die Herrschaft der katholischen Linie der Herren von Eyb, die bis 1851 in Neuendettelsau regierte.

Von den auf dem Epitaph abgebildeten sieben Kindern des Westernachers ist die Tochter Veronica 1584 unverheiratet verstorben. Die Tochter Margarete heiratete Ulrich von Westerstetten, die Tochter Ursula († 1584) den bischöflich-augsburgischen Pfleger Hans Christoph von Knöringen zu Immendingen. Aus dieser Ehe ging der spätere Bischof Heinrich V. von Augsburg hervor.

Der älteste Sohn, Eitel von Westernach, war mit Magdalena Muffel von Ernreut verheiratet; zuletzt Amtmann von Stauf, starb er 1575. Der zweite Sohn, Erhard von Westernach (1541–1608), stand zunächst als Pfleger von Weismain (auf Burg Niesten) in bischöflich-bambergischen Diensten; später war er bischöflich-augsburgischer Hofmarschall in Dillingen. Aus seiner Ehe mit Katharina von Wiesenthau ging der Stammvater der We-

sternacher auf Burg Kronburg (LK Memmingen) hervor, wo Nachfahren heute noch sitzen.

Der dritte Sohn Hans Rüger († 1607) schlug die geistliche Laufbahn ein. Er war nach 1575 gleichzeitig Domherr in Augsburg, Freising, Salzburg und Passau; hier war er zeitweilig auch Administrator des Bistums. Der bedeutendste Nachfahre des Dettelsauer Rüger von Westernach war aber der jüngste Sohn Johann Eustachius von Westernach (1545–1627). Er trat in den Deutschen Orden ein und stieg innerhalb des Ordens bis zum Deutschmeister und damit zu fürstlichen Würden auf. Als Reichsmusterrungskommissar machte er sich in kaiserlichen Diensten auch im Türkenkrieg verdient.

Alle sieben Kinder des Rüger von Westernach sind auf dem Epitaph in der Dettelsauer Dorfkirche abgebildet. Auf diese Weise ist das Tafelbild nicht nur ein Zeugnis für die Frömmigkeit des Verstorbenen, sondern zugleich ein bemerkenswertes Denkmal deutscher Familien-, Herrschafts- und Kirchengeschichte.

#### *Quellen und Literatur*

Die Familiengeschichte der Westernacher hat Klaus Frh. von Andrian-Werburg erforscht und in dem Allgäuer Heimatbuch Nr. 73 dargestellt: Kronburg – ein reichsritter-schaftliches Territorium in Schwaben und seine Inhaber, Kempten/Allgäu 1969. Er hat auch die »Urkunden des Schloßarchivs Kronburg 1366–1829« (Augsburg 1962) ediert, unter denen die Nummer 160 von 1558 für die Dettelsauer Geschichte wichtig ist. Die zwei Episoden aus dem Leben des Rüger von Westernach wurden der Heilsbronnischen Klostergeschichte von G. Muck II 9 f. entnommen.



## »Wie sind wir nunmehr gantz / ja mehr als gantz verheeret!«

### Neuendettelsau und der Dreißigjährige Krieg

#### *Haus und Hof in Schutt und Asche*

Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) stellt einen tiefen Einschnitt in der deutschen Geschichte dar. Seit 1632 hat er unsere fränkische Heimat ausgesogen. Im Jahr 1634 ging der Pesttod um. Die wenigen Überlebenden auf dem flachen Land waren ins Kriegsweisen, in die Städte oder »um der Nahrung willen« aus dem Land sogar bis nach Österreich geflüchtet, die Dörfer standen menschenleer. Der geringe Rest, der sich um 1637 wieder in Dörfern zu ernähren suchte, schwebte ums Jahr 1640 und vollends in dem letzten Kriegsjahr 1648 in ständiger Gefahr, auf Flucht vor plündernden Soldaten. Manche Hofstätte, auch manche Kirche verfiel der Brandschatzung, bald durch die im Land liegenden Schweden unter General von Wrangel, bald durch die kaiserliche Besatzung der Wülzburg bei Weißenburg, die bis Lichtenau Beutezüge unternahm.

Siebzehn Jahre lang, von 1634 bis 1651, war für die Grundherrschaften so gut wie nichts einzubringen. Wer mit etwas Saatgut ein Stücklein Acker spärlich zu besäen vermochte, wußte nicht, ob er die geringe Ernte auch einbringen werde. Im besten Fall reichte es zum Überleben. Die Gutsverwaltungen der markgräflichen Ämter und der Adelherrschaften bekamen weder Geld noch Frucht. Was nützte z. B. beim Kloster-

verwalteramt Heilsbronn das Aufrechnen des Schuldsolls des einzelnen Untertanen? Von Jahr zu Jahr wuchs die errechnete Schuld: 1651 siebzehnfach, 1652 achtzehnfach und bereits den Realwert der Höfe und Güter übersteigend. Die Kassen, aber auch die Taschen der Untertanen waren leer. Mit solcher auf dem Besitz lastenden Forderung war kaum ein Anwesen an den Mann zu bringen, auch nicht geschenkt! Die meisten Dörfer blieben unbewohnt, menschenleer. Wohl oder übel mußte der Markgraf, die Reichsstadt Nürnberg, auch jeder adelige Rittergutsinhaber auf alle anstehenden Forderungen verzichten.

Den ersten schweren Schlag hatte die Bevölkerung von Neuendettelsau im Kriegsjahr 1632 erlitten. Die kriegführenden Heere Wallensteins und des Schwedenkönigs Gustav Adolf lagen sich monatelang bei Nürnberg gegenüber, bis die Schweden nach vergeblichem Sturm bei der Alten Veste abzogen. Unter den Truppen, die sich gegenseitig auf jede Weise zu schaden suchten und aus dem Umland mit Streifzügen Beute holten, hat die Landbevölkerung der ungeschützten, offenen Dörfer viel Drangsal und Verlust an Leuten erduldet. In Neuendettelsau kam um die Jahreswende 1632/33 Pfarrer Christoph Lienhard durch die Pest ums Leben. Für viele Jahre mußten die Dettelsauer ihre geistliche Versorgung in Weißen-



*Kriegsgreuel im DreiBigjährigen Krieg: Bauern fliehen vor einem Reiter, im Hintergrund ein brennendes Dorf. Radierung von Hans Ulrich Frank/Augsburg 1643 (mit freundlicher Genehmigung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg)*

bronn suchen. Pfarrer Ihring von Weißenbronn notiert in seinem Trauungsregister, daß bei der Belagerung Nürnbergs im Jahr 1632 »ziemlich viel Leute voneinander weggestorben« sind und daß »sich andere wieder wollen zusammenfinden, damit das verwüstete und verödete Land wieder möchte etwas erbauet werden«.

Neuendettelsau war besonders hart betroffen. Sechzehn Paare mußten eine neue Ehe schließen. Allein am Sonntag, dem 28. April 1633, fielen neun Trauungen in Neuendettelsau an. »Die Ursache aber, daß ihrer so viel zusammenkommen und ich sie gedachten Orts copulirt, ist, weil sie selten und keinen ordentlichen Pfarrer gehabt.« Die Sorge, zu oft nach Neuendettelsau gerufen zu werden, wurde Pfarrer Ihring rasch abgenommen. Nach der Schlacht bei Nördlingen und der nachfolgenden Pest ist der Ort 1634 so gut wie menschenleer geworden. Die Weißenbronner Kirchenbucheintragungen nennen außer einer Trauung im Jahre 1636 (aus Bechhofen), den Kindstauen Vogel 1643 (auf der Flucht im Kloster Heilsbronn) und Sperlein 1644 nur noch die Familie des Hans Feldbaum (Velbaum) (1642, 1644–46). Den Krieg überlebt haben noch der Bauer Michael Nusselt und der Bauer Friedrich Schmidt. Das sind drei Familien. Ob sie ständig in Neuendettelsau weilten? Wohl kaum!

Der Schmied Georg Schmidt, 1633 vom Weißenbronner Pfarrer getraut, ist zwar 1654 wieder im Dorf als Hufschmied, muß aber sein Handwerk in der Zwischenzeit an anderem Ort ausgeübt haben. Denn im Jahr

1652 wurden noch die Schmiedearbeiten für die Gutsherrschaft in Großhaslach besorgt. Einige Namen der Zeit vor 1633, wie List, Link, Müller und Reinhardt, tauchen nach 20 Jahren wieder auf. Die meisten Namen sind neu. Fast die Hälfte der in die Gutsherrschaft gehörenden Güter wird von österreichischen Exulanten bewirtschaftet; das ist keine leichte Aufgabe, denn die Gebäude sind ausgebrannt und die Äcker und Wiesen verwildert oder durch angeflogene Erlen und Birken zu Unterholz geworden. Hier galt es zu roden, Scheunen und Stallungen auszubauen, unbewohnte Häuser wieder mit Fenstern und Türen zu versehen, Mauerwerk und Bedachung zu richten. Dazu waren tüchtige Handwerker nötig, und so waren die Exulanten hochwillkommen, die im niederösterreichischen Waldviertel als Zimmerer und Maurer gelernt hatten und jetzt in großer Zahl nach Franken kamen.

Meiner Beobachtung nach haben die Orte Weißenbronn, Mausendorf und Aich den langen Krieg besser überstanden. Die Bewohner fanden leichter mit Hab und Gut Zuflucht hinter den Klostermauern; doch auch dort war der Schutz nicht immer ausreichend. Das Klosterverwalteramt mit der Regierung in Ansbach im Rückhalt unternahm viel, um wieder zu arbeitenden Untertanen und bewirtschafteten Gütern zu gelangen. In Neuendettelsau waren die Schäden zu groß und der Gutsherr von Eichstätt aus nicht in der Lage, den Besitz sofort wieder hochzubringen. Auch aus anderen Gründen wurde für manchen Exulanten unser Ort erst zweite Station.

*Wie sah Neuendettelsau nach Kriegsende (um das Jahr 1651) aus?*

Das Dorf hatte schwere Schäden. Im Schloßbereich war zumindest das »alte Schloß«, das der Kirche zugewandte Gebäude, ausgebrannt und unbewohnbar. Kirche und Pfarrhaus waren seit Mitte 1633, nach dem Tod von Pfarrer Christoph Lienhard, verwaist. Viele Höfe und Güter lagen in Asche, manche waren so völlig zugrunde gerichtet, daß sie erst 1667 bzw. 1685, also Jahrzehnte nach Kriegsende, unter Vergünstigungen einen Käufer fanden. Gewiß waren mit dem Friedensschluß von 1648 einige Leute zurückgekehrt, hatten ihr Haus bewohnbar gemacht und ein Stück Ackerland unter den Pflug genommen. Aber nicht jeder schaffte es. Die Besitzer wechselten.

Der Schloßgutsbesitz Neuendettelsau war von Veit Asmus von Eyb, Eichstätter Pfleger zu Wernfels, auf den Sohn Veit Adam übergegangen. Der Junker schuldete, wohl in Zusammenhang mit der Übernahme des Eichstätter Erbkämmereramtes, der bischöflichen Lehenspropstei seit dem 25. Januar 1645 zehn Gulden, die erst am 31. März 1651 bezahlt wurden. Es war nicht die einzige Verschuldung.

Veit Adam von Eyb weilte als bischöflicher Rat in Eichstätt. In Neuendettelsau hielt sich nur seine Schwester Eva Rosina von Eyb, die »Hauptmännin« (verheiratet mit dem Kriegshauptmann Johann Dietrich Hausen von Gleichsdorf), auf. Veit Adam von Eyb kam nur gelegentlich. Einer der Untertanen, Friedrich Schmidt, dessen »Bau-

ernhöflein nächst hinter dem Pfarrhof gelegen war«, erledigte als »Vogtamtsweser« und »Eybscher Diener« die nötigsten Verwaltungsaufgaben, so gut er eben konnte.

Flüchtige Notizen auf ursprünglich losen Blättern lassen den schwierigen Anfang erkennen. So war von der fränkischen Reichsritterschaft ein Betrag von 22 Gulden auferlegt. Dreimal fertigte Schmidt den Ansatz, bis ihm die Bezahlung klar war. Fünf Gulden davon sollten die von Eybschen Untertanen in Bernhardswinden aufbringen. 16 Gulden 52 Kreuzer (den Gulden zu 60 Kreuzern) lieferte Hans Velbaum; dann waren noch 44 Kreuzer von Balthasar Aicher da, der die Witwe Weber geheiratet hatte. Doch dieser Betrag wurde für Schloßgut und Schäfererei dringend benötigt. Schließlich hat Fritz Schmidt die fehlenden acht Kreuzer zu den 16 Gulden 52 Kreuzern »darzugetan«, damit 17 Gulden bar dem Herrn Ritterschafts-Secretarius geschickt werden konnten.

Voller Mühe war der Anfang. An allen Ecken und Enden fehlten die Mittel. Für das Schloßgut muß ein Pächter, für die Schafhaltung ein Schäfer geworben werden. Ein Knecht und eine Magd sollen als »Eehalten« eingestellt werden, dem Schäfer ist ein Schäferjunge beizugeben. Die Fütterung der Schafe stößt auf ein Hindernis: Heuvorrat kann nicht gelagert werden. Der Stall ist »noch nicht bedeckt«. Immer wieder muß Heu gekauft werden.

Wie die meisten Güter im Dorf hat auch das alte Schloß großen Brandschaden. Auf herrschaftlichen Befehl werden die Baumaßnahmen nach Absprache an Ort und

Stelle am 9. Dezember 1651 an den Zimmermann Friedrich N. aus Ansbach in Akkord vergeben. Der Zimmermann verspricht, für 46 Reichstaler und einen Dukaten Leykauf (Vertragshandgeld) die Schloßarbeit zu übernehmen, nämlich »das alte Schloß ganz wider zu richten, daß es kann bedacht werden, und dann einen Dachstuhl über den abgebrannten Bau oder Gewölb... zu machen«. Während der Schafstall mit einem Strohdach abgedichtet werden konnte, ist der Dachstuhl am alten Schloß nach Fertigstellung im Jahre 1652 mit Ziegeln gedeckt worden. Ob die Ziegel in Altendettelsau gebrannt wurden? Schmidt verrechnet: »Item laut Junckhers Schreibern 29. Febr., so ich den 3. Martii empfangen: 7 Daller, davon meinem Weib 1 entlehnet Daller widergeben; die 6 bei den Ziegeln nach Dettelsau geschickht zum Hinkauf; dem Pottn Ziegler, so es hinauftragen, geben 12 Kreuzer.«

Vordringlich ist die Schafhaltung: Heu und Salz gehen aus. Heu muß wiederholt neu eingekauft werden. Doch die Schafzucht geht vorwärts. »Den 13. Marti ist gehamelt worden, 202 Stückh, dabei 5 Böckh.« In der Jahresrechnung 1654 finden wir bei den Einnahmen einen Gulden vier Kreuzer für ein verkauftes Spätling-Böcklein und dreimal den Erlös von Schaffellen, insgesamt 98, das Stück zu 8 Kreuzern. Aus der anlaufenden Viehzucht wurden in Windsbach verkauft: einem Metzger ein Kalb vom »Rotn Rindl« für 1 Gulden 54 Kreuzer und dem Gaberles Jergen zwei Kälber für 4 Gulden 34 Kreuzer.

Auch die Fischzucht läuft an. Am 12. 3. 1652 werden die vier Weiher, »so dem Junker allein gehörig«, der »Würzweyhr«, der große und der untere »Klingaweyhr« und der »Adlerweyhr« mit 1782 Zuchtfischen besetzt und genau aufgelistet. Später, am 18. Oktober 1655, werden beim Abfischen 2073 Karpfen gezählt, insgesamt 16 Zentner. Über einen Teil der Weiher konnte die Gutsverwaltung nicht verfügen. Am 5. Oktober 1652 hatte Veit Adam von Eyb, Eichstätter Rat und Pfleger zu Titting u. Raitenbuch, mit einem Schuldschein über 24 Reichstaler bei Wolf Lodter in Weißenbronn Geld aufnehmen müssen und den Pfeifferweiher bis zur Rückzahlung versetzt.

Als Pächter für das Schloßgut wird ab Martini (11. November) 1651 bis Lichtmeß (2. Februar) 1653 Christian Manß (Mantz) angenommen. Sein Jahreslohn beträgt 20 Reichstaler, 7 Simra Korn (1 Ansbacher Simra = 16 Metzen = 331,41 Liter) für sich und die Ehehalten (Diener), 6 Metzen Weizen, 2 Metzen »Dadl« (Buchweizen), 1 Metzen »Hürsch« (Hirse), 2 Metzen Gerste, 2 Metzen »Arbes« (Erbsen), 2 Metzen Linsen und an Salz »die Notdurft«. Ein mageres Schwein kann er für sich selbst mästen, ein Kalb darf er dazu kaufen und für sich aufziehen. Ferner darf er einen Morgen Ackerland mit Sommerkorn für sich anbauen; doch soll »des Junkers Arbeit«, die Bewirtschaftung des Schloßgutes, dadurch nicht beeinträchtigt werden.

Zu Jahresbeginn 1652 soll Christian Manß nach Eichstätt zum Schloßherrn reisen. Doch der Vogtamtsverweser Schmidt muß nach

Eichstätt berichten, daß Manß beim besten Willen keine Zeit dafür habe, solange er täglich zum (noch nicht gedeckten) Schafstall Heu zuführen muß. Wenn man ihm keine »Eehalten« (Knecht und Magd) beschaffe, könne er überhaupt nicht bleiben, heißt es in Schmidts Bericht weiter.

Endlich werden auch Knecht und Magd für das Schloßgut gefunden. Der Junker selbst stellt am 13. März 1652 in Neuendettelsau beide ein und ordnet den Jahreslohn: Der Knecht Peter erhält 16 Gulden Eichstätter Währung (das entspricht 12 Gulden 48 Kreuzern in der besseren markgräflichen Währung), zwei »Hemether« (Hemden) und ein Paar Schuhe; davon empfängt er sofort einen Gulden als Handgeld. Die Magd Barbara erhält an Geld 8 Gulden 30 Kreuzer, ferner 13 Ellen Tuch, zwei »klare Hemether« und die Erlaubnis, 1 Strich (= 1/2 Metzen) Lein anzusäen. Auch sie kann nur eine Anzahlung erhalten.

Der Schloßgutpächter erwarb noch im ersten Pachtjahr einen Hof in Neuendettelsau, den er schon am 27. 12. 1652 um 53 Reichstaler samt den Geräten, wie Pflug, Egge und Heuleitern, an den Exulanten Thomas Mayr weiterverkaufte. 1661 finden wir dann Mantz in Winkelhaid.

Vier Gutsverkäufe an österreichische Exulanten im August und Oktober 1653 erbringen einige Gulden. Aus der ersten Ernte wird von den Untertanen Getreidegült geliefert: 61 Simra, 9 1/2 Metzen. Durch Verkauf an einen Sattler in Schwabach und an einen Bäcker in Wendelstein kommen 153 Gulden und 7 Kreuzer in die Amtskasse. Für

geordnete Rechnungsstellung und Verwaltung sorgt nun der Vogtsverweser Johann Georg Feucht, der aus einer Pfalz-Neuburger Exulantenfamilie stammt.

Laut Rechnung für das Jahr 1654 hat sich der Ertrag der Gutsherrschaft Neuendettelsau mehr als verdoppelt. Von den Untertanen gehen ca. 127 Gulden an Geldgült, »Pfennigzins«, und ca. 25 Gulden an Wiesenzins beim Amt ein, dazu etwas über 8 Gulden Handlohn bei Gutsverkäufen. Die Gesamteinnahme beträgt 336 Gulden 6 Kreuzer. Dazu kommen die nun schon wesentlich reichlicher fließenden Naturalabgaben.

Die Untertanen wurden in diesem Jahr von der Gutsherrschaft auch zu Tagelohnarbeit herangezogen, doch kam dabei für manchen eine beachtliche Vergütung heraus. An Lohn für einen Tag wurde den Schnittern 6 Kreuzer, für Dungladen und Ausbreiten 5 Kreuzer, für Mähen und bei der Heuernte 5 Kreuzer und fürs Dreschen 6 Kreuzer gezahlt. An Botenlohn zahlte man für jede Meile 4 Kreuzer. Der Amtsknecht erhielt als Besoldung 1 Gulden 5 Kreuzer, der Schäfer 10 Gulden 3 Kreuzer und der Bauknecht 13 Gulden 45 Kreuzer. Von kulturhistorischem Interesse ist, was in der gleichen Rechnung folgt: »dem Herrn Joh. Christoph Stubenvoll in Ansbach für Tapezieren im Schloß 5 Gulden 36 Kreuzer«. Die Schwester des Junkers von Eyb wird demnach ungern auf eine gewisse Wohnkultur verzichtet haben.

Nach der Ernte des Jahres 1654 stellte Veit Adam von Eyb seine Untertanen für drei

Jahre von Michaelis (29. September) 1654 bis Michaelis 1657 von aller herrschaftlichen Arbeit frei und »entließ sie derselben gänzlich« mit Ausnahme des Holzhauens, Fischens und des »Flachs-heimb-tuns« bei Gegenleistung eines Dukatens. Sollte aber der eine oder der andere Untertan zur Hofarbeit gebraucht werden, sollte doppelter Taglohn verrechnet werden. Am 22. Oktober 1657 wurde der Dukaten »Scharwerk-geld« wieder aufgehoben und wurden die gesamten Untertanen wieder zum kleinen Taglohn angehalten. Wie viele Tage der einzelne bestimmte Arbeiten für die Herrschaft zu leisten hatte, stand jeweils in seinem Kaufvertrag. Eine Begründung dieser Maßnahme ist nicht angegeben. Stiegen die

Taglohnzahlungen über die Mittel? War die Rodungs- und Aufbauarbeit der Untertanen vorrangig?

Sicher geschah die Freistellung der Untertanen aus finanziellen und praktischen Überlegungen. Vor allem mußten Bauern und Gütler gewonnen werden, die den Boden bearbeiteten, aus Äckern und Wiesen Ernteertrag erbrachten und so die Einnahmen des Schloßgutes steigerten. Wie an anderen Orten waren die aus Ober- und Niederösterreich kommenden Glaubensvertriebenen eine große Hilfe beim Aufbau der Landwirtschaft. Sie stellten auch in Neuen-dettelsau fast die Hälfte der bäuerlichen Bevölkerung.

(Georg Kuhr)

#### *Quellen und Literatur*



Dieses Kapitel wurde ausschließlich aus ungedruckten Quellen erarbeitet: aus den Kirchenbüchern des Pfarramtes Weißenbronn und aus den Archivalien des von Eybschen Gutsarchives (im Staatsarchiv Nürnberg); hier wurden vor allem die Amtsprotokolle der Jahre 1651 ff. herangezogen. Die einschlägige Literatur findet der interessierte Leser im Ausstellungskatalog »Gustav Adolf, Wallenstein und der Dreißigjährige Krieg in Franken«, hg. von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, München 1982, auf den Seiten 134–138.

## »Wegen des Evangelii verfolgt«

### Österreichische Exulanten in Neuendettelsau

Das Evangelium, von Martin Luther aus der Heiligen Schrift, der alleinigen Richtschnur christlichen Glaubens und Lebens, erkannt und gelehrt, verursachte auch in Österreich eine starke reformatorische Bewegung. Sie wurde in den Städten vom Bürgertum, im Land vom Adel getragen. Herren und Ritter, die Gerichts-, Grundbesitz- und Patronatsrechte besaßen, setzten lutherische Pfarrer, Schloßprediger und Schulmeister ein. Zum Reformationswerk gaben ihnen Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens vom Jahr 1555 Rückendeckung. Die politischen Machtverhältnisse brachten zeitweilig Zugeständnisse und Duldung durch einzelne Habsburger Herrscher. So wurde Österreich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein überwiegend evangelisches Land. Als im Jahre 1580 unter Erzherzog Karl die Gegenreformation einsetzte, war die Mehrzahl aller Orte in Österreich evangelisch. Neben den landesfürstlichen Städten erlitten Steiermark und Kärnten zuerst die Bedrückung. Hier zur Regierung gekommen, betrieb Erzherzog Ferdinand ab 1598 die völlige Vernichtung des Protestantismus. Seine Wahl zum Böhmenkönig und Deutschen Kaiser als Ferdinand II. (1619–1637) führte unausweichlich zur Konfrontation. Die meisten evangelischen Adligen weigerten sich, ohne Religionskonzession bedingungslos zu

huldigen, und leisteten offen Widerstand. Es kam zum Religionskrieg, zum Dreißigjährigen Krieg von 1618–1648.

Nach dem Sieg des kaiserlichen und bayerischen Heeres in der Schlacht am Weißen Berg (November 1620) mußten viele evangelische Adelige und bald auch alle evangelischen Prediger und Schulmeister Österreich verlassen. Den katholischen Pfarrern gelang es nicht, die Leute zu gewinnen. Das Landvolk hielt an der erkannnten Glaubenswahrheit, am Evangelium fest. In den Jahren 1637 und ab 1640 wanderten viele Familien in evangelische Gebiete Frankens ab. Der Friedensschluß des Jahres 1648 brachte im Reich die reichsrechtliche Anerkennung der Evangelischen. Für Österreich verweigerte Kaiser Ferdinand III. die Anwendung dieser Bestimmungen. Sein Reformationspatent vom 4. Januar 1652 leitete die Schlußphase der Rekatholisierung Österreichs ein. Mit militärischem Druck zwangen die kaiserlichen Kommissare Ort für Ort alle Untertanen, der evangelischen Lehre abzuschwören oder als Exulanten die Heimat, Hab und Gut zu verlassen.

*Österreichische Exulanten unter der von Eyschen Gutsherrschaft 1651–1663*

Wer die Bedeutung ermesen will, die die österreichischen Exulanten nach dem Drei-

Bigjährigen Krieg für den Wiederaufbau der kriegszerstörten fränkischen Gebiete hatten, muß versuchen, ihren Anteil an der Nachkriegsbevölkerung zu ermitteln. Aus der Jahresrechnung 1654 der von Eybschen Gutsherrschaft läßt sich folgende Liste der Gutsuntertanen und ihrer Abgaben zusammenstellen, die zeigt, daß damals von den 23 Untertanen in Neuendettelsau ca. zwölf Exulanten waren:

1. Nusselt Michael, gibt für 2 Fastnachthenen und 4 Herbsthühner 2 Gulden (fl.), für eine Frankenfuhr (zum Weintransport) 11 fl., für 4 Fuhren nach Nürnberg, von denen er nur eine durchgeführt hat, 3 fl.
2. Würlstorffer Paulus, Exulant aus der Gegend um Linz/Oberösterreich (OÖ), für eine Fastnachthenne 27 Kreuzer (kr.)
3. Zulenner Michael, Exulant von St. Johann im Mühlkreis/OÖ, 1 fl. 48 kr.
4. Hannamann Georg (1631 in Großhabersdorf, 1641 in Neuendettelsau) 2 fl. 12 kr.
5. Scheffer Hans (1653 noch in Mausendorf), 1 fl. 42 kr.
6. Reidlhueber Thomas, Exulant von Waldhausen/Niederösterreich (NÖ), 1 fl. 27 kr.
7. Lüst Conrad, samt Henne und Huhn 1 fl. 48 kr.
8. Müller Hans, Schneider, 2 fl. 6 kr.
9. Velbaum Hans (Bürgermeister), 6 fl. 30 kr.
10. Regen Hans, Glaser, 1 fl. 48 kr.
11. Eradt Hans, 2 fl. 9 kr.
12. Mayer Thomas, Exulant von Pöggstall/NÖ, 5 fl. 58 kr.
13. Schwaiger Veit, Exulant von Pöggstall/NÖ, 2 fl. 31 kr.

14. »Bede Weiber« (= Fronica Buchmayr von Neuenmarkt/OÖ und Magdalena Stockhner von Stockhardt/OÖ), 57 kr.

15. Unfriedt Steffan, vielleicht Exulant, 2 fl. 30 kr.

16. Eradt Lorenz, 2 fl. 31 kr.

17. Schmidt Georg, Dorfschmied, 2 fl. 12 kr., dazu kommt laut Vertrag die Verpflichtung, jährlich für die Herrschaft vier Pferde von seinem Eisen zu beschlagen oder 6 fl. zu geben sowie einen neuen Wagen zu beschlagen (oder 3 fl. 15 kr.).

18. Fröling Michael, vielleicht Exulant aus NÖ, 5 fl. 29 kr. 2 Pfg.

19. Schmidt Friedrichs Witwe, 1 fl. 43 kr. 1 Pfg.

20. Kitzmüller Hans, Exulant von Helfenberg im Mühlkreis/OÖ, 2 fl. 31 kr. 2 Pfg.

21. Rudelsberger Wolf, Exulant aus Allentgshwendt/NÖ, 2 fl. 9 kr.

22. Hirschsteiner Michael, Exulant aus Jeitendorf/NÖ, 3 fl. 2 Pfg.

23. Höcher Hans, Exulant aus Haheberg bei Ortenburg in »Baierland«, 2 fl. 12 kr.

Dazu auswärtige Untertanen:

24. Hernlein Linhardt zu Wernsbach, 1 fl. 24 kr.

25. Membler Michael zu Wernsbach, 1 fl. 24 kr.

Ferner vier Bernhardswindner und Michael Bischoff in Kaltengreuth

Der Wiederaufbau in Neuendettelsau vollzog sich unter häufigem Wechsel der Besitzer. Auffallend oft veräußerten Exulanten aus Österreich den erworbenen Besitz an einen Landsmann, erwarben durch Kauf oder



*Oberösterreichische Bauern in Festtracht, um 1626, Stoffbild*

*(Foto: Eiersebner/Linz)*

Tausch neuen Besitz oder zogen von Neundettelsau weiter. Die Veränderungen zur Liste von 1654 sind folgende:

1. Nusselt hatte seinen großen Bauernhof (Vorbesitzer Georg Craft) noch lange in Händen, war Gerichtsbürgermeister und (1674) Heiligenpfleger, d.h. Verwalter des Kirchenvermögens.
2. Würlstorffer (auch Werlasdörffer, Willers-

dorfer, Wörleinsdörfer gen.) vertauschte am 14. 10. 1660 sein Gut gegen den Schmidtschen Hof (s. Nr. 12.). Seit 1657 hatte er Grundstücke aus dem Gütlein des Hans Weber und aus dem Gütlein des Schneiders Koller vor dem oberen Tor in Pacht. Er starb am 3. 2. 1677.

3. Zulenner hatte das Gütlein des Hanns List inne, das im Juni 1652 Stefan Unfreund/Un-

fried erworben und am 14. 8. 1653 weitergegeben hatte. Der Weber Michael Zulehner verkaufte »sein Gütlein draußen auf dem Wasen« am 26. 11. 1662 an Matthias Sirckh, »von Losa bürtig« (aus Schlesien).

4. Georg Hannamann (Hannemann) starb vor 1656. Sein Sohn Michael vertauschte am 13. 4. 1662 das Gut mit Stefan Reinhard (s. Nr. 20), der noch im gleichen Jahr an Georg Brodtwurm aus Haag verkauft hat.

5. Scheffer (Schäfer) blieb bis mindestens 1672 auf dem Köblergut, das er am 18. 1. 1654 von Mich. Hamberger eingetauscht hatte.

6. Reidlhueber (Reitelhuber, Reigelhuber, Rigelhuber) hatte 1652/53 die Badstube betrieben, dann das Häuslein des Gemeindegeldschäfers zum Aufbau von der Herrschaft gekauft. Am 23. 3. 1655 verkaufte er an den aus Külbingen gebürtigen Hans Schertzer, der in zweiter Ehe 1668 die Exulantin Barbara Rauscher zur Frau nahm.

7. Conrad List blieb bis zu seinem Tod am 3. 4. 1676 auf seinem Köblergut.

8. Hans Müller, Schneider in Neuendettelsau, starb am 23. 12. 1682. Sein Sohn Michael übernahm 1681 das Köblergut.

9. Hans Velbaum (Feldbaum) stammte aus Haag, blieb auf dem Köblergut in Neuendettelsau. Seine Frau war »Ammen-Frau« († 16. 3. 1675).

10. Regen hatte von der Herrschaft am 27. 6. 1652 das Mesnerhaus bei der Kirche gekauft. Am 26. 5. 1653 verlangt er Geld, »weil er jetzo die Uhr richten und läuten muß.« Haus und Mesnerdienst kamen am 29. 4. 1656 an den Bäcker Hans Möder/Meder, der

neben dem Mesneramt sein Handwerk betrieb. Meder wurde gestattet, »von seiner hinteren Tür aus auf den Friedhof mit dem Backofen auf zwei Werkschuh lang hinein zu weichen«. Meder kam von Oberzenn, war (1660) auch Schulmeister und verkaufte am 7. 4. 1662 an Wolf Christoph Wagner aus Wassermungenau, der auch Bäcker und Schulmeister in Neuendettelsau war.

11. Hans Eradt verkaufte am 17. 2. 1654 sein Gütlein an Peter Stützer, der »im Ländlein ob der Enns zum Walthschlag heußlichen angesessen gewesen« (= OÖ). Stützer aus Waldschlag bei Leonfelden im Mühlviertel hat vermutlich den Kauf rückgängig gemacht, da am 2. 12. 1654 Eradt sein Häuslein an Stephan Zeugsam (Zeugsail, Zugseil) aus Pöggstall/NÖ verkauft. Rasch wechselt das Gütlein in Exulanten Händen: Melchior Neuwürth aus Jeitendorf/NÖ wird am 22. 2. 1659 als Besitzer genannt, Caspar Ankhablanckh am 14. 3. 1659, Martin Behackher am 15. 12. 1659 und Petrus Dünckhlbühler am 17. 10. 1661 (alle Niederösterreicher).

12. Thomas Mayer hatte den Bauernhof des Friedrich Schmidt hinter dem Pfarrhof, der erst an den Exulanten Martin Underhölzer gehen sollte, den aber Christian Manß übernommen und am 27. 12. 1652 mit etlichem Inventar an Mayer verkauft hatte. Vom 16. 5. 1656 bis zum 31. 8. 1657 gehörte das Höflein dem Johannes Datzreiter aus Pöggstall/NÖ, ab 1657 Stefan Reinhardt, ab 1660 Würlstorfer (s. Nr. 2.)

13. Veit Schwaiger aus Pöggstall/NÖ hatte das Gütlein am 14. 3. 1654 von Hans Velbaum gekauft und am 8. 5. 1660 an seinen

Landsmann Simon Sigl, Weber aus Pöggstall, weitergegeben.

14. Die beiden oberösterreichischen Frauen Buchmayr und Stockhner hatten das äußerste Häuslein vorm oberen Tor am 12. 10. 1653 dem Exulanten Jeremias Kitzmüller aus Neuling bei Helfenberg (im oberösterreichischen Mühlviertel) abgekauft. Kitzmüller war Weber, erwarb das Fischerhaus in Bechhofen und starb dort am 17. 1. 1672. Das Häuslein in Neuendettelsau kam am 3. 4. 1657 an Martin Wassenauer, einen Metzger aus Groß-Gerungs/NÖ, der sich in Obermöggersheim aufhielt und weiter dort verblieb. Das Häuslein fiel der v. Eybschen Herrschaft zu, wurde am 21. 3. 1657 an Jakob Weber von Schlauersbach und von diesem am 20. 8. 1661 an den in Wolframs-Eschenbach geborenen Hannß Schweickhard verkauft.

15. Stefan Unfried hatte am 28. 8. 1653 das Maurerhäuslein beim oberen Tor erworben. Bevor er sich ein Gut in Schlauersbach besorgte und später Bauer in Sauernheim wurde, verkaufte er das Gütlein an den Schuster Christoph Horn, gebürtig aus Raboldshausen/Herrschaft Langenburg (Württ.).

16. Lorenz Eradt († 1667) vererbte sein Gütlein dem noch unmündigen Sohn Georg, der 1679 heiratete.

17. Georg Schmidt, Hufschmied und Heiligenpfleger, könnte um 1665 gestorben sein. Jedenfalls ist ab 1665 der Schmied Matthias Geyer, Exulant aus Ottenschlag bei Pöggstall/NÖ, sein Besitznachfolger.

18. Fröling saß ab 20. 11. 1651 auf dem Höflein des verstorbenen Fischerlenzen, nach

ihm sein Sohn Stefan, der mit einer Bauerntochter aus Groß-Gerungs im niederösterreichischen Waldviertel verheiratet war. Dort gab es auch den Familiennamen Fröling.

19. Friedrich Schmidts Witwe, die Fritzlin, hatte nicht mehr das Bauernhöflein hinter dem Pfarrhaus, das ihr Mann 1652 (s. Nr. 12.) verkauft hatte. Stattdessen hatte er das Gütlein des N. Weber übernommen. Ihren Besitz vom Jahr 1654 veräußerte Apollonia Schmidt am 9. 3. 1655 an Paulus Traunbauer, der 1652 in Kottes/NÖ nachgewiesen werden kann. Traunbauer heiratete am 2. 6. 1656 die Witwe Barbara Teuffel aus Pöggstall/NÖ. Am 12. 10. 1659 verkaufte er das Gütlein an den »Ländler« Egidius Kirchmayr (aus Pasching, Pfarrei Hörsching bei Linz/OÖ) und erwarb ein solches in Schlauersbach.

20. Hans Kitzmüller hatte am 2. 8. 1653 beim Kauf 30 Reichstaler und 1 Gulden 12 Kreuzer Kaufhandlohn zu bezahlen. Am 6. 9. 1654 vertauschte er seine Behausung mit den zugehörigen Grundstücken gegen einen Bauernhof zu Neuses, der – als »Brandstützen« bezeichnet – erst noch aufzubauen war. In Neuendettelsau übernahm der Hofknecht Stefan Reinhard 1654 das Gut, vertauschte es aber am 13. 4. 1662 mit Michael Hannemanns (s. Nr. 4.) ererbtem Besitz.

21. Wolf Rudelsberger besaß seit dem 25. 5. 1652 das Gütlein der verstorbenen Elisabeth Schmidt. Er war von Beruf Schuster.

22. Hirschsteiner hatte am 26. 5. 1653 das Webersche Erbgut von dem Exulantenpaar Hans und Justina Mayrhofer (aus Wösendorf

in der Wachau/NÖ) für 55 Taler gekauft. Er wird in Neuendettelsau als Maurer und Krämer bezeichnet, gab mit herrschaftlicher Erlaubnis seinem Landsmann Grabler (aus Waldhausen/NÖ) Unterschlupf und wurde 1661 v. Kreß'scher Untertan in Elpersdorf bei Windsbach. Das Gut verkaufte er am 28. 10. 1661 an den Bäcker Georg Lorenz Keeßer aus Weißenbronn. Als Beckengut ging es 1665/67 an Zacharias Clauß und am 10. 2. 1667 an Johann Christian Faist.

23. Der Strohschneider Hans Höcher, aus dem »Bayerland« gebürtig, war von Haheberg bei Ortenburg nach Neuendettelsau gekommen. Er kaufte als lediger Gesell am 10. 8. 1653 von dem Kriegshauptmann Herrn Haußen, Schwager des Junkers von Eyb, das Gütlein zwischen dem Wirtshaus und Michael Nusselts Hof. In Petersaurach wurde Höcher 1655 mit Anna Ulrich aus »Heb-  
schwerd in Schlesien« getraut.

Die Untertanen in Wernsbach, Bernhardswinden und Kaltengreuth, auch in Bechhofen und Neuses bleiben hier vorerst unberücksichtigt.

Die Untertanenliste von Neuendettelsau aus dem Jahr 1654 erweiterte sich durch Fortschritte in der Ansiedlung. Zuerst ist das Wirtshaus in Neuendettelsau zu nennen. Der »woledelgeborn, gestrenge Herr Johann Dietrich Haußer (Haußen) von Glückstorff«, dessen Ehefrau eine Freifrau von Eyb war, verkaufte am 20. 5. 1654 die Schenke und die Wirtschaft um 750 Gulden an den Exulanten Balthasar Hindl, der noch 1652 in Pöggstall/NÖ nachweisbar ist. Hindl verkaufte das Wirtshaus am 9. 4. 1659

an Georg Meylein, Metzger im Kloster Heilsbronn, um 862 1/2 Gulden. Meylein tauschte am 11. 11. 1661 die Braustätte mit Tobias Neber aus Wassermungenau und konnte dabei 155 Taler Aufzahlung verlangen. Neber erwarb im Jahr 1665 in Wassermungenau ein Freigut. Wer von 1665 bis 68 die Wirtschaft besaß, ist noch unbekannt. Von 1668 bis 1685, vielleicht noch etwas länger, finden wir Georg Loder als Wirt und Gastgeber in Neuendettelsau. Zusammen mit seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Jordan (aus Schweinau), stiftete Loder einen wertvollen Abendmahlskelch für die Kirche in Neuendettelsau. Loder wurde später Wirt und Bierbrauer in Fürth. 1684/85 war Loder »Richter eines erbaren Gerichts in Neuendettelsau«. Vor 1700 war Friedrich Kuhn Wirth in Neuendettelsau. Der Besitzwert war gestiegen, als am 18. 2. 1700 Hans Deuerlein beim Erwerb von Schänke und Wirtschaft 3500 Gulden bezahlte. Deuerlein erlöste beim Weiterverkauf am 6. 1. 1706 an Hans Christoph Bestelmeyer aus Dittenheim 4000 Gulden. Deuerlein blieb am Ort, übernahm einen Bauernhof und wurde Stammvater der heute noch hier wohnenden Familie. Deuerleins Herkunftsort dürfte Großreiprechts in NÖ gewesen sein.

Die v. Eybsche Gutsherrschaft verkaufte außerdem am 8. 6. 1656 das verödete Schreiner-gütlein um 1 1/2 Gulden an den Glaser und zeitweiligen Mesner Hans Regen. Die notwendigen Aufbauarbeiten und das Urbarmachen der Äcker und Wiesen veranlaßten neben dem geringen Kaufpreis das Versprechen, das Bauholz umsonst zu geben

und den Inhaber drei Jahre steuerfrei und vier Jahre frei von Herrenarbeit zu lassen. Am 19. 6. 1658 hat Martin Schabetzberger aus Peuerbach/OÖ das Gütlein um 25 Taler gekauft.

Mit ähnlichen Vergünstigungen wird am 14. 6. 1656 das verödete Halbhöflein des verstorbenen Caspar Wittmann an den Vogt Hans Georg Feucht um 2 Gulden gegeben. Im Vertrag wird beispielhaft dargelegt, daß Jahre benötigt werden, nach und nach die bebaubare Flur zu vergrößern und den Ernteertrag zu steigern. Durch Anflug von Erlen- und Birkensamen war wie vielerorts auch hier auf unbestellten Äckern und Wiesen Unterholz gewachsen, das nur nach und nach gerodet und zu fruchtbarem Land werden konnte. Feucht sollte deshalb mit der Herrengült, der Getreideabgabe an die Herrschaft, zu Michaelis 1657 mit einem Viertel Simra Korn und zwei Metzen Habern (Hafer) beginnen; dann sollte diese Abgabe von Jahr zu Jahr um diese Menge steigen, bis 3 Simra 3 Metzen Forstkorn und 18 Metzen Habern herauskommen. Das bedeutet eine Anlaufzeit von 12 bzw. 9 Jahren bis zur vollen Ertrags- und Abgabenleistung. Am 15. 11. 1662 hat Feucht das Halbhöflein um 250 Gulden an den Exulanten Datzreiter verkauft.

Insgesamt war um 1663, also fünfzehn Jahre nach dem Westfälischen Frieden von 1648, erst ein Drittel der ursprünglichen Untertanenanzahl der v. Eybschen Gutsherrschaft gewonnen. Ein Zehntregister von 1663 zeigt, daß von den 1590 Tagwerk (= Morgen) Gesamtfläche, die für das Jahr 1843

nachgewiesen werden kann, erst 9% (86<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Morgen »Sommerbau« und 59<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Morgen »Winterbau«) mit Getreide angebaut war. Wie überall im Land sollte es noch weitere Jahrzehnte dauern, bis die gesamten Äcker wieder unter den Pflug genommen und mit Saatgut völlig bestellt werden konnten.

### *Österreichische Exulantennamen in den Kirchenbüchern*

In seinem Buch »Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte« hat Adam Schuster einige Exulantennamen und Herkunftsorte mitgeteilt, die Adolf Traunfelder aus den Kirchenbüchern des Pfarramtes Neuendettelsau ermittelt hatte. Diese Liste wird hier durch die einschlägigen Daten ergänzt wiedergegeben. Dabei werden folgende Abkürzungen verwendet: B = Bauer, ND = Neuendettelsau, LoE = »Ländlein ob der Enns« (= Oberösterreich), S = Sohn, T = Tochter; oo heiratet am...in..., I/II oo heiratet in erster/zweiter Ehe, † = verstorben.

1. Breitweger Catharina, Tochter (T) des Paulus B., Bauer (B) zu Rottenegg im »Ländlein ob der Enns« (LoE); oo ND 9. 2. 1675 J. Lhd. Willibald.
2. Pechhacker (Behacker) Elisabeth, T des † Andreas P. zu Pöggstall/NÖ; I. oo ND 28. 2. 1670 Hans Mayer aus Weißenbronn.
3. Feldhofer Wilhelm, der »in exilio herumzog« und »mit Weib und Kindern übernacht allhier verblieben«, läßt das am 6. 8. 1674 in ND gestorbene »Exulantensohnlein« Craft Feldhofer bestatten, das, in »Rosental in

Niederland gebürtig, seit seiner Geburt keine gesunde Stund gehabt«.

4. Hagelauer Abraham, Hammerschmied, aus Oberösterreich »heraufgereist, seine Freund zu besuchen in Bechhofen, sonderlich den Wolfen«. Seine Frau bringt am 28. 3. 1668 Zwillinge zur Welt; eines der beiden Mädchen wird auf den Namen Sabina getauft, das andere war totgeboren. Nach Sabinas Tod am 12. 4. reisten sie weiter.

5. Hertz Philipp, Sohn (S) des † Matthias H., B zu Hummelhof, eine Viertelstunde vor Linz/OÖ; oo ND 10. 2. 1672 Barbara Arnold aus Höfstetten bei Bürglein.

6. Leitner Peter, S. des † Georg L., Tagelöhner zu Dorfbach/LoE; oo ND 2. 3. 1685 Elisabeth Mederich, Tagelöhners-T aus Weißenbronn.

7. Mosgiller Gregor, Witwer in Bechhofen (s. Nr. 15 f.); I oo Susanna, verwitwete Teuffel; II. oo ND 28. 11. 1671 Elisabeth, T des † Georg Wendel, weiland Bürger zu Kasbach, Pf. Langschlag-Groß-Gerungs/NÖ

8. Rauch Margaretha, T des Thomas R., weiland Tagelöhner zu Fichten in der Opf. (= Viechtach); oo ND 16. 6. 1679 Christoph Achatz aus der Opf.

9. Rauscher Barbara, T des † Simon R. aus Österreich, oo ND 11. 2. 1668 Johann Scherzer, Witwer in ND.

10. Rauscher Martin, bis 1661 in Wicklesgreuth, dann in ND, † ND 16. 1. 1688, Bruder von 9.; sein S Matthias R., geboren ND 15. 1. 1662, oo 1686 Rosina Heerfort, T des † Simon H., Köbler in Unterfeldbrecht.

11. Rigler Paulus, aus Österreich gebürtig, zu Bechhofen, oo ND 12. 2. 1667 Maria Roth, aus Österreich gebürtig.

12. Schabezberger Martin aus dem LoE (Peuerbach/OÖ), † ND 11. 3. 1671; seit 1658 in ND; gegenseitige Patenschaft mit:

13. Köppinger Tobias, aus dem LoE, Herrschaft Waxenberg, Pf. Oberneukirchen/OÖ, Zimmermann, bei ihm stirbt 1674 sein Schwiegervater Hans Fischer, Schuster aus Gramastetten/OÖ.

14. Spörer (Sperer, Sperr) Veronica, T des Urban S., »Bauer in Österreich« (aus Großgerungs/NÖ): oo ND 29. 2. 1667 Stefan Fröling.

15. Teuffel Maria, T des † Christoph T., gewesenen B in Österreich (»von Haußbeck in der Herrschaft Zinzendorf«); oo 14. 10. 1662 ND Michael Hannemann; ihr Bruder:

16. Teuffel Georg, B in ND, Stiefsohn des Bauern zu Gresten am Schwarzenberg/NÖ Gregori Moßgillern (s. Nr. 7.), jetzt Köbler in Bechhofen; oo ND 2. 3. 1674 Anna Nimmervoll, T des Webers Matthias N. in Dürrenmungenau.

Nur wenige der eben genannten Familien bzw. Personen sind hier geblieben, nämlich die Rauscher, Köppinger und Schabezberger, in Bechhofen die Riegler und die Mosgiller mit den Kindern Teuffel.

Im einzelnen ist die Schustersche Liste folgendermaßen zu ergänzen: Die Familie Teuffel (s. Nr. 7, 15 und 16) war in der Zinzendorfschen Herrschaft Hausegg bei Gresten an der Erlauf, Bezirk Scheibbs/NÖ, auf dem Gut Reith am Schwarzenberg beheimatet. Außer Georg (s. 16.) und Maria (s. 15.) wuchsen in Bechhofen folgende weitere Geschwister auf: Elisabeth Teuffel, oo 14. 11. 1670 Immeldorf den Weber Wolfgang Mayr

in Kirschendorf, S des Thomas Mayr, vermutlich aus Niederösterreich; dann Martin Teuffel, später B in Bechhofen; I. oo 1. 8. 1665 Immeldorf Elisabeth Ziegler und II. oo 22. 8. 1670 Immeldorf Sabina Großberger.

Die Großberger, ursprünglich Graßberger vom Gut Grasberg südlich von Waidhofen an der Ybbs (Pfarrei Opponitz), kamen auch aus dem südlichen Niederösterreich nach Bechhofen und Neuendettelsau. Noch heute sind Nachkommen der Großberger vorhanden. Eng verbunden und zusammen mit der Familie Mosgiller-Teuffel kam Gabriel Grausamb nach Bechhofen, der von 1662 bis 1665 in Neuendettelsau, dann in Wernsbach auftaucht. Seine Mutter war mit ihrem 2. Mann Hans Posch († 1685 Bechhofen) aus Gresten/NÖ zugewandert. Aus Exulantenfamilien dieser niederösterreichischen Landschaft kamen auch die Reingruber (1658 nach Haag), der Schloßbauer Christoph Holzer (1688–1709) und später Glieder der Familien Röthlingshöfer und Stürzenhofecker.

Zu den Exulanten »aus Österreich«, d. h. aus dem Land Niederösterreich, ohne bekannten Herkunftsort gehören die Bernecker, Gastl, Hindel, Jäcklein, Kretzer, Krönl, Rauscher und Roth, die vorübergehend oder länger in Neuendettelsau blieben.

Die Kirchenbücher der Pfarrei Weißenbronn, die seit 1632 bis nach dem Kriegsende für Neuendettelsau zuständig war, bieten weitere Hinweise auf Exulanten. Schon im August 1645, also drei Jahre vor Kriegsende, erscheinen dort im Kommunikantenregister zwei Exulantenpaare aus Öster-

reich: Thomas Hoschpen/Haspel und Frau Katharina aus Pöggstall/NÖ, die »wegen der Religion (aus ihrer Heimat) gewichen« waren, und Hans Mairhöffer und Frau Justina aus Wösendorf (an der Donau)/NÖ, bei denen der Pfarrer notierte, sie seien »wegen des Evangelii verfolgt« worden. Beide Paare kehrten vorerst wieder nach Österreich zurück.

Thomas Haspel kam im Sommer 1651, also noch vor der im Januar 1652 einsetzenden, endgültigen Gegenreformation, mit seiner Familie in die Pfarrei Weißenbronn zurück und ließ sich als Zimmermann in Mausendorf nieder. Ihm folgte sein Bruder Adam Haspel, der sich ab 1653 als Bauer in Aich, ab 1665 in Böllingsdorf niederließ und 1697 in Weißenbronn starb (92 Jahre alt). Die Eltern der Brüder Haspel, Thomas und Gertraud Haspel, waren Bauern in Weiterndorf, Gemeinde Filsendorf/NÖ gewesen (Pfarrei Maria Laach am Jauerling). Die Mutter Gertraud starb 1662 in Aich »auf die 90 Jahr alt«.

Auch das Ehepaar Hans und Justina Mairhöffer, Taufpaten der Familie Haspel, kehrte nach Franken zurück, als sie durch die Gegenreformation endgültig aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Am Reformationstag (31. 10.) 1652 gingen sie in Weißenbronn erstmals zum Abendmahl, am Tag darauf kauften sie in Neuendettelsau um 53 Reichstaler von Friedrich Schmidt ein von Eybsches Gut. Nach einem halben Jahr gab das Ehepaar Mairhöffer seinen Besitz um 55 Reichstaler an Michael Hirschsteiner weiter und zog nach Schwabach. Hirschsteiner und

mit ihm Wolf Rudelsberger werden in der Kommunikantenliste vom Palmsonntag 1653 als »zwei Personen aus (dem) Viertel« bezeichnet, d.h. aus dem Waldviertel. Michael Hirschsteiner stammt aus Jeitendorf bei Gföhl/NÖ (Pfarrei Reinprechts), seine Frau Susanna, geb. Rudelsberger, aus Allentgtschwendt/NÖ; sie ist eine Schwester des Wolf Rudelsberger.

Zu dieser Sippe muß auch Hans Deuerlein gehört haben, da sein Kaufzeuge der jüngere Hans Michel Rudelsberger war. Zudem kauft Deuerlein am 12. 4. 1706 in Neuendettelsau einen Bauernhof »ufm Wasen« von Michel Roth und dessen Schwager Hans Hapsel. Wie sehr dieser Exulantenkreis, der bei Taufen, Heiraten und Kaufhandlungen fest zusammenhielt, füreinander einstand, zeigt ein Protokoll vom 10. Juli 1653: »Michel Hirschsteiner gibt an, daß sein Landsmann Hannß Grabler, in Österreich zu Walthausen wonhaft gewesen, wegen dort eingeführter (Gegen-)Reformation von Haus und Hof verjagt, uf etliche Wochen Unterschleif begehrt, bis er ihm eine Gelegenheit ausschauete. Willfahrt dch. gnädiger Hft. Consens.«

### *Die Herkunftsorte der österreichischen Exulanten*

#### *1. Aus den »Eisenwurzten« (Niederösterreich südlich der Donau)*

»Die Eisenwurzten« heißt das Gebiet um die Eisenmärkte Scheibbs, Gresten und Purgstall. Hier wurden die Rohprodukte der

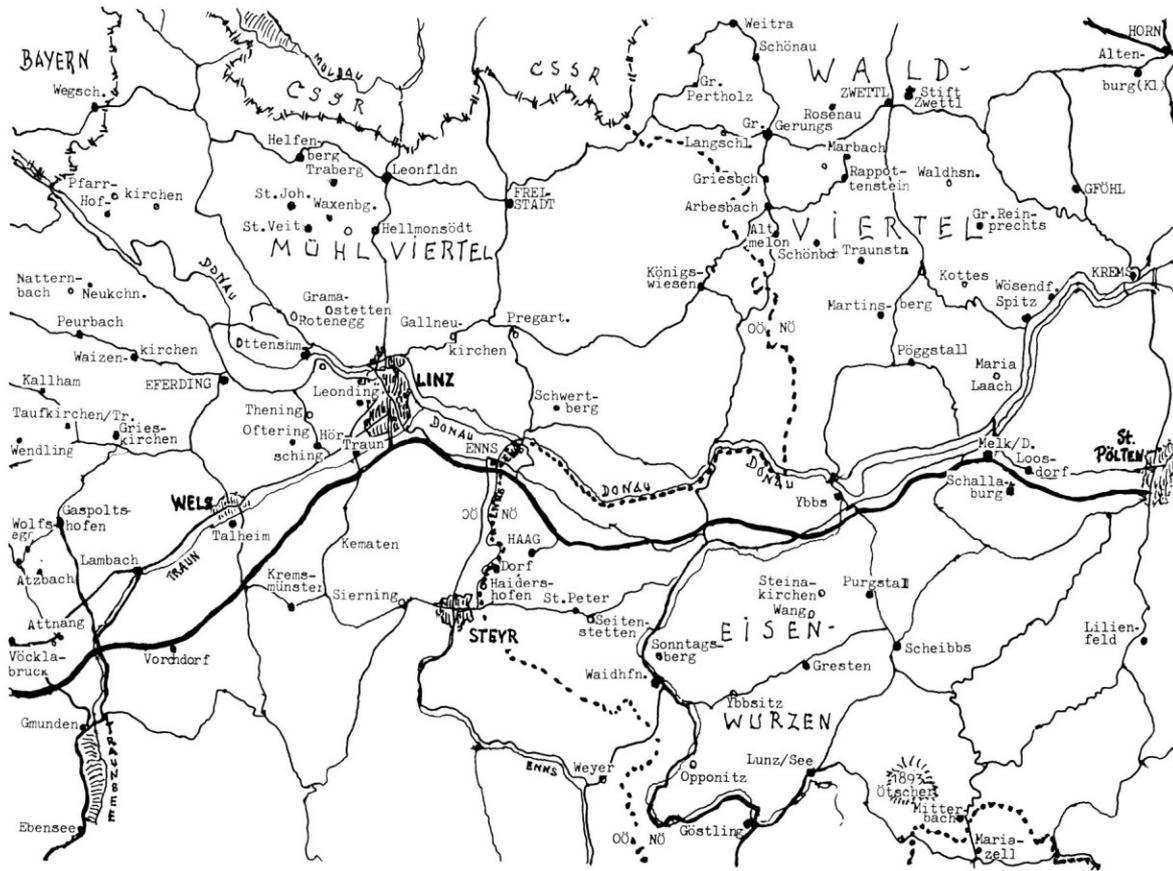
Eisengewinnung vom Erzberg in der Steiermark verhandelt und in den vielen Hammerwerken und Schmieden an Ybbs und Erlauf zu Pfannen, Sensen und anderen Eisenwaren verschmiedet.

Bis 1627 hatten die adeligen Herrschaftsinhaber, z.B. die Zinzendorf in der Herrschaft Hausegg-Gresten, lutherische Prediger und Pfarrer gehalten. So wollten auch viele Handwerker und Bauern bei ihrem evangelischen Glauben bleiben, als ab 1652 die Gegenreformation immer unerbittlicher durchgeführt wurde.

Aus diesem Teil Niederösterreichs finden wir überraschend viele Exulanten zwischen Rezat und Steigerwald, besonders in der Umgebung von Neustadt an der Aisch, aber auch bei Kulmbach in Neudrossenfeld und Hutschdorf. In Neuendettelsau und Umgebung ließen sich – zumindest zeitweise – die Familien Mosgiller, Teuffel, Großberger, Röthlingshöfer, Stürzenhofecker und Reingruber, Gabriel Grausamb, Hans Posch und Christoph Holzer nieder.

#### *2. Aus dem Waldviertel (Niederösterreich nördlich der Donau)*

Eine überraschend große Anzahl evangelischer Glaubensflüchtlinge kam 1652 aus dem niederösterreichischen Waldviertel, d.h. aus dem Gebiet nördlich der Donau zwischen Ybbs, Stift Melk, Spitz und St. Michael-Wösendorf. Hier sind vor allem die Pfarreien Pöggstall, Martinsberg, Großreinsprechts, Waldhausen, Rapottenstein, Großpertholz und Groß-Gerungs zu nennen. In



diesem Gebiet hatten die Grafen von Sinsendorf, die Freiherren von Polheim, von Landau und Thierhaim ebenso wie die Häkelberger bis 1627 lutherische Pfarrer und Schloßprediger gehalten und die Untertanen bis 1652 in ihrem evangelischen Glauben schützen können.

In manchen Pfarreien waren über 90% der Einwohner lutherisch. Sie wurden von einer

kaiserlichen Kommission listenmäßig und namentlich erfaßt, als 1652/54 unter militärischem Druck jedermann dem Luthertum abschwören sollte. In den Pfarreien von Pöggstall und Martinsberg über Groß-Gerungs bis nach Großreinsprechts zählten die Kommissare des Kaisers im Jahre 1652 noch 7549 lutherische Christen gegenüber 1939 Katholiken. Ende des Jahres 1654 wurde

dem Kaiser ein Prachtband übergeben mit 2224 Namen, die nach Pfarreien geordnet waren. Von ihnen heißt es, daß sie »von ihrem Irrtum durch Gottes sonderbare Gnade zum heiligen katholischen Glauben wirklich gebracht und bekehrt worden sind«.

Dem widerspricht die Tatsache, daß dort viele genannt sind, die ab 1652 bei uns vorkommen. Familie um Familie finden wir ab 1652 beim heiligen Abendmahl in den Kommunikantenverzeichnissen unserer evangelischen Pfarreien in Franken. Mehrere Familien waren bereits ab 1637 vorausgezogen und ansässig geworden, wie z.B. in der Pfarrei Weißenkirchberg-Leutershausen. Bei gelegentlichem Viehhandel im Gebiet um Ansbach und Rothenburg hatten andere aus dem Waldviertel sie besucht, das heilige Abendmahl empfangen und sich umgesehen, ob für den Ernstfall auch für sie ein Unterkommen wäre.

Im einzelnen stammen folgende Exulanten unserer Pfarrei und ihrer Umgebung aus dem Waldviertel: Aus der Pfarrei *Waldhausen* kamen außer Grabler die Reithuber (Riglhuber), Gaisberger (Genßberger) und Kornbausch. Aus Hirschsteiners Heimatpfarrei *Großreinsprechts* stammen außer Deyerl (Deuerlein) ein Melchior Neuwürth aus der Ortschaft Jeitendorf sowie sein Schwager Hans Manedtsberger (Meinetsberger) aus Moniholz. Paul Traunbauer kommt aus dem südlicher gelegenen *Kottes*; er ist jedoch vermutlich aus Hötzelsdorf, Pfarrei Vorchendorf/OÖ, gebürtig.

Aus *Pöggstall* kamen die Behacker, Datzreiter, Haspel, der Wirt Balthasar Hindl, der

Bauer und Geiger Hans Raupolder (Rappolt) in Neuses mit seinem erwachsenen Sohn Adam, die Kernstock, Mühlberger und Riegler, Veit Schwaiger, die Sigel, des Egidius Teufel Witwe und Stephan Zeugsail (Zugseil), der Burgrechtsdienst im Amt Fritzdorf innehatte. Aus der damals eingepfarrten Filiale *Martinsberg* die Lindesbühler und Schneeberger; aus *Ottenschlag* der Hufschmied Matthias Geyer; aus Rappottenstein Samuel Maurer, Wirt zu Bechhofen, und ein Hans Pfänder. In *Roiten* bei Rappottenstein hatten die Brüder Simon und Matthes Steinbauer (Annatzberg), ihr Vaterhaus. Von beiden stammen alle fränkischen und evangelischen Steinbauer ab, wofür allein ein umfangreicher Forschungsbericht nötig wäre. Eine Stammutter der Steinbauer war Anna Griensteidel, Gastgeberstochter aus *Arbesbach*. Püchler (Bühler) kamen aus *Griesbach*, Steffan Frölings Frau Veronica Sporer (Sperer, Sperr), Martin Wassenauer und Abraham Helmreich aus *Groß-Gerungs*. Nördlich davon in *Kasbach* (Pf. Langschlag) war Elisabeth Mosgiller, geborne Wendel, und in *Preinreichs* Elias Zwirner, Köbler in Neuendettelsau, beheimatet. Bei einer Anzahl Exulanten wie Bernecker, Gastl, Jäcklein, Kretzer, Krönl, Kugler, Rauscher, Riegler, Roth, Weismann u. a. ist nur »Österreich« für Herkunft aus Niederösterreich genannt.

Besonders muß des Exulanten Andreas *Besenbeck* gedacht werden, der um 1649 in Pöggstall, um 1657 in Untererlbach, dann in Bertholdsdorf und um 1681 in Wollersdorf wohnte. Zwei Söhne, Paul und Matthias, lebten in Reuth, der Sohn Simon starb als Köb-

ler in Neuendettelsau. Er selbst dürfte in Langschlag bei Groß-Gerungs geboren sein. Der Familienname deutet für Österreich weniger einen Beruf als die Herkunft aus einer Ortschaft Pesenbach oder ähnlich an.

### 3. Exulanten aus dem »Ländlein ob der Enns« (Oberösterreich)

Die sonst bedeutendste Gruppe der Exulanten sind die oberösterreichischen »Ländler«, die Leute aus dem sogenannten »Ländlein ob der Enns«, oberhalb des Flusses Enns, der die alte Grenze zwischen den habsburgischen Erzherzogtümern Ober- und Niederösterreich, dem Ländlein unter der Enns, gebildet hat. Dieses Ländlein ob der Enns litt besonders hart unter bayerischer Kriegsbesetzung und Verpfändung (1620–28), unter der Ausweisung der lutherischen Pfarrer und Prediger (1624/25), unter dem Blutgericht am Haushamer Feld (15. 5. 1625) und schwerer Bedrängnis für die Evangelischen, die den großen, verlustreichen Oberösterreichischen Bauernaufstand des Jahres 1626 und weitere Unruhen auslöste. Nach dem evang. Adel, der 1629/1630 Zuflucht in Regensburg und Nürnberg suchte, wurden auch die Bauern und Bürger mit Ausweisungsdekret (1636) bedroht.

1637, 1640, 1645 und verstärkt ab 1652 kamen Glaubensvertriebene aus dem »Ländlein« (LoE) in markgräflich brandenburg-ansbachische Ämter, in den Altmühlgrund, in das Gebiet um den Hahnenkamm, ins Ries usw. Die Familien aus dem LoE, die

wir in Neuendettelsau und nächster Umgebung finden, stammen im wesentlichen aus dem nördlich der Donau gelegenen Mühlviertel (M), ähnlich wie die Exulantengruppe, die im »Land um Stauf« (bei Thalmässing und Roth) auftaucht. Die Herkunftsorte liegen meist nördlich der Donau-Strecke Eferding-Ottensheim-Linz in den Pfarreien Gramastetten, Helfenberg, St. Johann, St. Veit, in den Herrschaften Waldenfels, Waxenberg, Eschelberg und Piberstein.

Aus nächster Nähe der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz kamen Paul Würlstorffer (Wörlersdörffer und ähnlich) und Philipp Hertz (vom Hummelhof); aus der südwestlich von Linz gelegenen Pfarrei *Hörsching* die Familie Brunhübner und Egidius Kirchmeyer (aus Pasching); aus Ottensheim, gegenüber Stift Wilhering a. d. Donau, Jakob Mühlberger; aus der Pfarrei *Gramastetten* Hans Fischer; aus Rottenegg Paul Breitweger; aus der Herrschaft Waxenberg Matthäus Winkler und Tobias Köpplinger (Stammhof Kepling bei Piberstein); aus St. Johann (Hft. Piberstein) die Geißelsöder und Zulehner; aus Waldschlag Peter Stützer; aus Neuling bei Helfenberg die Brüder Hans und Jeremias Kitzmüller. Von einer Reihe Exulanten kennen wir nur die ungenaue Herkunftsangabe »aus dem Ländlein ob der Enns« oder schwer feststellbare Ortsnamen: Veronika Buchmayr aus Neuenmarkt (Neumarkt b. Kefermarkt?), Magdalena Stockner von Stockhardt, Peter Leitner aus Dorfbach; daneben Thomas Beringer, Georg und Hans Bernöder, Michael Innetzberger, Wolf Hagelauer. Von Peuerbach an der

Straße von Eferding nach Schärding stammte Martin Schabetzberger.

### *Zusammenfassung*

Adam Schuster hat in seinem Buch »Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte« (S. 63) eine alphabetische Liste von Exulantennamen gegeben. Daraus sind folgende Namen zu streichen, weil die Familien längst vor dem Dreißigjährigen Krieg als einheimisch vorkommen: Appold, Bischoff, Gehret, Götz, Grünwedel, Herzog, Karg, Knoll, Kraft, Lang, Nagel, Reinhardt, Renner, Rosenbauer, Redenbacher, Röttenbacher, Schaudig, Scherzer, Scheuerpflug, Seitzinger, Zischler und auch Schindler.

Soweit nicht bereits genauer genannt, wird hier eine alphabetische Liste mit einigen Hinweisen auf die Herkunft aus dem Mühlviertel (M), dem Waldviertel (W), anderen Teilen Niederösterreichs (NÖ) und Oberösterreichs (OÖ) zusammengestellt:

Aichhorn (W), Albansöder (M), Angerer (Ortenburg), Ascheneller (Villach/Kärnten), Auer (St. Georgen/OÖ.), Bickel, Böhmländer, Bogendorfer, Brandner, Brechtelsbauer (Reichenau/NÖ), Bubmann (Buchhof/LoE), Buchinger, Bühler, Bühringer (M), Bürckstümmer (M), Dommel (OÖ), Eder, Eigner, Ellinger (M), Enser, Enßner, Enzenberger (OÖ), Enzingmüller (M), Förthner, Föttinger (OÖ), Frauenschläger (Frauensschlag/M), Fuchs (W), Gänßbauer (Schenkenfelden-Königsschlag/M), Geißelsöder (M), Griesmeyer (Pfalz-Neuburg), Großberger (NÖ), Gruber, Grünsteudel (W), Gundacker (W),

Haaß, Haberecker (W), Hammeter (M), Hausleitner (W), Helmreich (W), Heubeck (M), Hirsch, Hochrattel, Hochreuther (W), Huber, Hubinger (NÖ), Käßplinger (M), Kepingler (M), Kernstock (W), Kienast (OÖ), Kugler (W), Landshuter, Lechner, Lehner, Leidel, Lenzenweger (OÖ), Linsenbühler (W), Linzmeier, Loscher, Madinger, Meierhöfer, Medinghöfer, Neumeyer, Niederhuber, Niedermeier, Obergruber, Obermeyer, Ordner, Paukner, Pfeifer, Rabus (Pfalz-Neuburg), Reidelshöfer, Reingruber (NÖ), Reuter, Rödlingshöfer (NÖ), Roth, Satzinger, Scheiderer, Schlötterer (W), Schönamtsgrubber (Redlberg/OÖ), Schrottberger, Sichert (M), Simon, Spiegel, Steinbauer (W), Stöber, Strauß (?), Stürzenhofecker (NÖ), Ueder, Unger, Vieweg (M), Vogelhuber, Wagner (Claffheim/Hft. Pöggstall), Weberndorfer (M), Wechsler (Pfalz-Neuburg), Weger, Weisbeck (OÖ), Winkler (M), Winter (W), Wiesinger (Ortenburg), Zanzinger (W), Zehnder.

In den meisten Fällen wäre es angebracht, den Abstammungsnachweis bis zum Einwanderungsort in Mittelfranken zu erbringen, damit bei häufigem Vorkommen eines Familiennamens keine falsche Spur in Österreich verfolgt wird. Hier sollte nur ins Bewußtsein gerufen werden, in welcher großen Zahl und mit welcher tiefen Verbundenheit zum Glaubensgut der Reformation und der Heiligen Schrift nicht allein die Salzburger Emigranten von 1732, sondern auch Zehntausende von Familien unseres eigenen Lebenskreises für ihren evangelischen Glauben ins Exil gingen. (Georg Kuhr)

## Quellen und Literatur

Der vorliegende Beitrag beruht im wesentlichen auf einer sorgfältigen Auswertung der Amtsprotokolle und der Jahresrechnung der von Eybschen Gutsherrschaft 1651–1663 (von Eybsches Gutsarchiv im Staatsarchiv Nürnberg) sowie der Kirchenbücher der Pfarreien Neuendettelsau und Weißenbronn (Taufen, Kommunikanten, Trauungen, Sterbefälle). Zur Gegenprobe wurde ständig die vom Verfasser verzettelte Namensliste der Handschrift »Nomenclatur...«, Codex Vindobonensis 7757, herangezogen. Bei diesem Prachtband der Wiener Nationalbibliothek handelt es sich um die Erfolgsmeldung der Reformationskommission für das niederösterreichische Waldviertel über angeblich 22 224 zum Katholizismus neubekehrte »Akatholiken«.

Aus der fast unübersehbar reichen Literatur sei auf die folgende Studie von Manfred Enzner hingewiesen, die ähnlich wie hier die engen Beziehungen zwischen der Pfarrei Pöggstall/NÖ und mittelfränkischen Pfarreien aufzeigt: Untersuchung mittelfränkischer Exulantenamen aus der Herrschaft Pöggstall im südlichen Waldviertel, in: Blätter für fränkische Familienkunde 11 (1981) Heft 6, Seite 258–268. Nach Exulanten aus dem oberösterreichischen Mühlviertel hat vor allem Kirchenrat Georg Rusam († 1946), Pfarrer in Sachsen bei Ansbach, geforscht: Österreichische Exulanten in Franken und Schwaben, München 1952.

Professor Dr. Fritz Habeck in Wien, ein Nachkomme der Familie Heubeck, hat auf Grund einschlägiger Forschungsergebnisse den Volksroman »Der einäugige Reiter« (Wien–München, Verlag Jugend und Volk, 21966) geschrieben, dem er eine Karte des Mühlviertels und des Wanderweges aus dem »Ländlein ob der Enns« bis Ansbach–Brodswinden beigegeben hat.



# Fromm bis frivol am Feierabend

## Zur Kulturgeschichte der Dachziegeln

Stroh- und Ziegeldächer. Das »und« steht zwischen den Zeiten. Aber jahrhundertlang standen Stroh und Ziegel nicht für damals und heute, sondern für arm und reich. Kloster und Kirche, Schloßherr und Wirt leisteten sich mit Ziegeln relative Sicherheit vor dem Roten Hahn. Der Kate blieb das billigere Stroh. Weil du arm bist, mußt du öfter brennen. Fortschritt braucht Vorschriften. Die hat es in den Städten längst gegeben, wo Sicherheit nie Privatsache gewesen ist. Den 30jährigen Krieg (zum Spaß die Fackel kurz ans Dach gehalten) überlebten die meisten Dörfer als Aschenhaufen. Nun verordnete die Obrigkeit Dachziegeln. Aber Fortschritt braucht auch annehmbare Preise. In den Städtlein und größeren Dörfern des fränkischen Lands entstanden Handziegeleien für den Bedarf der Umgebung. Bis zu 1000 »Biberschwänze« strich ein Ziegler am Tag. Ein Eisenband auf einem Brett diente als Form. Zur Regel wurden Ziegeldächer jedoch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als industrielle Massenproduktion das Handwerk verdrängte und Ziegeln billiger kamen als Stroh. Dafür waren sie jetzt eintöniger. Der Formenreichtum war dahin – und noch etwas. Davon soll hier die Rede sein.

Es war 1968. Wir fuhren hinüber nach Wolframs-Eschenbach und kehrten ein in der »Alten Vogtei«. Da sahen wir sie zum ersten Mal: Dachziegeln, eingelassen in die

Wand des Flurs, buntglasierte vom Kirchturm, andere mit Schriften, Zahlen, Zeichnungen verziert, mit Rädern, Strahlen, Sternen und den Ordenskreuzen des Komturs. In meiner oberbayerischen Heimat waren, auf dem Land, die Vorgänger der Industrieziegeln Holzschindeln gewesen, nicht handgestrichene Platten. Heute weiß ich, diese Ziegeln lagen, neben vielen unverzierten anderen, überall im Fränkischen auf alten Dächern, auch in Neuendettelsau, bis hinüber an den Neckar, an den Rhein. Ein paar besitze ich inzwischen selbst. Nicht die schlechtesten stammen vom Schutt. Freunde brachten mir welche – und wurden selber zu Sammlern.

Mit Hausrat von früher hat die Volkskunde sich viel beschäftigt, mit Ziegeln weniger. Klar, daß die weichen Flächen zum Kritzeln und Formen verführten. Der Brand versprach Bestand. Von fromm bis frivol – was ist da nicht alles verewigt worden, aus Tiefsinn, Laune oder Schabernack: Wellenlinien, mit Finger oder Kamm gezogen, weisen dem Wasser den Weg. Aus dem Dach einer Arche Noah kommt eine Hand: Ob es immer noch regnet? Dreimal ein Springerle-Model reingedrückt: mit Lehm geht's auch (ein Ziegel von der ehemaligen Schmiede in Haag bei Neuendettelsau, Haus Rühl). Auf der Ziegelladung für eine Kirche liegt einer mit dem Bild des Turms.

Die Brennerei kennt ihre Kunden. Ein ahnungsloser Ehemann kriegt einen Biedermann mit Pfeife im Mund und Hörnern am Kopf aufs Dach gesteckt. Ein Bibelwort für den Bauherrn: »Wir Haben Hier Keine BleibenDe Stadt« (auf einem Ziegel von 1779, Klosterverwalterhaus Heilsbronn).

1973 wurde in Neuendettelsau das Gasthaus »Sonne« umgedeckt, die einstige Schloßbrauerei. Die meisten Ziegeln lagen schon herunter. Da fanden sich im heilen Rest noch einige datierte: »23. Mäy 1679«,



*Drei fränkische Feierabendziegel (aus der Sammlung D. Voll/Neuendettelsau); von links: Ziegel vom Gasthaus »Sonne« in Neuendettelsau (bezeichnet: »27. Mäy 1679«...); Ziegel aus Erlach bei Leutershausen mit Blumenstrauß bzw. Dreisproß in einer Vase, 18. Jahrhundert; Ziegel aus der Umgebung von Rothenburg o. T. mit einem Fachwerkhaus auf einem Schiffsrumpf, wahrscheinlich Arche Noah, 18./19. Jahrhundert*

*(Foto: D. Voll)*

27., 29. »Mäy«, 7., 20. und 30. Juni 1679. Daneben Unleserliches, da und dort ein »Z« für »Ziegler«. Sicher waren noch mehr solche Ziegeln auf diesem Dach, unter dem Wilhelm Löhe 1854 mit den Diakonissen begonnen hat. Was sagen die Daten? Der Ziegler hat am Abend jeden Tags, an dem er nicht mit dem Lehm oder dem Ofen beschäftigt war, mit einem Holz das Datum auf den letzten Ziegel geschrieben, für die Abrechnung.

Ihren geringen Bedarf deckten die Dettelsauer zuerst in Lichtenau (Herpersdorf), später auch bei der heute vergessenen Ziegelei in Windsbach. In der von Löhe errichteten Ziegelhütte sind wohl nur Backsteine gebrannt worden – von Ausnahmen vielleicht abgesehen. Ein brüchiger Ziegel aus Haag mit grobem Stern- und Strahlenmuster (jetzt beim zukünftigen Neuendettelsauer Heimatmuseum) könnte daher stammen. Er lag auf dem früheren Hirtenhaus, das die spätere Oberin Therese Stählin 1877 mit Dachreiter samt Glocke versehen ließ.

Die geritzten, gestempelten oder modellierten Platten heißen Feierabendziegeln. Gemeint ist das Ende der Arbeit – Freizeit war dem Handwerk unbekannt. Der Rhythmus des Tagewerks hat Zahlen, Zeichen und Vermerke hinterlassen bis hin zu prächtigen Reliefs und bis zur Werbung für die Firma. »Dieses ist ein Schöne Sach, wan die blaten brechen auf dem Dach«, verkündet ein Ziegel von 1728 aus Schwäbisch Hall mit gesundem Sinn fürs Geschäftliche.

Beim Gasthaus Franke (früher Förster) in Altendettelsau kamen 1955 vier beschriftete

Ziegeln vom Dach, zwei mit »1692«. Lesbar ist nur einer: »Daß walt Gott Vater son und Heiliger geist« – der Segen fürs neue Haus. Hier spielt, neben Arbeit und Ruhe, ein anderes Motiv fürs Verzieren herein: Angst vor Unglück und Schaden, Hoffnung auf Segen und Schutz. Bis ins 19. Jahrhundert fühlte man sich ausgeliefert, an Feuer, Krankheit und Gewalt. Mißernte hieß Hunger, später auch Auswanderung. Das können wir nachfühlen. Heute gibt es zwar Blitzableiter und Versicherungen, aber auch Unfall, Krebs und Arbeitslosigkeit. Und die bedrohliche Natur ist selbst bedroht. Die Lieder des Gesangbuchs verraten das Lebensgefühl der Vorfahren:

»Ach, bewahre mich vor Schrecken, /  
schütze mich vor Überfall, / Laß mich  
Krankheit nicht aufwecken, / treibe weg des  
Krieges Schall, / wende Feur- und Wassers-  
not, / Pestilenz und schnellen Tod, / laß mich  
nicht in Sünden sterben / noch an Leib und  
Seel verderben.« (Johann Rist 1642: »Werde  
munter, mein Gemüte«, EKG 360, 7).

Das Dach – uraltes Symbol für Geborgenheit und Schutz. Es bewahrt vor dem Grimm des Wetters und dem Grauen der Nacht. Schon immer haben Menschen diese Funktion des Daches durch mächtige Zeichen zu stärken versucht. Noch auf mittelalterlichen Kathedralen speien Drachen Dachwasser gegen Dämonen. Der Hauptzweck von Feierabendziegeln war die Abwendung von Gefahr und die Zuwendung von Segen: Lebensqualität für Haus und Bewohner – auch wenn man später nur noch wußte, daß solche Ziegeln auf den Dächern liegen müssen, ei-

ner hüben, einer drüben, aber nicht mehr recht, warum.

Oft sieht man auf fränkischen Ziegeln Sonnenräder, meistens halbe, vom Rand her aufgedrückt. Sie sind Symbol für Fruchtbarkeit und Kraft, aber auch gegen Hagel und Sturm. Als schmalere Segmente heißen sie »Hexenbesen«. Die Abwehrzeichen überwiegen: Tierpfoten, Menschenhände, Kinderfüße, Drudenfüße, Davidsterne, Doppelkreuze gegen Pest und Wetter (d.h. Gewitter). Das Kreuz wirkt Segen und Schutz. Ein Sinnbild des Segens in allen Kulturen ist der Lebensbaum mit den Paradiesflüssen. Wir finden ihn am Anfang und Ende der Bibel. Auf Ziegeln wie auf Bauernschränken kann er zum Dreisproß werden, zum Strauß in der Vase.

Am Anfang war die Arbeit und die Religion. Arbeitslied und Zauberspruch sind die ältesten Äußerungen von Kultur. Daran erinnern mich die Feierabendziegeln. Ich verstehe Religion als Bedürfnis nach Schutz und Segen. Das bringt sie nicht in Gegensatz zum Evangelium. »Abend und Morgen sind seine Sorgen; segnen und mehren, Unglück verwehren sind seine Werke und Taten allein« (Paul Gerhardt 1666: »Die güldne Sonne«, EKG 346, 4). Unbekümmert haben diese Leute ihre Phantasien und Sehnsüchte den Ziegeln auf die Dächer mitgegeben, wo niemand sie sah, nur der Himmel. Kaum ein paar hundert Jahre alt muten sie an wie Dokumente der Entstehung menschlicher Kultur.

Kulturgeschichte der Dachziegeln. Es lockt, noch weiter auszuholen, über Biber-

schwanz und Pfanne, »Mönch« und »Nonne« bis hin zu den Klöstern. Sie brachten uns die »tegulae«, deren Vorbilder schon vor Jahrtausenden am Euphrat und am Nil gestrichen worden waren. Genug, wenn ein paar Dachplatten aus Mittelfranken zu reden beginnen von alter Angst und neuer Hoffnung. Es fällt mir ein, daß jemand Neuendettelsau das »fränkische Jerusalem« genannt hat und daß Wilhelm Löhe daran dachte, den Saal, wo Jesus mit den Jüngern das heilige Abendmahl gefeiert haben soll, für die Diakonissen von Neuendettelsau zu erwerben. Und es fällt mir ein, daß die Geschichte der Ikonen mit einem Tuch in Jerusalem und mit einem Dachziegel am Euphrat beginnt.

Abgar, der kranke König von Edessa in Mesopotamien, – so die Legende – hatte von Jesus gehört, wünschte ein Bild von ihm und schickte seinen Maler Ananias nach Jerusalem. Dem versagte der Pinsel. Da befeuchtete der Herr sein Gesicht, drückte es in ein Tuch und gab dem Maler »das nicht mit

Händen gemachte Bild« – die erste Ikone dessen, der selber das Bild Gottes heißt (Kol. 1, 15). Heimwärts kam Ananias in Gefahr und verbarg das »Bild auf dem Tuch«, das »Mandylion«, in einem Ziegelstoß. Dort prägte es sich einer Platte ein. So entstand die erste Kopie, das »Bild auf dem Ziegel«, das »Keramidion«.

Ich ernenne diesen Ananias zum Patron der verzierten Ziegeln. In der Kapelle am »Haus der Stille« zu Neuendettelsau hängt für die Kurse des Pastorkollegs ein großer Ziegel vom nahen Kloster Heilsbronn, vielleicht 500 Jahre alt. Ein Ikonenmaler hat daraus ein Keramidion gemacht. »Jesus Christus siegt«, steht griechisch darauf geschrieben. Schutz und Schirm vor allem Argen, Kraft und Hilfe zu allem Guten... In meinen alten Ziegeln mit ihren eingeritzten Hilferufen sehe ich mehr als »Magie«. Ich sehe, streng und gütig, das Gesicht des Herrn und höre ihn reden: »In der Welt habt ihr Angst, aber siehe, ich habe die Welt überwunden!« (Dieter Voll)

#### *Quellen und Literatur*

Für weitere Informationen kommen zwei Broschüren in Betracht: Karl Hillenbrand, Ziegler in und um Schwäbisch Hall. Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e.V. Heft 1, 1974. Ders., Dachziegel und Zieglerhandwerk, in: Ziegel aus Museen und Sammlungen (Sonderdruck aus »Der Museumsfreund«, Heft 4/5, hg. i. A. der Staatl. Ämter für Denkmalpflege in Baden-Württemberg etc., o.J.).

Alte Dachziegel sind zu sehen im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, im Keckenburgmuseum Schwäbisch Hall, in mehreren örtlichen Museen, z.B. Kornburg, Feuchtwangen, Bad Windsheim, Markt Erlbach, Münnerstadt, und in privaten Sammlungen (Dipl.-Ing. D. Beil, OSTr F. u. U. Weiß in Neuendettelsau, H. Kleinschroth in Colmberg u. a.).



## »Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen...«

Alltag, Sonntag, Feiertag im 17. und 18. Jahrhundert

Wenn am Morgen die Sonne aufging, war der Dienst des Nachtwächters beendet. In Haus und Hof erwachte das Leben, der Tag begann. Zur festgesetzten Stunde erklang das Horn des Gemeindegirten, und aus jedem Haus wurden ihm die Kühe, Kälber, Schafe und Schweine zugetrieben; wer es zur rechten Zeit versäumte, wurde vom Dorfführer mit 30 Kreuzern bestraft. Das Mastvieh blieb im Stall, das Federvieh im Hof; Ochsen und Pferde durften erst, nachdem der Gemeindegirt ausgetrieben hatte, auf den Gemeindegäsen oder auf die privaten Roßweiden gebracht werden, »damit selbe nicht unter das Vieh kommen und Schaden tun«.

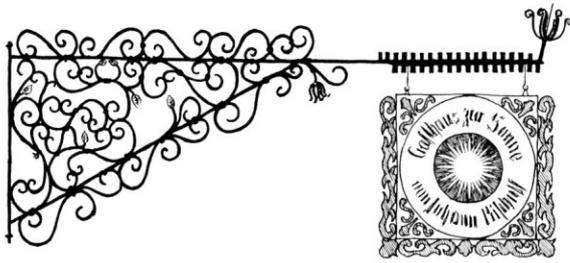
Der Hirte trieb das Vieh auf das Brachland. Das ist dasjenige Drittel der Gemeindeflur, das jeweils im dritten Jahr nicht bestellt wurde; auf diese Weise wurde es zugleich gedüngt. Nach der Ernte, ab Michaelis (29. 9.), stand dem Hirten und der Herde die ganze Dorfflur zur Verfügung. Daran erinnert ein Vers, der in Neuendettelsau mündlich überliefert wird; man muß ihn dem Hirten in den Mund legen:

Michaelis ist vorüber,  
geht alles drunter und drüber,  
do stütz' i mi auf mein Hutstecken  
und laß' mi vo die Bauern am Orsch lek-  
ken.

»Wann man in die Stupfel (= Stoppeln) treibt«, mußte folgende Ordnung beachtet werden, daß »das gehörnte Vieh andert-halbe Tage den Vorgang haben und mit andern Vieh ehender nicht dreingehütet oder getrieben werden« sollte, bei Strafe von 30 Kreuzern.

Das Vieh stellte neben Hof und Feld den wertvollsten Besitz des Bauern dar. Deshalb trug der Hirte, dem es vom zeitigen Frühjahr (von den »ersten Ruten« an) bis spät in den Herbst anvertraut war, eine hohe Verantwortung. Wenn der Hirte gedingt wurde – das geschah jedes Jahr von neuem –, war deshalb jeder »Gemeindsner«, d.h. jeder Eigentümer eines Hauses beteiligt. »Leykauff« ist der altertümliche Name für diesen Rechtsakt, wie ihn uns die Dorfordnung von 1670 überliefert.

Beim Leykauff wurde die Entlohnung des Hirten festgelegt und dem Hirten eine Verehrung, d.h. ein Geldgeschenk, gegeben. Vor allem aber war er alljährlich der Dorfgemeinde willkommenen Anlaß, miteinander zu feiern: Der herrschende Amtsvogt, die beiden Bürgermeister, der Dorfführer und die ca. 60 Gemeindsner versammelten sich zu einer »Zehrung« im Wirtshaus, die auf Gemeindegeldern ging. Wer dem Leykauff fernblieb, zahlte eine Strafe von 30 Kreuzern. Das Einkommen der Hirten richtete sich nach der Zahl der Tiere, die ihm an-



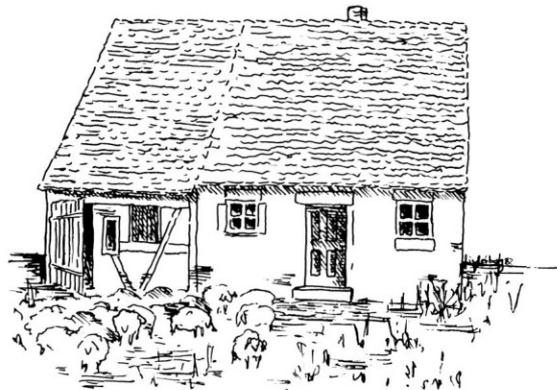
Wirtshausschild am Dorfgasthaus zur Sonne in Neuendettelsau  
(Zeichnung: Dorle Lindenberg)

vertraut wurde. Unter dem Jahr wurde zweimal mit ihm abgerechnet, an Walburgis (1. Mai) und an Jakobi (25. Juli); die Schlußabrechnung fand an Martini statt (11. November). Dabei wurden jeweils zwei Schafe, zwei Kälber und zwei Schweine »für ein haupt gerechnet«, d.h. so viel wie eine Kuh. Die Versuchung, bei der Abrechnung ein Stück Vieh zu verschweigen, lag nahe; deshalb setzte die Dorfordnung von 1670 eigens eine Strafe von 45 Kreuzern für dieses Vergehen fest. Der Beitrag, den der einzelne Gemeindsner zu leisten hatte, hieß »Walburgis«- bzw. »Jakobipfründe«. Seltsamerweise war auch »derjenige, welcher gar kein Vieh hat, ... gleichfalls 1 1/2 Haupt zu verpfänden verbunden«.

Außer dem Hirtenamt oblag dem Hirten die Pflicht, den Gemeindeochsen zu halten, »damit eine Gemeind mit der Herde wohl versorgt seie«. Zu dessen Unterhalt wurde ihm jährlich eine Gemeindewiese zugewiesen. Der Gemeindevorsteher von Wernsbach mußte bis 1853 auch den Meßnerdienst versehen. Dafür stand dem Hirten das Hirten-

haus unentgeltlich zur Verfügung; in Neuendettelsau stand es auf dem »Gemeindewasen«, d.h. an der Reuther Straße hinter der alten Volksschule (heute Anwesen Ordner). Das Fachwerkhäuschen hatte (nach der Gemeindebeschreibung von 1854) »eine Stube, eine Küche, eine Kammer, einen Viehstall und zwei Böden«.

Die Baulast am Hirtenhaus sowie die Unterhaltung von Wegen und Stegen oblag der Gemeinde. Deshalb legte die Dorfordnung von 1670 unter Nr. 12 fest: »Sooft von den Bürgermeistern Besserung an den Hirtenhäusern, (all-)gemeinen Wegen und Stegen vorgenommen wird, soll sich ein jeder willig dabeifinden, bei Strafe (von) 30 Kreuzern.« Die Leitung der öffentlichen Baumaßnahmen war demnach die Aufgabe der beiden jährlich gewählten Bürgermeister. Ihnen



Das Hirtenhaus auf dem Gemeindewasen (Neuendettelsau, alte Hausnummer 53), nach einer kurz vor dem Abbruch aufgenommenen Fotografie

(Zeichnung: Dorle Lindenberg)

oblag ferner die Verwaltung des Gemeindeigentums, der Gemeindewiesen (»Wasen oder Wiesen«) und gemeindlichen Obstbäume; sie spielten eine wichtige Rolle beim Hirtenleykauff, in den Gemeindeversammlungen, beim Feuerschutz und bei der Feuerwehr. Vor allem führten sie die Gemeinderechnung, deren Haupteinnahme aus den Strafgeldern für die Übertretung der Dorfordnung bestand.

Aufschlußreich verordnet die Dorfordnung von 1670, daß Bürgermeister, Richter und Dorfführer »solch Geld nicht, wie bisher geschehen, bei den Wirten versaufen, sondern in ein Sparbüchse tun und ... an den gemeinen Nutzen, als (= wie) Wegen und Stegen (und) Hirtenhäusern« anwenden. Der Satz zeigt, daß ein gemeinsamer Trunk auf Gemeindkosten lange Zeit als die angemessene Entschädigung für die Mühen des Ehrenamtes betrachtet wurde.

Der Richter, der hier genannt wird, war offenbar der Rechtspfleger, der im Auftrag der Schloßherrschaft, der Freiherren von Eyb, das Dorfgericht ausübte. Dieses war auf das Niedergericht beschränkt; d.h. es war für Verstöße gegen die Dorfordnung, für Schuldklagen, Hausfriedensbruch, Ehrenkränkung, Raufhändel und Sittlichkeitsdelikte zuständig. Für die Überwachung und Durchsetzung der Dorfordnung wurde 1670 zusätzlich ein »Dorfführer« aufgestellt, der jeweils für zwei Jahre von der Dorfgemeinde gewählt werden sollte. Das Hochgericht, die sog. »hochfräischliche hohe Obrigkeit«, stand dem Markgrafen von Ansbach zu, der sie durch den markgräflichen

Amtmann des Oberamtes Windsbach ausüben ließ.

Damit Richter, Bürgermeister und Dorfführer der Dorfgemeinde stets mit gutem Beispiel vorangingen, galten für sie die Straf gelder der Dorfordnung von 1670 jeweils in doppelter Höhe. Wurde z.B. der »gemeine Mann« für unterlassene Hilfeleistung in »Feuers- oder Gewaltnot« mit 45 Kreuzern gebüßt, so mußten die Gemeindeführer 1 Gulden und 30 Kreuzer, also das Doppelte, zahlen.

Gemeinsam traten die vier Funktionäre auch auf den Gemeindeversammlungen auf. Diese fanden zweimal im Jahr statt, am Dienstag nach Pfingsten oder nach Trinitatis und am Martinstag (11. November). Diese Versammlung hieß Martini-Gemeind, jene Gerichtstag; beide wurden auch mit dem altertümlichen Wort »Ehehaft« bezeichnet. Das Wort bedeutet zweierlei: auf der einen Seite alles, was durch Satzung oder Herkommen für eine Person oder eine Gemeinschaft Recht oder Pflicht ist, auf der anderen Seite die jährliche Zusammenkunft einer Gemeinde, auf der die örtlichen Satzungen (Dorfordnung, Feuerordnung) verlesen und Gemeindeangelegenheiten verhandelt wurden. Zu den Gemeindeangelegenheiten zählte insbesondere die Wahl des Richters, der zwei Bürgermeister und des Dorfführers.

Zahlreich sind die Regelungen, die gewährleisten sollten, daß die Gemeindeversammlung in Frieden und Ordnung abließen. Sie geben umgekehrt ein anschauliches Bild davon, wie es in Wirklichkeit bei der »Ehehaft« zuging:

– »Wann einer ein Wehr oder Waffen... zu einer versammelten Gemein trägt oder einer den andern Lügen straft, flucht oder Gott lästert, der soll um 1 Gulden gestraft werden.«

–Ferner »soll keiner, so mit den andern zu schaffen (hat), solches bei der Gemein austragen, auch unter versammelter Gemein das Daback-Rauchen gänzlich verboten sein bei Straf von 30 Kreuzern«.

Vor allem das letzte Verbot ist kulturgeschichtlich interessant. Zeigt es doch, daß schon 1670 eine Regelung bestand, zu der man erst heute wieder allmählich zurückfindet. Darüber hinaus dürfte dieser Artikel der Dorfordnung von 1670 die erste Erwähnung des Rauchens für unseren Ort überhaupt sein. Denn diese neue Form des Genusses wurde in unserer Gegend erst seit dem 30jährigen Krieg und den häufigen Durchzügen fremden Volkes bekannt.

Bei Strafe von 1 Gulden mußte zur »Ehehaft« jeder »Hausmann« erscheinen. Den »ledigen Gesellen«, die noch Väter hatten, und allen »Weibspersonen« dagegen war die Anwesenheit in der Versammlung bei einer Strafe von 30 Kreuzern verboten. Ausgenommen waren »Wittfrauen, so ihre eigenen Häuser im Dorf haben«. Wesentlich höher war die Strafe für denjenigen, der am Sonntag den Gottesdienst versäumte oder womöglich während der Gottesdienstzeit Handarbeit verrichtete. Sie belief sich auf 5 Gulden; davon sollte »auch im Heu und Gromath, auch zur Erntezeit« keine Ausnahme gemacht werden, da andernfalls »Gott der Allmächtige erzürnet (würde und) Hagel und Ungewütter (sowie) zeitliche

Teuerung über uns schickte«. Umgekehrt glaubte man, »so das (was geboten wurde) geschicht, wird der himmlische Vater desto mehr Glück und Segen zu der Nahrung geben«.

Das Kirchenvermögen verwaltete der sog. »Heiligenpfleger«; 1697 war es z.B. der Bauer Hans Erart. Hinter dieser Bezeichnung steckt die mittelalterliche Vorstellung, daß der Kirchenheilige, in Neuendettelsau St. Nikolaus, der Eigentümer des Kirchenvermögens ist; wer sein Eigentum verwaltet – das mittelhochdeutsche Wort dafür ist »pflegen« –, ist deshalb der Heiligenpfleger. Das Kirchenvermögen bestand aus mehreren Grundstücken, aus deren Erträgen die Kirchenreparaturen und der gottesdienstliche Bedarf gedeckt wurden.

Wie in ganz Franken war Kirchweih das Hauptfest im Jahreslauf. Die Vorliebe der Dettelsauer für dieses Fest erhellt aus der Tatsache, daß sie es gleich dreimal im Jahr feierten, und zwar am zweiten, dritten und vierten Sonntag nach Trinitatis. Das ist darauf zurückzuführen, daß bis 1810 die alte Dorfkirche noch zwei Seitenaltäre besaß, die verschiedenen Heiligen gewidmet waren (St. Erasmus und St. Sebastian), infolgedessen gab es auch drei Kirchweihgottesdienste. Erst 1832 wurden während der Amtszeit von Pfarrer Gottlob Weigel (1822–1837) »unter erbittertem Widerstand der Jugend« die zwei weiteren Kirchweihsonntage abgeschafft.

Gottesdienst, Tanz, Essen und Zechen waren der Inhalt dieses Festtages. Wenn Ausgelassenheit und Alkoholgenuß die Zungen

lösten und die Leidenschaft entfachten, lagen Streit und Raufereien nahe. Deshalb stand das Fest unter einem besonderen Friedensgebot. Dieser sog. »Kirchweihschutz« stand den Herren von Eyb zu.

Von den sonstigen Festen in Neuendettelsau wissen wir wenig. Der Feuerordnung von 1764 entnehmen wir, daß damals wie heute »in der Neujahrsnacht sowohl als auch bei Einholung der Bräute und an Hochzeiten« geschossen wurde. Natürlich war das innerhalb des Ortes wegen der Feuergefahr verboten; der Brauch erwies sich aber bekanntermaßen stärker als die wohlgemeinten Verbote.

Wenn im Dorf der Abend anbrach, die Stallarbeit getan und das Abendbrot verzehrt war, kam das Leben keineswegs sogleich zur Ruhe. Vielmehr konnte man an bestimmten Abenden, vor allem in der dunklen Jahreszeit, die jungen Leute einem vereinbarten Haus zueilen sehen, in dem die »Rockenstube« stattfand. Die Mädchen und Frauen brachten ihren Spinnrocken mit, der den Zusammenkünften den Namen gab, und nutzten die Zeit zum Handspinnen. Die Burschen kamen vor allem wegen der Mädchen, und so mag sich so manches Liebesverhältnis innerhalb der Dorfjugend in der Rockenstube »angesponnen« haben. So harmlos dieses Plaudern, Singen und Nicken meist gewesen sein mag, die starke Anziehungskraft der Rockenstuben auf die männliche Jugend erregte den Verdacht der Obrigkeit. Man argwöhnte, daß »daraus Ärgernis und allerlei Büberei erfolgt«; vor allem befürchtete man, daß die Dienstboten,

»die des Nachts wachen, wann sie am Tag sollten arbeiten, ... lieber schlafen«. Deshalb wurden 1670 die Rockenstuben bei einer Strafe von 45 Kreuzern verboten.

Wie wenig das Verbot nützte, zeigt die Tatsache, das »das Rocken-Stuben-Halten«



Wappenstein des Bischofs Johann Martin von Eyb (1630–1704) am Ostflügel des Schlosses Neuendettelsau. Inschrift: HAS AEDES EX FUNDAMENTO FIERI CURAVIT / IOAN(NES) MARTIN(US) D(EI) G(RATIA) E(PISCOPUS) EYST(ETENSIS) S(ACRI) R(OMANI) I(MPERII) PRINCEPS 1701 (Dieses Gebäude ließ von Grund auf errichten / Johannes Martin von Gottes Gnaden Bischof von Eichstätt, Fürst des Heiligen Römischen Reiches 1701) (Foto: Dorle Lindenberg)

durch die Feuerordnung von 1764 erneut verboten werden mußte. Auch hier waren also Tradition und soziale Funktion dieser Zusammenkünfte stärker als der Wille der Obrigkeit.

Ebenso ging es mit dem »Fenstern«. Hier handelt es sich um den nächtlichen Besuch des Burschen bei seinem Mädchen, wobei nicht der übliche Hauseingang, sondern der direkte Weg zur Kammer des Mädchens benutzt wurde. Diese allgemein übliche Sitte fand oft sogar die Billigung oder jedenfalls Duldung der Eltern, vor allem in den sog. »Kommnächten«, d.h. in den Nächten vom Samstag auf den Sonntag. Man hat früher gemeint, daß diese Sitte erst mit den österreichischen Exulanten nach Franken gekommen sei. Tatsache ist aber, daß das »Fenstern« in unserer Gegend bereits seit dem 16. Jahrhundert so vielfach belegt ist, daß es als eine bodenständige Sitte angesehen werden muß.

Mit Einbruch der Nacht begann der Dienst des Nachtwächters. Dieses Amt ging ursprünglich unter den Gemeindebürgern reihum; erst im 19. Jahrhundert scheint man einen eigenen Nachtwächter fest angestellt zu haben. Die Feuerordnung von 1764 beschreibt die Verpflichtungen dieses Amtes ebenso originell wie realistisch, daß sie hier im Wortlaut folgen sollen:

»Der Nachtwächter soll, wie sich von selbst versteht, sogleich nachdem die Uhr angeschlagen (hat), mit Ausrufen der Stunde anfangen und, wann dieses geschehen (ist), sodann nicht dem Wirts-, Brantwein- oder einem andern und seinem eigenen Haus geraden Wegs zulaufen und sich volltrinken oder wohl gar schlafen legen, sondern, solange einer die Wache hat, un- ausgesetzt fleißig wachen und hüten.« Hierbei soll er »auch auf verdächtige Leute, Holz- und andere Diebereien genaue Aufsicht halten und überdies auch auf auskommen könnendes ... Feuer sein Augenmerk richten. Dabei (soll er es), wann er seinen gewöhnlichen Ruf vollendet (hat), nicht bewenden lassen, sondern hierauf das Dorf und die Winkel öfters durch-, dann auf- und abgehen und, sobald er etwas Ungebührliches wahrnimmt, ... bei Amt pflichtmäßige Anzeige tun«.

Den »Ruf«, der in diesem Artikel zweimal erwähnt wird, darf man sich sicher ähnlich vorstellen wie folgende Strophe aus dem bekannten Nachtwächterlied:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:  
Unsere Uhr hat zehn (elf, zwölf ...) geschlagen.  
Bewahrt das Feuer und das Licht,  
daß kein großer Brand ausbricht!



## Quellen und Literatur

Diesem Kapitel liegen zwei handschriftliche Quellen zugrunde: die Dorf- und Gemeindeordnung, die am 16. 7. 1670 von dem Dettelsauer Dorf- und Schloßherrn Veit Adam von Eyb († 1674) erlassen wurde (Gemeindearchiv Nd. B 020-1 u. 016 023), und die »Neuendettelsauische Feuer-Ordnung«, die am 10. November 1764 vom Dorf- und Schloßherrn Christoph von Eyb (1733–1797) erlassen wurde (Staatsarchiv Nürnberg: Bestand Schloßarchiv Neuendettelsau). Zur Interpretation wurde die überaus reiche Volkskunde von Karl-Sigismund Kramer »Volksleben im Ft. Ansbach und seinen Nachbargebieten (1500–1800)« herangezogen (Würzburg 1961). Einzelne Informationen wurden der Ortsgeschichte von Adam Schuster und der Heilsbronner Klostergeschichte von Georg Muck (II 22, 27, 117) entnommen. Den eingangs zitierten Vers danke ich der Facharbeit meiner Schülerin Bettina Weiß, Neuendettelsau, über »Neuendettelsau unter der Patrimonialherrschaft der Frh. von Eyb ca. 1806–1848« (Laurentius-Gymnasium 1979). Im Gemeindearchiv Neuendettelsau haben sich (unter der Signatur: Akten 723 / 1) die Hirtenrechnungen der Jahre 1726–1732 und 1796–1810 erhalten; sie enthalten u. a. die Namen der Hirten und die Anzahl des ausgetriebenen Viehs.

## »O Schreck! Die Scheune stand in hellen Flammen.«

### 200 Jahre Feuerwehrgeschichte

Im Mai 1864 zog die Pfarrerswitwe Caroline Pöschel mit ihrer Familie nach Neuendettelsau, wo sie in der Nähe der Dorfkirche von der Diakonissenanstalt ein kleines Haus (mit Scheune) erworben hatte. Wenige Jahre später, anscheinend 1866, wäre es beinahe ein Raub der Flammen geworden; Frau Pöschel berichtet darüber: Eines Abends »hörte ich plötzlich lautes Rufen. Ich riß den Laden auf. O Schrecken! Die Scheune, die ursprünglich zu meinem Hause gehörte und ihm ganz nahe war, stand in hellen Flammen. (...) Wir warfen nun das Allernötigste, wie Betten usw., durchs Fenster und stiegen selbst nach. Unterdessen kamen die Missionsschüler mit Inspektor Bauer und Pfarrer Löhe zu Hilfe, auch Frau Oberin mit den Schwestern. Schon fingen die Dachrinnen an unserem Hause an zu brennen, da drehte sich der Wind, und es fing an zu regnen. Wir konnten die Dachrinnen löschen, und unser Häuschen blieb unbeschädigt.«

Caroline Pöschels Bericht ist nicht nur dramatisch, sondern auch lehrreich. Er zeigt, daß in ländlichen Mischsiedlungen die Stallungen und Scheunen schon immer eine besondere Brandgefahr bildeten und daß hölzerne Dachrinnen, wie sie damals üblich waren, die Gefahr noch wesentlich erhöhten, von der Gefährlichkeit der Strohdächer, die es vor 150 Jahren in Neuendettelsau noch immer gab, ganz zu schweigen.

Eines fällt an Caroline Pöschels Bericht besonders auf: daß von einer organisierten Feuerwehr keine Rede ist. Offensichtlich waren die Brandbekämpfung und die Rettungsmaßnahmen ganz dem spontanen Einsatz der Helfer aus dem Missions- und Diakonissenhaus überlassen. Hat es in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts in Neuendettelsau wirklich noch keine Feuerwehr gegeben?

Diese Frage läßt sich nicht eindeutig beantworten. Denn der Brand im Jahre 1866 fällt mitten in die Übergangszeit von der älteren Form der Pflichtfeuerwehr zu der neuen Form der freiwilligen Feuerwehr, wie sie heute noch besteht. Eine Anfrage der Gemeindeverwaltung Neuendettelsau bei der Stadt Ansbach aus dem Jahr 1860 beleuchtet das schlaglichtartig: Da keine Feuerordnung mehr vorhanden sei, so heißt es in der Anfrage, bitte man um Übersendung der Feuerlöschordnung der Stadt Ansbach. Obwohl die Stadt Ansbach ihre Unterlagen sofort zur Verfügung stellte, dauerte es noch 17 Jahre, bis im Oktober 1877 eine Feuerwehrrordnung aufgestellt wurde. Hierbei handelte es sich noch immer um den älteren Typ der Pflichtfeuerwehr, von der die Männer des Ortes nur durch ärztliches Attest freigestellt werden konnten.

Bis 1848, d. h. bis zum Ende der freiherrlich von Eyb'schen Patrimonialherrschaft,

war das Feuerschutzwesen die Aufgabe der Dorfherrschaft. Die erste bekannte Feuerordnung ist die von 1764; sie wurde »aus Liebe und Vorsorge gegen den Untertanen von Herrschafts wegen« durch Christoph von Eyb (1733–1797), Domherrn in Eichstätt, erlassen. Diese Feuerordnung regelt den vorsorgenden Brandschutz ebenso wie Brandbekämpfung und enthält viele kulturgeschichtlich interessante Details.

So erfahren wir hier z. B., daß die Strohdächer, von denen zwei Arten, die »Herddächer« und die besonders gefährlichen »Handvoldächer«, unterschieden werden, den vordringlichsten Gefahrenherd bildeten. Es wird mitgeteilt, daß von den 72 Anwesen des Ortes 1764 noch 41 mit solchen Strohdächern versehen waren, und gleichzeitig wird festgelegt, innerhalb welcher Frist diese Dächer mit Dachziegeln umgedeckt werden müssen.

Den zweitwichtigsten Gefahrenherd bildeten die Feuerstellen selbst, besonders die Backöfen. Es wird deshalb angeordnet, daß für je zwölf Familien öffentliche Backöfen »mit dauerhaftem Gewölb und Camin« errichtet werden, und zwar auf dem Wasen beim Hirtenhaus, in der Riegelgasse, beim Wirtshaus, beim Gemeindebrunnen, beim »Pfarrwäselein« und bei der »Fröschlach«. Das Flachsdörren, das bisher in den Häusern vorgenommen wurde, wird nunmehr nur noch in den Backöfen am Hirtenhaus und an der Fröschlache gestattet.

Ferner wird verfügt, daß die Ofenlöcher durch eiserne Türen gesichert sein müssen, daß das Brennholz, die »Schleiß« (zum

Feuermachen) und das »Kienholz« (zur Beleuchtung) nicht vor den Ofenlöchern »gedörnt«, Glut und Asche nicht auf den Misthaufen geschüttet werden dürfen. Insbesondere wird verboten, offenes Licht, d. h. brennende Kienspäne, auf der Gasse, in den Ställen, Scheunen, Schüpfen oder Werkstätten zu verwenden oder dort Tabak zu rauchen. Schließlich wird »das Schießen in der Neujahrsnacht so wohl als auch bei Einholen der Bräute und an Hochzeiten innerhalb des Ortes (...) ein für allemal auf das allerschärfste verboten.«

Zur Brandbekämpfung waren alle Einwohner des Ortes zwischen 15 und 60 Jahren, »mithin auch die Weiber«, wie die Feuerordnung sagt, verpflichtet. Sie mußten im Brandfalle mit dem Feuereimer, der in jedem Haus bereitgehalten werden mußte, sowie mit allen verfügbaren »Wasserbütteln, Kübeln, Schöffern und dergleichen Geschirr« an der Brandstätte erscheinen und damit das Wasser zu den Spritzen tragen. (Demnach gab es noch keine Schläuche.) Im einzelnen wurden darüber hinaus folgende besonderen Funktionen unterschieden:

Der *Brandalarm* wurde durch den Schulmeister bei Tag durch ein rotes Fähnchen, bei Nacht durch eine Laterne, die am Kirchturm in Richtung des Brandherdes ausgehängt wurden, und durch Sturmläuten ausgelöst. Das *Kommando* an der Brandstätte führte der Amtsverwalter des Schloß- und Dorfherrn zusammen mit dem Richter und den beiden Dorfbürgermeistern, die vor allem die Gebäude rings um die Brandstätte zu kontrollieren hatten. Die Bedienung der

*Feuerleitern* und der *Feuerspritze* oblag in erster Linie den Maurern und Zimmerleuten des Ortes, die mit Beilen und eisernen Schlegeln ausgerüstet an der Brandstelle zu erscheinen hatten. Auch für die *Rettung* von Hausgerät und Vieh waren namentlich benannte Personen eigens eingeteilt, die mit Laternen am Brandort erscheinen mußten. Als Sammelplätze für die geretteten Sachen waren der Kirchhof, die Kirche selbst und der Pfarrhof vorgesehen.



*Lederner Feuerwehreimer aus Aich, beschriftet »Nr. 2 / Aich / 1821«, im Besitz von Feuerwehrkommandant Johann Leidel/Aich. Nach den Gemeinderechnungen wurden 1783 siebzehn der 24 Haushaltungen mit neuen Feuereimern ausgerüstet. In ihnen wurde das Wasser zur Spritze befördert, solange Schläuche noch nicht in Gebrauch waren.* (Foto: H. Rößler)

Damit jeder zuverlässig über seine Aufgaben im Brandfall informiert war, wurde die Feuerordnung jedes Jahr an Martini (11. November) sowie bei den »Ehehaften« (Mai) öffentlich verlesen. Bei dieser Gelegenheit mußten die Dorfeinwohner, die eine besondere Funktion bei der Feuerwehr innehatten, jeweils von neuem das Gelöbnis ablegen, »daß sie dem (ihnen) gegebenen Auftrag auf das genaueste nachkommen wollen«.

Die Feuerordnung von 1764 blieb – nur geringfügig ergänzt – bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts in Kraft. Im August 1839 stellte das »freiherrlich von Eyb'sche Patrimonialgericht« als »Lokalpolizeibehörde« eine neue Feuerordnung auf. Diese teilte mit Namensnennung

- 6 Mann zur Besorgung der Feuerleitern,
- 3 Mann zur Besorgung der Feuerhacken,
- 3 Mann zur Führung der Handspritzen
- 5 Mann zur Wegschaffung des Viehs und der Gerätschaften von der Brandstelle und
- 4 Mann als »Feuerreiter« ein, die den Amtsrichter in Heilsbronn zu benachrichtigen bzw. im Bedarfsfalle aus den benachbarten Dörfern (zwischen Petersaurach, Windsbach und Lichtenau) Hilfe herbeizuholen hatten.

Ferner wird festgelegt, daß der Zimmermeister Jakob Herbst und seine Gehilfen sowie der Maurergeselle Friedrich Stöber mit ihrem Handwerkszeug an der Brandstelle erscheinen müssen. Man wird davon ausgehen dürfen, daß alle übrigen Männer (wie in der Feuerordnung von 1877) als »Wassersubringer« eingeteilt waren.

1848 wurden in ganz Bayern die Patrimonialgerichte aufgehoben, auch das von Eyb'sche in Neuendettelsau. Damit kam die Gemeinde Neuendettelsau in den Besitz aller Selbstverwaltungsrechte, die andere Gemeinden bereits seit dem bayerischen Gemeindegesetz von 1818 besaßen. Der »Untertan« begann sich allmählich zum Staatsbürger zu wandeln, der selbstverantwortlich die Aufgaben anzupacken begann, die ihm lange Zeit als ungeliebte Pflicht auferlegt worden waren. Die Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Neuendettelsau im Jahr 1895 ist ein spätes, aber schönes Beispiel dafür.

Teilweise waren es die Großväter und Urgroßväter der heutigen Mitglieder, die am 8. September 1895 auf Anregung des Bezirksfeuerwehrvertreters Mözer aus Lichtenau die Freiwillige Feuerwehr Neuendettelsau gründeten. Bereits am 21. September 1895 konnte der neue, ca. 35 Mitglieder zählende Verein in der Friedmannschen Wirtschaft die Chargenwahl vornehmen. Aus der Wahl gingen hervor:

- als Vorstand Bürgermeister Johann Koch,
- als Kommandant Kaufmann Johann Kolb,
- als Adjutant und Schriftführer Lehrer Georg Roth,
- als Kassier Konrad Besenbeck,
- als Zeugwart Herr Pflugmann bzw. Georg Heining,
- als Signalisten (Hornisten) Stefan Muschler, Georg Beil und Michael Kanzler und
- als Vereinsdiener der Hilfspostbote Hans Henne.

Zum Steigerzug gehörten Georg Muschler (Zugführer), Peter Fischer, Johann Muschler, Fritz Högner sowie die Herren Feghelm, Heining, Dorer, Geißelbrecht, Lang, Michael Högner und Besenecker; zum Spritzenzug Schneidermeister Paul Schickedanz (Zugführer) sowie die Herren Beil, Henne, Kugler, Riedel, Fritz Aschenneller, Kanzler, Froschauer, Wening, Eder, Knab, Simon Besenbeck, Butzer, Georg Böhmländer und Schmidt; zur Ordnungsmannschaft Gastwirt Johann Bischoff (Zugführer) sowie die Herren Schaupner, Michael Aschenneller und Karl Bischoff.

An Geräten standen eine Saug- und Druckpumpe, Hängeleitern, Schläuche und Schlauchhaspeln zu Verfügung; sie waren im Feuerwehrgerätehaus an der Ecke Heilsbronner-/Haagerstraße (vor dem Anwesen Heyde) untergebracht (1934 abgebrochen). Die erste Motorspritze wurde 1934 angeschafft; sie fand ab 1936 ihren Platz im sog. »Sparkassenkeller«, d. h. im Keller des damals errichteten Rathauses (ursprünglich »Sparkassen- und Kanzleigebäude«). Das Feuerwehrgerätehaus an der Reuther Straße 8 wurde 1954 errichtet (mit Schlauchtrockenturm) und 1971 durch einen Anbau erweitert.

In der Feuerwehrgeschichte bilden die beiden Weltkriege einen tiefen Einschnitt, da das Vereinsleben durch die Einberufung zahlreicher Wehrmänner fast völlig zum Erliegen kam. Bezeichnenderweise fehlen im Protokollbuch der FFW Neuendettelsau von 1914–1921 und von 1934–1945 jegliche Einträge. Das ist auch darauf zurückzuführen,

daß 1940 die »Freiwillige Feuerwehr« aufgelöst wurde und als »Feuerschutzpolizei« der Polizei unterstellt wurde; der Kommandant hieß jetzt »Führer«. Als Ersatz für die zum Wehrdienst einberufenen Männer wurden damals drei Frauengruppen zu je neun Personen gebildet, die sich nach dem Urteil von Fachleuten ausgezeichnet bewährten.

Erst am 5. Januar 1946 konnte die Freiwillige Feuerwehr Neuendettelsau mit einem Mitgliederstand von 50 Männern neuge-

gründet werden. Als Löschfahrzeug stand ein ehemaliges Wehrmachtsfahrzeug zur Verfügung, das Kommandant Michael Deuer (1946–1961 Kreisbrandinspektor) und seine Kameraden im Eigenbau für Feuerwehrzwecke umgebaut hatten. Heute hat die FFW Neuendettelsau über hundert Mitglieder und verfügt über fünf Fahrzeuge: ein Tanklöschfahrzeug TLF 16 (seit 1961), eine Drehleiter DL 30 (seit 1976), ein Löschfahrzeug für den technischen Einsatz LF 8 u. a. auf der nahen Bundesautobahn (seit 1974),



*Feuerspritze der ehem. Gemeinde Haag 1895 (Feuerlöschmaschinenfabrik Justus Christian Braun Nürnberg). Eine ähnliche Spritze aus dem Jahr 1899 besitzt die Freiwillige Feuerwehr der ehem. Gemeinde Wernsbach.*

*(Foto: Dorle Lindenberg)*

ein weiteres Löschfahrzeug und einen Mannschaftsbus sowie einen Ölschadenanhänger. Alle Fahrzeuge sind an die Funkzentrale im Feuerwehrhaus angeschlossen, von der aus die Sirenen in einem Großteil des Landkreises ausgelöst werden können. Eine moderne Atemschutzwerkstatt vervollständigt die Ausrüstung.

Eng ist die Zusammenarbeit mit den Feuerwehren der Ortsteile und ehemals selbständigen Gemeinden Aich (gegründet 1894), Bechhofen (gegründet 1895), Haag-Reuth, Wernsbach (gegründet 1899) und

Wollersdorf, die alle mit wenigstens einer Motorspritze TS 8 ausgerüstet sind; Reuth verfügt auch über ein eigenes Löschfahrzeug. Die 1976 gegründete Blaskapelle der FFW Neuendettelsau hat sich unter der Stabführung von Georg Lang mittlerweile zu einem bewährten Klangkörper ausgebildet und ist in ihren charakteristischen Uniformen, die sich an die fränkische Männertracht anlehnen, aus dem örtlichen und regionalen Festgeschehen nicht mehr wegzudenken.



#### *Quellen und Literatur*

Die Feuerordnung von 1764, eine Handschrift von 35 Folioseiten, gehört dem Schloßarchiv Neuendettelsau, das dem Staatsarchiv Nürnberg zur Aufbewahrung anvertraut ist. Weitere wichtige Quellen zur Feuerwehrgeschichte enthält der Akt 137/1 des Gemeindearchives Neuendettelsau (u. a. Feuerordnung 1839, Verzeichnis der Feuerwehrpflichtigen 1877/85). Die Kenntnisse aus der Geschichte der FFW Neuendettelsau verdanke ich dem »Protokollbuch der FFW Neuendettelsau« (1895–1966), das sich im Besitz der Vorstandschaft befindet, und der Festschrift »75 Jahre Freiwillige Feuerwehr 1895–1970« (Neuendettelsau 1970) sowie den Auskünften des gegenwärtigen Vorstandes Rudolf Arlt und des gegenwärtigen Kommandanten Hermann Sichart.

Die eingangs zitierte Darstellung des Brandfalles im Hause C. Pöschl findet sich in der Broschüre »Er läßt mich nicht allein – wunderbare Führungen im Leben einer Pfarrfrau«, hgg. von Adam Schuster, Neuendettelsau 1956, hier Seite 35.

## »Zurück zur Natur!«

### Die alte Jakobsruh und ihre Bilder

Heute würde man sie vielleicht »Alternative« oder »Grüne« nennen – die Mitglieder der feinen Gesellschaft, die vor 200 Jahren aus Überdruß an der überfeinerten Zivilisation dem Hof- oder Stadtleben entflohen, um auf dem Lande einfach und gesund zu leben. Frische Milch statt Burgunder, derbes Bauernbrot statt Zuckerwecken, schlichte Bauernkleidung statt Reifrock, Schnürleib und Perücke, frische Luft statt Parfüm und Puder, Ungezwungenheit statt höfischer Etikette – das waren die Verlockungen, die im Zeitalter des Rokoko das Landleben so anziehend machten. Jean Jacques Rousseau (1712–1778), Frankreichs meistgelesener Schriftsteller seiner Zeit, hatte die Parole ausgegeben: »Retour à la nature! – Zurück zur Natur!« – zur Einfachheit, Aufrichtigkeit und Natürlichkeit. Und viele seiner Zeitgenossen folgten seinem Ruf – in Frankreich ebenso wie in Franken.

Frankreichs Königin Marie Antoinette, die 1793 während der Französischen Revolution ihr Leben unter dem Fallbeil der Guillotine verlor, hatte sich am Rand des Schloßparkes von Versailles ein Miniatur-Dorf erbauen lassen, in dem sie und ihre Hofdamen die Bäuerinnen und Hirtenmädchen spielten. Aus verwandtem Geist wandelte die Markgräfin Wilhelmine, die Schwester Friedrichs des Großen, am Stadtrand von Bayreuth die vom Schwiegervater über-

kommene Einsiedelei »Eremitage« in eine sentimentale Schloß- und Parklandschaft um, in der sie Einkehr in die Natureinsamkeit suchte.

Dieselben Motive mögen auch den Ansbachischen Hofbeamten Jakob Weinhardt 1770 veranlaßt haben, für sich und seine Familie in dem ebenso abgelegenen wie unberührten Aurachtal einen stattlichen Landsitz zu errichten, fernab vom Hof, von der Stadt und der Zivilisation. Der Name, den er seinem Landsitz gab, ist zugleich das Programm: Jakobsruh – Jakob Weinhardts Ruhe- und Zufluchtsort aus der Hektik und Verdrießlichkeit des Hof- und Verwaltungsdienstes. Im übrigen folgte er der Namensmode seiner Zeit, für die Ortsnamen wie Karlsruhe, Friedrichsruhe, Ludwigslust oder Wilhelmshöhe stehen.

Johann Jakob Weinhardts Leben (1717–1792) war eng mit Heilsbronn verbunden. Seit 1745 Adjunkt des Heilsbronner Klosteramtsverwalters, wurde er 1765 selbst Leiter des markgräflichen Amtes und trug damit die Verantwortung für einen der bedeutendsten und einträglichsten Amtsbezirke der Markgrafschaft Ansbach. Auch seine Söhne standen in markgräflichem Dienst: Der älteste, Johann Christoph (1744–1799), folgte dem Vater in der Verwaltung des Klosteramtes; Heinrich Conrad (geb. 1758) war Premierleutnant bei den

markgräflichen Truppen, die von 1777–1783 an den König von England verkauft wurden, um gegen die unbotmäßigen Siedler in den nordamerikanischen Kolonien zu kämpfen.

Als 1770 die Heilsbrunner Katharinenkirche abgerissen wurde, griff Weinhardt zu, kaufte einen Teil der Hausteine und ließ sie ins Aurachtal schaffen. Weitere Steine erwarb er von dem eingestürzten Turm der ehemaligen St. Stefanskapelle in Wollersdorf, die nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg nicht mehr wiederhergestellt worden war. Aus diesem Baumaterial entstand von 1770–1773 ein stattliches zweigeschossiges Gebäude, das unter seinem Walmdach mit sieben Fensterachsen dem Talgrund zugewandt war.

Wer heute das Aurachtal von der Geismühle bei Aich nach Wollersdorf (beide Gemeinde Neuendettelsau) hinunterwandert, findet von alledem freilich nur noch ein Steinfundament, das sich einen knappen Kilometer unterhalb der Steinmühle links an dem Fahrweg erhebt, bevor von rechts der Weg vom Schwesternerholungsheim Jakobsruh einmündet. Ca. 200 Meter oberhalb hat sich, etwa acht Meter tief in den Sandstein des nördlichen Talhanges gehauen, die Quellfassung erhalten, die einst das Anwesen mit Wasser versorgte. Seit Beginn der 60er Jahre war der Verfall des Gebäudes so weit vorangeschritten, daß man sich 1967 zum Abbruch entschließen mußte.

Damals wurden durch den Kreisheimat-



*Die alte Jakobsruh 1896*

*(Foto: Archiv des Diakoniewerkes)*

pfleger Adolf Lang in letzter Minute aus dem Gebäude die Kunstwerke gerettet, die den Namen und den Ort Jakobsruh nicht vergessen lassen werden. Von den Wänden des Festsaaes im ersten Stock wurden damals nicht nur Teile der originalen Wandvertäfelung mit Grisaille-Malerei geborgen, sondern insbesondere die dreizehn auf Leinwand gemalten Ölbilder, die in unterschiedlicher Weise das Thema »Fluß- und Tallandschaft« abwandeln. Gleichmäßig etwa eineinhalb Meter hoch, ergeben sie, im einzelnen unterschiedlich breit, eine Bild-Serie von insgesamt 14,5 m Länge. Unter dem löchrigen Strohsack eines Bettes entdeckte Adolf Lang damals die Öl-Porträts des Erbauers und seiner Ehefrau.

Von fachmännischer Hand restauriert, bilden die Gemälde heute eine Zierde des Stadt- und Kreismuseums Ansbach. Eines der beiden Weinhardt-Porträts, das der Maria Elisabeth Weinhardt, geb. Jung, ist rückseitig mit dem Künstlernamen signiert: »J. J. Kleemann pinxit (= hat es gemalt) 1772«, und so spricht viel dafür, in ihm auch den Künstler der übrigen (nicht signierten) Bilder zu sehen. Johann Jakob Kleemann (1739–1790) ist kein unbekannter unter den fränkischen Rokoko-Malern. Seinem Elternhaus entstammen allein fünf Maler-Brüder, die z. T. auch gemeinsam gearbeitet haben. Zusammen mit seinen Brüdern Christian Friedrich Carl und Johann Conrad hat Johann Jakob z. B. an dem großen Bilderzyklus gemalt, der das sogenannte Zwölf-Monats-Zimmer im Nordflügel der Ansbacher Residenz schmückt. Nicht nur die Tat-



*Tallandschaft, vermutlich von Johann Jakob Kleemann (1739–1790), aus dem Bilderzyklus der ehem. Jakobsruh (Öl auf Leinwand, 153×127 cm, Stadt- und Kreismuseum Ansbach)*

*(Foto: Foto Studio Berberich/Ansbach)*

sache, daß es sich auch hier um eine Bild-Serie handelt, sondern auch stilistische Details weisen unübersehbar auf eine Verwandtschaft mit den Bildern von der Jakobsruh hin. Im markgräflichen Hofdienst, bei ihrer Arbeit im Ansbacher Schloß mag Weinhardt die Gebrüder Kleemann kennengelernt und Johann Jakob mit dem neuen Auftrag für seinen Landsitz versehen haben.

Die Jakobsruh blieb bis über die Wende zum 19. Jahrhundert im Besitz der Familie Weinhardt. Für das Jahr 1836 wird uns als Besitzer der Nürnberger Oberpostmeister von Axthelm überliefert, 1868 ist es der Landwirt Georg Geiselbrecht, der den zum Hofgut gehörigen Grundbesitz auf 130 Tagwerk erweiterte und dementsprechende Wirtschaftsgebäude anfügen ließ. Als Geiselbrecht 1897 »abgewirtschaftet« hatte, erwarb die Diakonissenanstalt das Hofgut und schloß der Landwirtschaft eine kleine Gastwirtschaft an. 1902 wurde auf der gegenüberliegenden Anhöhe das heute noch bestehende Schwesternerholungsheim eingeweiht.

Als 1961 Schwester Wilhelmine Kett, die das Hofgut zusammen mit dem Verwalter Georg Bieringer bewirtschaftete, im 74. Le-

bensjahr plötzlich verstarb, fand sich keine Schwester mehr, die das modernen Ansprüchen nicht mehr genügende Haus hätte weiterführen können, und so entschloß sich die Diakonissenanstalt, das Hofgut aufzugeben. Von 1961–1967 von der evangelischen Jugend Ansbachs als Jugendheim benützt, war das Haus schließlich so heruntergewirtschaftet und baufällig, daß man sich 1967 zum Abbruch entschloß.

Der Name Jakobsruh, der heute auf dem Schwesternerholungsheim ruht, die Bilder im Ansbacher Museum und die Grabplatte der Maria Elisabeth Weinhardt unter der Orgelempore im Heilsbronner Münster halten aber die Erinnerung an das Ehepaar Weinhardt und seinen Rokoko-Landsitz, ein kulturhistorisches Denkmal besonderer Art, heute und in Zukunft am Leben.



#### *Quellen und Literatur*

Die von mir herangezogenen Quellen sowie die benützte Literatur findet der interessierte Leser in den Anmerkungen zu meiner Veröffentlichung »Die alte Jakobsruh und ihre Bilder« in: Ansbach gestern + heute 1981 Nr. 27, Seite 628 ff. Darüber hinaus bieten die »Geschichtlichen Erinnerungen« von D. Hermann Bezzel interessantes Material (abgedruckt in: Concordia – Mitteilungen des Neuendettelsauer Missionskreises 28. Jg., 1941, Seite 374–376).

## »Unter Androhung militärischer Exekution...«

Kriegslasten 1806–1813

»Sie werden vernommen haben«, schrieb am 6. März 1806 der Schloßvogt von Neuendettelsau an seine Herrschaft, die damals in Eichstätt residierte, »daß wir von unserer lästigen Kavallerie-Einquantierung befreit sind, aber statt solcher wieder Einquantierung von Infanterie bekommen haben. Das fatalste ist, daß man noch gar nichts von Abmarsch hört, vielmehr es im Gegenteil immer lauten wird, es dauere die Kantonierung (Einquantierung) noch länger. Neben dem, daß durch die nun schon über zehn Wochen andauernde Kantonierung die hiesige Gegend sehr viel gelitten hat, ist für den Landmann auch noch trauriger, daß er einer äußerst elenden Kornernte entgegensehen muß.«

Erst am 27. Juli 1806 konnte der Schloßvogt nach Eichstätt melden, daß die Soldaten nach Nürnberg weitergezogen seien. Bei dieser so »lästigen« Einquantierung, die sich über mehr als ein halbes Jahr hinzog, handelte es sich um kaiserlich französische Truppen. Aus Haag wissen wir z. B., daß damals im Juni und im Juli zwei Offiziere, ein »Schergelant«, wie der Ortsvorsteher statt »Sergeant« (Unteroffizier) schrieb, und 33 Gemeine mit insgesamt 620 Verpflegstagen untergebracht waren.

Schon im Oktober 1805 hatte Napoleons Marschall Bernadotte den Landesherrn, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, da-

durch provoziert, daß er die französischen Truppen quer durch das Fürstentum Ansbach führte. Damals ging es gegen Österreich. Jetzt, im Sommer 1806, ging es nach Norden, gegen den König von Preußen selbst. Seine Truppen wurden in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806 vernichtend geschlagen. Damit war nicht nur Preußens Unterwerfung besiegelt, sondern auch seine Herrschaft über die fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth beendet.

Einquantierungen durchziehender baye-rischer und französischer Truppen, Gestellung von Vorspann oder Reitpferden, Fuhrdienste mit zwei- oder vierspännigen Fuhrwerken, aber auch mit Ochsenkarren, z. T. bis nach Gunzenhausen oder Nürnberg, waren seitdem an der Tagesordnung. Dazu kamen schmerzliche Geldzahlungen, sei es als unwiederbringliche Kriegskontributionen, sei es als Vorschüsse, deren Begleichung für bessere Zeiten in Aussicht gestellt wurde. Daß es damit nicht zum besten stand, zeigt ein Schreiben des königlichen Kreisdirektoriums in Ansbach an die Gemeinde Neuendettelsau vom 29. Februar 1809.

Darin wird mitgeteilt, »daß die hiesige Haupt-Militair-Vorschuß-Kasse dergestalt erschöpft ist, daß sie den von der Gemeinde Neuendettelsau geleisteten Vorschuß... (für die) von dem Nathan Salomon bezogene

Fourage (Militärverpflegung) gegenwärtig zu bezahlen nicht im Stande ist und daß die Gemeinde Neuendettelsau daher mit ihrer gedachten Forderung so lange nachwarten muß, bis die Kasse durch die demnächst zu erhebende Extra-Steuer in Zahlungsstand gesetzt wird.«

Die hier erkennbare Zahlungsmoral der Staatskasse steht in einem bedenklichen Kontrast zu der Rücksichtslosigkeit, mit der draußen auf dem platten Land die Forderungen eingetrieben wurden. »Cito – citissime!« (sofort – sofortigst!) steht immer wieder auf den Anschreiben des Amtsrichters von Heilsbronn oder des königlichen Marschkommissariats, wenn es »unter Bedrohung militärischer Exekution« um »Kriegsfuhren«, Kontributionen oder Kantonierungen (Einquartierungen) ging. So blieb dem Ortsvorsteher nichts anderes übrig, als stets von neuem seine Dorfgenossen zu dem ungeliebten Dienst aufzubieten. In sorgfältig geführten Listen verzeichnete er die einzelnen Leistungen, um dann die Kosten auf alle Dorfbewohner gewissenhaft umzulegen.

Einer Einquartierung französischer Truppen im Oktober 1808 folgten im März und April 1809 Durchmärsche bayerischer und wieder französischer Soldaten. Damals mußten Napoleon und seine Verbündeten ihre Truppen nach Südosten werfen, um Österreichs Erhebung zu unterdrücken, die mit dem Namen Andreas Hofer verknüpft ist. Allein im Gemeindebezirk Aich mußten damals z.B. vom 27. März bis zum 2. April sechs Wachtmeister und 130 Gemeine (mit

115 Pferden) einer französischen Karabinier-Einheit (Scharfschützen) untergebracht werden.

»Cito!« stand auch auf dem Rundschreiben, das Leonhard Stadler (Geichsenhof), der Ortsvorsteher von Aich, am 3. März 1812 durch den Gemeindeboten in Umlauf setzte. Darin heißt es: »Alle die Gemeinden des Aicher Gemeindedistrikts haben Abgeordnete morgenden Mittwoch früh um 8 Uhr zu unterzeichnetem Gemeindevorstand zu schicken, um die Quartiermacher zu erwarten ..., da anderthalb Regimenter auf 4 Distrikte kommen.« Damals handelte es sich um königlich bayerische Truppen, die im Frühjahr 1812 für Napoleons Rußlandfeldzug bereitgestellt wurden. In Neuendettelsau waren damals zwei Kompanien des 6. Linien-Infanterie-Regiments Herzog Wilhelm mit 274 Mann einquartiert. Von ihnen haben vermutlich ebenso wenige die Heimat wiedergesehen wie die übrigen 30000 Bayern, die bei Borodino verbluteten oder an der Bérésina erfroren.

Aus derselben Zeit stammt eine Quittung, die im Militärmagazin Wassermungenau für die Gemeinde Neuendettelsau ausgestellt wurde. Unter dem 20. März 1812 wird darin die Ablieferung von 365 »Mund-Portionen« und 56 »Pferde-Rationen« bestätigt. Das sind im einzelnen 202 Pfund Brot, 68 Pfund Fleisch und 133 Maß Bier sowie 276 Pfund Heu, 155 Pfund Stroh und 5 Metzen 8 Maß Hafer. Ob die Lieferung jemals bezahlt wurde, lassen die Akten nicht erkennen.

Als im Dezember 1813 weitere Einquartierungen folgten, hatte sich das Blatt bereits

gewendet. Diesmal waren es die Gegner Napoleons, die nach der siegreichen Völkerschlacht von Leipzig (16.–19. Oktober 1813) mit der Hauptarmee durch Franken nach Frankreich vorstießen. Am 21./22. Dezember wurde in Aich eine Kompanie des großherzoglich badischen 1. Linienregiments (von Stockhorn) einquartiert; am 28. Dezember folgten kaiserlich österreichische Truppen, nach anderer Überlieferung auch russische Truppen. In der Neujahrsnacht 1813/14 überschritt Feldmarschall Blücher mit ihnen den Rhein bei Kaub.

Im März 1814 marschierten die Verbündeten in Paris ein und zwangen Napoleon zur Abdankung. Damit waren die langanhaltenden Kriegswirren beendet, wenn man

von dem Nachspiel der »100 Tage« mit der Schlacht von Waterloo (18. Juni 1815) absieht. Von Napoleon, seinen Gegnern und ihren Kriegstaten berichten alle Geschichtsbücher; von den Opfern und Belastungen des kleinen Mannes, der im ganz wörtlichen Sinne die Rechnungen zu bezahlen hatte, schweigen sie dagegen in der Regel. Aber auch sie sollten in unserem Bewußtsein gegenwärtig sein. Denn hier handelt es sich um die konkrete Geschichte unserer Vorfahren, und erst beides zusammen, die Geschichte der Herrschenden und die Geschichte des kleinen Mannes, geben ein wirklichkeitsnahes Bild vom vergangenen Geschehen, unserer Geschichte.

#### *Quellen und Literatur*

Den Brief des Schloßvogtes hat Adam Schuster in seiner Ortsgeschichte (Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte, Neuendettelsau 1963, Seite 82) abgedruckt. Das übrige Material habe ich handschriftlichen Quellen entnommen:

- dem Akt »Fourage-Lieferungen zu Garnisons-Orten 1806–1827« aus dem Gemeinde-Archiv Neuendettelsau (Akten 082/1) und
- einem Akt über Einquartierungen und Kriegsführen im Gemeindedistrikt Aich 1806–1815, der sich im Privatbesitz einer Neuendettelsauer Familie erhalten hat.



# Der Herr Leutnant fiel vom Kutschbock

Ein Ball im Schloß Neuendettelsau am 13. Juli 1819

Im Juli 1819 lud Freiherr Karl von Eyb, Kämmerer zu Eichstätt und Rittergutsbesitzer zu Neuendettelsau, die Honoratioren des Ortes und der näheren Umgebung zu einem Tanzvergnügen auf sein Schloß ein. In der Einladung bemerkte er, daß sich schon einmal vor mehreren Jahren ein geselliger Zirkel aus der Nachbarschaft zum Tanz im Schloß zusammengefunden habe, und die bei manchen noch nicht ganz erloschene Erinnerung wolle er nun bei seiner nicht mehr langen Anwesenheit hier wiederholen. Es waren Gäste aus Barthelmesaurach, Bertholdsdorf, Bürglein, Wolframs-Eschenbach, Großhaslach, Heilsbronn, Immeldorf, Lichtenau, Merkendorf, Neuendettelsau, Petersaurach, Veitsaurach, Weißenbronn und Windsbach eingeladen. Nach den Namen und Berufen (Pfarrer, Ärzte, Amtleute, Offiziere, sowie je ein Advokat, Apotheker, Postmeister, Revierförster) zu schließen, war es die gesamte Prominenz der näher gelegenen Ortschaften, insgesamt 61 Personen.

Ein »Lieutnant« de Ahna, der in Windsbach stationiert war, half sehr bei den Vorbereitungen des Festes. Im Schloßarchiv Neuendettelsau sind mehrere Schreiben des Leutnants in gestochen schöner Schrift erhalten, die die Grundlage dieses Artikels bilden.

Bei der Beschaffung der Musikanten gab es Schwierigkeiten. Die Trompeter – aus

welchem Ort, ist nicht erwähnt – fand man so unverschämt teuer, daß Leutnant de Ahna meinte, die Geiger aus Wolframs-Eschenbach würden es um die Hälfte des Preises machen. Aber auch die scheinen zu teuer gewesen zu sein; denn die Abrechnung über die Musik erfolgte schließlich mit Ansbacher Musikern.

Herr Reiff, der Wirt zum »Goldenen Stern« in Ansbach, bekam den Auftrag, die Getränke zu liefern. Es wurden bestellt: 8 Bouteillen (= Flaschen) Burgunder Vosne, 10 Bouteillen guter roter Elsässer, 18 Bout. 1781er Wertheimer und 4 Bout. Arrac de Batavia. Für das Essen wurden bestellt: 4–6 Pfund Schinken, 2 geräucherte Rindszungen, 6 Stück junge Hühner, 2 Pfund guter »Kaeß«, 24 Stück Zitronen, 1 Zuckerhut von 6–7 Pfund und 2 Pfund Kaffee. Für die Tafel wurden vom Detachement Requisitionskommando Windsbach ausgeliehen: 8 Tischtücher, 18 große Bestecke, 32 Bier- und 36 Weingläser.

Kurz vor dem Fest war Leutnant de Ahna in dieser Angelegenheit in Bertholdsdorf. Dort erlebte er das große Unwetter mit, von dem er dem Schloßherrn, Frh. von Eyb, in bewegten Worten Bericht gab: »Eine solche Revolution in der Natur habe ich noch nicht erlebt. Der Schaden, welche die gräßlichen Winde in den Hopfen- und Obstgärten verursacht haben, ist nicht unbeträchtlich;



*Schloß Neuendettelsau im 18. und 19. Jahrhundert, links die alte Scheune, die dem Erweiterungsbau von 1923/26 weichen mußte (Vignette auf einem zeitgenössischen Briefkopf der Freiherrn von Eyb, Original im Besitz der freiherrlichen Familie von Eyb/Neuendettelsau)*

denn man will sogar behaupten, daß Hopfenstöcke mit den Stangen von Bertholdsdorf nach Veitsaurach geführt worden seien.« Auch über Neuendettelsau muß dieser Sturm gebräust sein; denn de Ahna schrieb weiter: »Daß das Kirchweihsignal nicht

standhaft genug war, tut mir leid; es freut mich aber andererseits, daß dasselbe mit seinem Haupt die Schloßfenster nicht berührt hat.«

Das Fest muß zur Zufriedenheit aller verlaufen sein. Doch es geschah in Reuth noch

ein Unfall mit einer heimkehrenden Chaise (Kutsche). Leutnant de Ahna berichtete darüber dem Schloßherrn am 14. Juli in einem langen Brief: Die Chaise, in der Frau Dekan Sturm, deren Tochter und drei Fräulein aus Nürnberg auf dem Heimweg nach Windsbach saßen und die Herr de Ahna kutscherte, wurde durch scheuende Pferde umgeworfen. Zuerst fiel Herr de Ahna vom Bock herunter, da die Pferde nicht mehr zu halten waren; dann ging es über Stock und Stein bis zu einem Wasserloch. »Da fiel die Chaise um, und im Nu wurden die Damen naß, kamen aber glücklich und unbeschädigt aus der Chaise heraus. Frau von Sch. war ganz in die Kotlache gefallen, die übrigen sind minder naß geworden.«

Da jeder männliche Gast um einen Unkostenbeitrag von 1 Gulden und 25 Kreuzern gebeten wurde, sind die Unkosten dieses Balles genau aufgezeichnet. Herr Reiff, der

Wirt vom »Goldenen Stern« in Ansbach, bekam 77 Gulden (fl.) 51 Kreuzer (Kr.) für den Wein und andere Eßwaren. Außer den eingangs erwähnten Getränken und Lebensmitteln wurden verrechnet: 1 Faß Bier, 4 Loth Tee, Konfekt, Kalbsschlegel, französische und deutsche Spielkarten und 24 Stück Zigarren. Eine Quittung vom 17. Juli 1819 hat der Wirt Johann Bischoff von Neuendettelsau unterschrieben für: 17 Pfund Kalbfleisch zu 1 fl. 42 Kr. und 12 Cervelatwürste zu 30 Kr.

Für die Musik wurde bezahlt 22 fl., für die Zehrung der Musiker 5 fl., für zwei Pfund Wachskerzen 3 fl. 12 Kr., für 8 Pfund Lichter 3 fl. 20 Kr., für den Boten mit Schubkarren nach Ansbach 2 fl., für einen weiteren Boten nach Ansbach 1 fl., für einen dritten Boten für verschiedene Gänge 1 fl. 40 Kr. und für einen Boten nach Heilsbronn 20 Kr.

(Alexa Freifrau von Eyb)



#### *Quellen und Literatur*

Die Korrespondenz, die über den Ball geführt wurde, befindet sich in Mappe 34 des von Eybschen Familienarchivs in Neuendettelsau.

## »Ohnweit diesem Leichensteine / Ruhen die entseelten Beine / Eines frommen Schullehrers...«

### Schulgeschichte von Neuendettelsau

1831 wurde in Neuendettelsau der Pfarrerssohn Johann Jakob Weigel geboren. Er trat in die Fußstapfen seines Vaters Gottlob Weigel (in Neuendettelsau 1822–1837), wurde Pfarrer und starb als Dekan in Rothenburg o.T. Als alter Mann schrieb er seine Jugenderinnerungen nieder und erinnerte sich dabei auch seiner Schulzeit in Neuendettelsau:

»Im Schulhaus hauste ein kreuzbraver Mann. Er war Witwer. Er hatte die Doppelaufgabe, die Dorfkinder zu lehren und für seines Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen. Das Schulhaus hatte ein Zimmer und eine Kammer. Ersteres war Schul-, Wohn- und Kochzimmer, letzteres Schlafraum. In jenem verhüllte eine nach dem Lehrertisch hin offene Spanische Wand des Lehrers Haus- und Küchengeräte sowie seine Garderobe. Von Zeit zu Zeit verschwand er hinter dieser Wand, und man hörte, daß etwas gerieben, gerührt, gestoßen wurde, und in der Tat, es waren die Vorbereitungen zu dem Mittagstisch. Wurden wir zu laut, so konnte es geschehen, daß der Lehrer mit Kochlöffel und Reibeisen aus dem Versteck sprang und den Rücken des ersten besten mit diesen Instrumenten bearbeitete.«

Als Schauplatz dieser Spitzweg-Szene muß man sich das alte Mesner-Haus vorstellen, das neben der Kirche am Nordrand des

ehemaligen Dorffriedhofes stand. Das winzige eingeschossige Haus, das unter seinem Satteldach mit zwei Fenstern links der Türe und einem Fenster rechts der Türe nach Norden blickte, war 1687 neu errichtet worden, vermutlich weil sein Vorgängerbau im 30jährigen Krieg beschädigt oder zerstört worden war. 1897 wurde es durch das gegenwärtige Mesner- bzw. Kantorhaus, das im rechten Winkel zu dem abgerissenen Altbau steht, ersetzt.

Johann Jakob Weigel schildert uns auch den Pädagogen, der um 1830 im Mesnerhaus seines Amtes waltete: Der Lehrer »flößte der Jugend Respekt ein, und wenn er mit seinen manchesternen Kniehosen, den langen Strümpfen, Schnallenschuhen, das Spanische Rohr mit dem weißen Knopf in der Hand, durchs Dorf schritt, hielt die Dorfjugend im Spiel inne und trat ehrerbietig zur Seite. Erst wenn der letzte Schatten seiner Rockschoße verschwunden war hinter dem Friedhof, wagte sie wieder zu spielen. Die sittliche Einwirkung dieses Mannes auf die Dorfjugend fand allgemeine Anerkennung.«

Der Respekt der Dorfjugend, auf den sicher auch das erwähnte »Spanische Rohr« heilsamen Einfluß hatte, war bitter notwendig. Denn schon aus der Amtszeit des Dettelsauer Lehrers Georg Konrad Fuchs



*Die Hauptstraße in Neuendettelsau ca. 1850 (Blick nach Süden). Links das heutige Haus Hauptstraße 31 (mit dem Brezelwappen), vor der alten Dorfkirche (abgerissen 1899) das ehem. Mesnerhaus, bis 1839 zugleich Schulhaus, rechts zwischen den Pappeln das Schloß, ganz rechts das ehem. Pfarrhaus (heute Löhehaus)*

(1760–1804) wissen wir, daß im Winter bis zu 70 Kinder die Schule besuchten. Wie sie alle im Mesnerhaus Platz fanden, kann man sich heute nicht mehr vorstellen, und daß hier nur drakonische Strenge eine disziplinäre Katastrophe verhindern konnte, leuch-

tet ein. Von den Schülern mußte übrigens damals Schulgeld entrichtet werden, ein Kreuzer und ein Pfennig in der Woche von den kleineren, zwei Kreuzer und zwei Pfennig von den größeren, die bereits schreiben konnten. Das war ein Grund mehr für die El-

tern, die Kinder keine Woche länger als unbedingt nötig in die Schule zu schicken. Im Sommerhalbjahr, wenn man die Kinder in der Landwirtschaft brauchte, fand unter Schullehrer Fuchs ohnehin kein Unterricht statt.

Der Schulunterricht war nur der eine Teil der Amtspflichten des Lehrers. Er war zugleich Mesner, Organist (zuletzt Rektor Ottmar Bubmann bis 1962) und Gemeindegemeinschreiber (zuletzt Lehrer August Grimm bis 1920). Besonders genau sind die Amtspflichten in der »Beschreibung aller ... Fassungsschulstellen des Kreises Mittelfranken« im Jahre 1908 verzeichnet. Demnach ist der Inhaber der 1. Schulstelle, der (bis 1968) im Mesnerhaus wohnt, zugleich »Kantor, Organist, Mesner, Glöckner, Uhraufzieher« und für die Kirchenwäsche (Altardecken usw.), nicht aber für die Kirchenreinigung verantwortlich.

Seit wann es in Neuendettelsau Schulunterricht gibt, kann vorerst nur vermutet werden, vielleicht seit der Einführung der Reformation, die an vielen Orten mit der Reorganisation oder dem Neuaufbau des Bildungswesens verbunden war. Die erste Nachricht über schulische Jugendunterweisung in Neuendettelsau stammt aus dem Jahre 1656; damals war der Bäcker Hans Meder »Schulmeister« in Neuendettelsau. Ihm folgte 1662 Wolf Christoph Wagner, gleichfalls Bäcker, im Lehramt. 1665/67 unterrichtete Andreas Herbst, Schneider und Zimmermeister, 25 Schüler auf freiwilliger Basis. Offenbar stand auch 20 Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges noch

kein ausgebildeter Lehrer zur Verfügung. Mit dem Neubau des Mesnerhauses im Jahre 1687, zu dessen Unkosten in Höhe von 88 Gulden auch die eingepfarrten Orte Haag, Wernsbach und Bechhofen beisteuerten, dürfte dann der regelmäßige und seither ununterbrochene Schulunterricht begonnen haben.

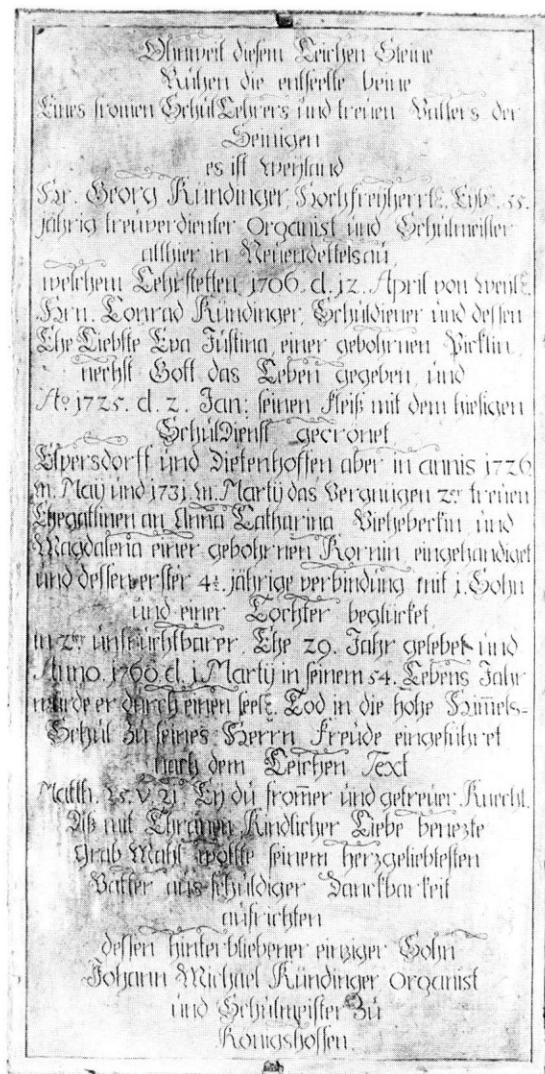
Aus dem 18. Jahrhundert steht nur eine Lehrerpersönlichkeit im hellen Licht der Überlieferung: »Es ist weyland Hr. Georg Kündinger, hochfreyherrlicher Eybischer 35jährig treuverdienter Organist und Schulmeister allhier in Neuendettelsau.« Ihm ließ nach seinem Tod im Jahre 1760 sein Sohn Michael, seinerseits auch wieder Organist und Schulmeister (aber in Königshofen), eine Grabplatte aus Solnhofener Marmor errichten, die sich bis heute (rechts neben dem Nordausgang der Dorfkirche) erhalten hat. Der Text beginnt mit den Worten: »Ohnweit diesem Leichensteine / Ruhen die entseelten Beine / Eines frommen Schullehrers.« Der Inschrift entnehmen wir, daß Georg Kündinger am 12. April 1706 in Lehrstetten als Sohn des Schuldieners Konrad Kündinger geboren wurde, 1725 durch die von Eybsche Dorfherrschaft nach Neuendettelsau berufen wurde und im 54. Lebensjahr 1760 »durch einen seligen Tod in die hohe Himmelschule zu seines Herrn Freude eingeführt« wurde.

Sohn Michael, wie der Vater Lehrer und Organist, war übrigens kein ungeschickter Dichter. Das beweist ein Preislied auf Neuendettelsau, das sich von ihm erhalten hat. Es beginnt mit den Worten:

»Neuendettelsau, geliebter Ort,  
 Da ich das Licht der Welt erblickte,  
 Da mich das Wasser mit dem Wort,  
 Mit meines Heilands Unschuld  
 schmückte«...

Im 19. Jahrhundert wurde Pfarrer Wilhelm Löhe der energische Reformator des Neuendettelsauer Schulwesens, zum Teil gegen den lebhaften Widerstand der Dorfgemeinde. Um der Raumnot, die im Mesnerhaus herrschte, ein Ende zu setzen, mietete er 1839 im Haus Nr. 29 (heute Löhe-Apotheke) für die Schule einen geeigneten Raum, der sich freilich auf die Dauer nicht bewährte. So griff er auf den Plan zurück, den schon einer seiner Amtsvorgänger, Pfarrer Friedrich Jakob Böswillibald (1803–1818 in Neuendettelsau), verfolgt hatte, nämlich ein eigenes Schulgebäude zu errichten. »Unter höchstem Unwillen und Widerstreben der Gemeinde und des Schullehrers« Hammer wurde der Plan durchgesetzt: 1842 wurde auf dem Dorfanger schräg gegenüber dem Pfarrhaus ein einstöckiges Schulgebäude errichtet, zu welchem die Gutsherrschaft das Bauholz gab. Trotzdem kostete es noch 437 Gulden, und das war wohl der Grund für den Widerstand der damals noch bettelarmen Gemeinde. Der Widerstand des Lehrers war wohl durch den Umstand motiviert, zum Schulehalten jetzt das Haus verlassen zu müssen.

Der im Dorf sehr beliebte Lehrer Hammer wurde übrigens 1845 auf Löhes Betreiben von Neuendettelsau wegversetzt; Löhe warf ihm Verfehlungen gegen das 7. Gebot vor.



Grabstein des Lehrers Georg Kündinger (1706–1760) in der Dorfkirche von Neuendettelsau

(Foto: Dorle Lindenberg)

Aus diesem Anlaß wurde im Dorf eine Unterschriftensammlung durchgeführt, mit der man die Belassung des »hochwürdigen Schullehrers und die Entfernung des Pfarrers« erreichen wollte. Das Unternehmen war natürlich vergeblich, es zeigt aber in interessanter Weise, daß Löhe seine Gemeinde nicht immer hinter sich hatte. Johann Andreas Kammerberger wurde Hammers Nachfolger in Neuendettelsau. Ihm folgte Kantor Lorenz Güttler, der seit 1854 neben Löhe und dem Arzt Dr. Schilffahrt zu den ersten Lehrern der Diakonissenschule zählte.

Ende der 50er Jahre war die Schülerzahl so groß, daß die Kinder in eine Abteilung für Mädchen und eine Abteilung für Buben aufgeteilt werden mußten. So wurde 1860 das Schulhaus aufgestockt und ein Schulgehilfe (Friedrich Vogtherr aus Stubach) eingestellt. Vorher hatten für kurze Zeit die Diakonissen der Neuendettelsauer Anstalt die Mädchenabteilung übernommen.

1899 reichte auch dieses Gebäude nicht mehr, und so wurde nördlich ein zweites zweigeschossiges Schulhaus angebaut. Den neuen Richtlinien entsprechend erhielten die zwei neuen Lehrsäle eine Höhe von 3,20 m (gegenüber 2,80 m im Altbau), so daß der Neubau höher ausfiel. Der Lehrsaal im Parterre des Altbaus wurde in eine Wohnung für den Hilfslehrer umgestaltet. Für den zweiten Lehrer wurde 1901 auf dem Dorfwasen unweit dem Hirtenhaus (Ecke Reuther/Windsbacher Straße) ein eingeschossiges Wohnhaus errichtet (1976 abgebrochen).

1908 unterrichtete Lehrer Georg Roth in der 1./2. Klasse 50 Schüler, Hilfslehrer Karl Fuchs in der 3./4. Klasse 69 Schüler und Schulleiter August Grimm in der 5.–7. Klasse 82 Schüler. So ist es verständlich, daß der Ruf nach einer weiteren Aufgliederung in vier Abteilungen laut wurde. Wieder mußte gebaut werden, diesmal auf dem



*Das alte Schulhaus in der Hauptstraße (vorne der Zaun des ehem. Pfarrhauses, heute Löhehauses), errichtet 1842/1860 (Anbau 1899), abgebrochen 1958*

*(Foto: Hartmann)*

Dorfwasen an der Reuther Straße. So entstand 1909 das Schulhaus, das wegen der turmartigen Vorbauten, in denen links der Schulabort untergebracht war, im Neuendettelsauer Volksmund den Namen »Abortschlöble« erhielt. In diesem Gebäude wurde ein Lehrsaal und die vierte Lehrerwohnung eingerichtet (Lehrer Leonhard Sandrock 1910–1937).

1937 wurde das 8. Schuljahr eingeführt.

Nun erwiesen sich auch diese beiden Gebäude als zu klein, und man mußte wieder ans Bauen denken. Die treibende Kraft war jetzt Lehrer Adolf Traunfelder, der seit 1924 an der Volksschule Neuendettelsau tätig war. Seit 1940 Bürgermeister von Neuendettelsau, erwarb er noch im gleichen Jahr das 8000 qm große Grundstück »Zapfengarten« von dem Freiherrn Otto von Eyb für den Schulneubau. Nach den im Gemeindearchiv erhaltenen Plänen sollte der Neubau zusammen mit einem klobigen Wasserturm errichtet werden und dem Zeitgeschmack entsprechend ein burgartig-trutziges Aussehen erhalten. Diesen verhinderte freilich der mittlerweile ausgebrochene Krieg.

So konnte man erst nach Kriegsende und Währungsreform zur Verwirklichung der Planung schreiten. In zwei Bauabschnitten wurde 1950/51 und 1953/54 an der Friedrich-Bauer-Straße ein Neubau mit acht Lehrsälen aufgeführt, der die alten Gebäude in der Hauptstraße (abgebrochen 1958) und an der Reuther Straße (abgebrochen 1981) überflüssig machte, vor allem nachdem 1969 und 1977 Erweiterungsbauten nach Osten (entlang der Friedhofstraße) angefügt worden waren.

Daß die Bedeutung der Lehrer für die kulturelle Entwicklung von Neuendettelsau weit über die Schule hinausreicht, wurde bereits aus der Verbindung von Schul- und Organistendienst erkennbar. In ihren Händen lag durch die Jahrhunderte die Gestaltung der Kirchenmusik. Hier verdient erwähnt zu werden, daß der erste kirchliche Posaunenchor Bayerns 1865 von einem

Neuendettelsauer Lehrer, Kantor Lorenz Güttler, gegründet und geleitet wurde. Als er 1965 sein hundertjähriges Jubiläum feierte, stand er noch immer unter der Leitung eines Lehrers (Rektor i.R. Ottmar Bubmann). Ein sonst nicht näher bekannter Lehrer namens Wild (zuletzt in Ansbach) war der Gründer des »Männergesangsvereins Neuendettelsau«, der 1982 sein hundertjähriges Jubiläum feiern konnte. Ihm folgten als Chorleiter die Lehrer Georg Roth (1898–1910), August Grimm (1910–1914) und Leonhard Sandrock (1925–1930).

Auch der 1891 gegründete Obst- und Gartenbauverein verdankt einem Lehrer seine Entstehung; Gründer war der Lehrer Karl Ruthel, der von 1887–1896 hier tätig war. Ein vierter Verein, der bis heute von großer Bedeutung für das sportliche und gesellige Leben Neuendettelsaus ist, geht gleichfalls auf die Initiative eines Lehrers zurück: der Turn- und Sportclub Neuendettelsau, der 1922 als »Deutscher Turnverein Neuendettelsau« gegründet wurde. Hauptlehrer Adolf Sandrock (in Neuendettelsau seit 1910) war nicht nur der Initiator, der bei der Gründung die Festansprache hielt, sondern auch der erste Vereinsvorsitzende.

Schließlich ist hier darauf hinzuweisen, was auch anderen Orts häufig zu beobachten war, nämlich daß in den 20er und 30er Jahren Lehrer oft eine wichtige Rolle bei der Verbreitung völkisch-antisemitischen Gedankengutes und beim Aufbau der NSDAP spielten. In Neuendettelsau war Lehrer Adolf Traunfelder (1899–1975) seit 1933 der Ortsgruppenleiter der NSDAP.

## Quellen und Literatur

Die eingangs zitierte Quelle von Joh. Jakob Weigel habe ich der »Neuendettelsauer Chronik« (Mitteilungen aus der Evang.-Luth. Diakonissenanstalt) 48 (55.) Jg. (1962), S. 36 entnommen. Reiches Material zur Schulgeschichte hat Adam Schuster an verstreuten Stellen in seiner Ortsgeschichte »Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte« (Neuendettelsau 1963, S. 67, 69, 73 f., 76, 79, 85, 87, 97, 99, 102, 119, 156, 158, 213, 218, 220 ff., 231 f., 235, 423) zusammengetragen. Soweit Wilhelm Löhe betroffen ist, kann man in seiner Biographie von Johannes Deinzer (Band 2, 216 f. und 219) Material zur Schulgeschichte finden. Ein Schlaglicht auf die Situation im Jahre 1908 wirft die »Beschreibung aller mit weltlichen Lehrkräften besetzten Fassionsschulen des Kreises Mittelfranken«, herausgegeben vom mittelfränkischen Kreislehrerverein (Nürnberg 1908). Für die anschließende Zeit, vor allem ab 1950 verdanke ich viel der Schulchronik der Volksschule Neuendettelsau, die von Frau Konrektorin Elisabeth Zwanzger (1947–1981 an der Schule) und Frau Konrektorin Martha Bayer (seit 1960 an der Schule) in vorbildlicher Weise geführt wurde. Ein Abriß der Geschichte des von Lehrer Sandrock gegründeten TSC enthält die Festschrift »50 Jahre TSC« (Neuendettelsau 1973).

Über die Geschichte des MGV Neuendettelsau informiert ein ausführlicher Beitrag des derzeitigen Chorleiters Henry Jahn in der Festschrift »100 Jahre Männergesangsverein Neuendettelsau 1882/1982«.

Im Gemeindearchiv bilden die Schulakten die Hauptgruppe 2 (Akten 200–214, 1810 ff.). Für mündliche Auskünfte danke ich Herrn Rektor i. R. Eduard Auer.



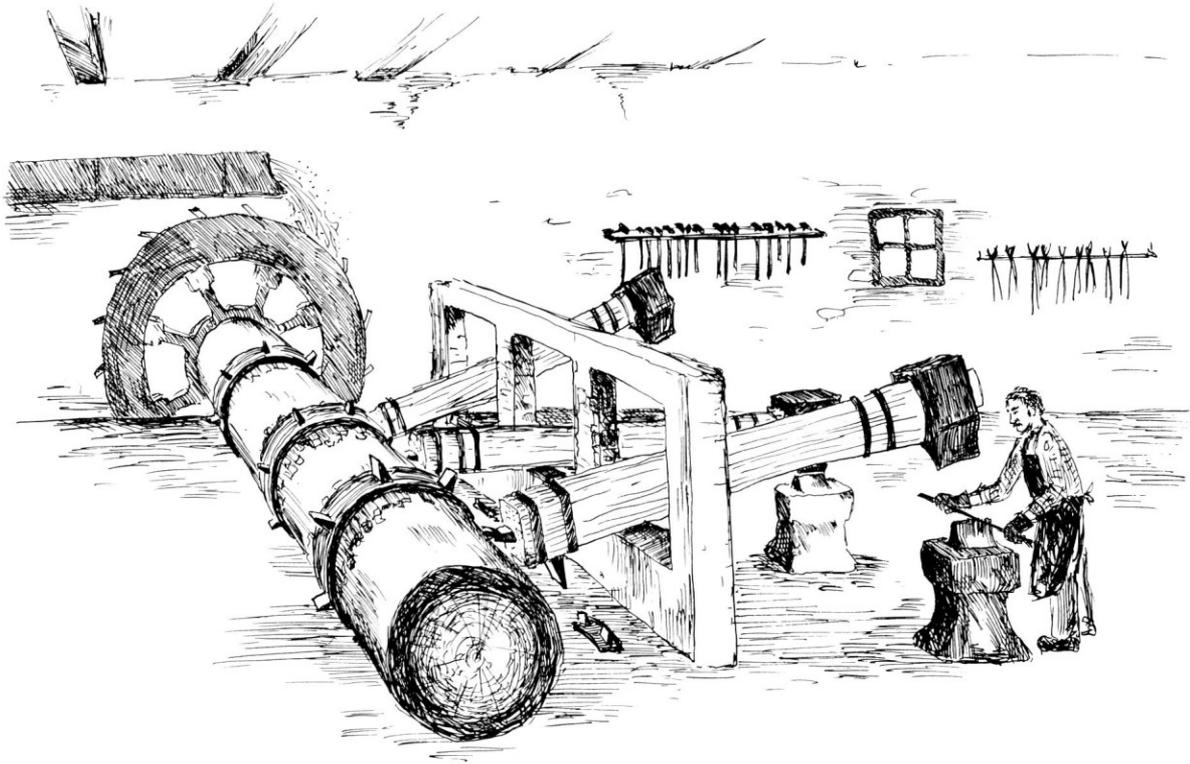
## Die Hammerschmiede bei Aich – eine vorindustrielle Produktionsstätte

Wer auf dem neuen Damm der Staatsstraße Windsbach – Heilsbronn bei Aich das Aurachtal überquert, sieht rechter Hand eine Gebäudegruppe, die seit mehr als 250 Jahren den Namen »Hammerschmiede« trägt. Sie besteht aus zwei Anwesen, dem Bauernhof des inzwischen verstorbenen Landwirts Konrad Wäger und der Mühle des Müllers und Landwirts Konrad Rottler. Der aufmerksame Betrachter wird auf dem Dachfirst des Rottlerschen Anwesens (links) eine Wetterfahne entdecken, die zwei gekreuzte Hämmer und die Initialen »H. Sch.« zusammen mit der Jahreszahl 1737 zeigt. Dies ist die letzte Erinnerung an die große Zeit des Eisenhammers, der einst hier betrieben wurde, zumal seitdem mit dem Landwirt Konrad Wäger, der im Spätsommer 1977 im Alter von 80 Jahren verstorben ist, wohl der letzte Bürger der Großgemeinde Neuendettelsau dahingegangen ist, der den Eisenhammer noch mit eigenen Augen in Betrieb gesehen hat.

Konrad Wäger, den der Verfasser noch 1977 in zwei längeren Gesprächen über den Eisenhammer befragen konnte, erinnerte sich genau an den Betrieb und die Technik der Hammerschmiede, die zwischen dem Mühlengebäude und der Rottlerschen Stallung ihren Platz hatte. Demnach bewegte ein überschlächtiges eisernes Mühlrad, das übrigens im Eisenhammer selbst hergestellt

worden war, eine ca. 60 cm starke sogenannte Eichenwelle, in die in drei ringförmigen Anordnungen Zapfen eingelassen waren. Diese warfen durch Druck auf das zungenförmige Ende der Hammerschäfte, die im rechten Winkel zur Antriebswelle angeordnet waren, die drei Schwanzhämmer auf und ließen sie in rascher Folge auf die Ambosse niederfallen. Zwei Hämmer waren als Breithämmer ausgebildet, die – von zwei Schmieden bedient – mit geringerer Schlagzahl arbeiteten, einer als Spitzhammer, der zum Zerkleinern des Eisens eingesetzt wurde. Ein etwas kleineres Mühlrad bewegte den Blasebalg der Esse, in der das Eisen rotglühend gemacht wurde. Geschmiedet wurden Achsen, Naben, Reifenbänder, Nägel, Schaufeln, Hacken und andere Werkzeuge; die Achsen sollen, wie Konrad Wäger in alten, heute leider verschollenen Geschäftspapieren gelesen haben will, bis nach Österreich und Ungarn exportiert worden sein.

Die Hammerschmiede wurde 1904 versteigert, nachdem sie der charakterlich allzu leichtsinnige Johann Georg Dörflein nach dem frühen Tod seines Vaters Michael Dörflein (1872–1897) noch minderjährig übernommen und durch ein zügelloses Leben überschuldet hatte. Damals erwarb der Großvater des gegenwärtigen Landwirts und Müllers Konrad Rottler, Friedrich Wä-



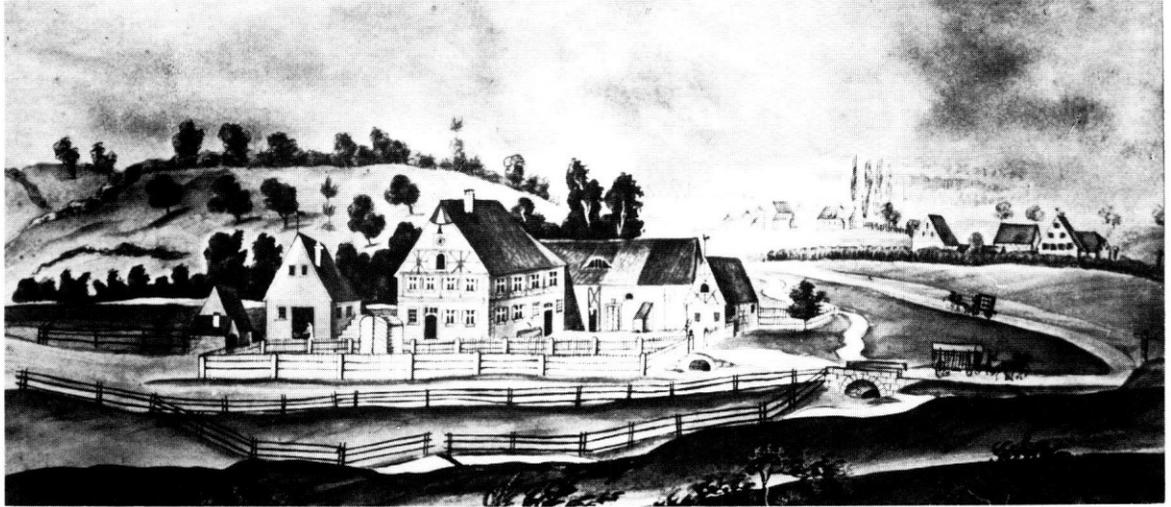
*Hammerschmiede mit drei Schwanzhämmer (Rekonstruktionszeichnung). Die Wasserrinne und das oberflächliche Mühlrad muß man sich außerhalb der Schmiede vorstellen. Die Wasserführung und damit die Schlagzahl der Hämmer (max. 180 in der Minute) konnten vom Amboß aus durch einen Schieber reguliert werden.*

*(Zeichnung: Dorle Lindenberg)*

ger, die Mühle; er legte die Hammerschmiede still und führte die Mühle lediglich als Schrotmühle fort.

Über die Initialen der Wetterfahne auf dem Mühlengebäude haben die Forschungen des Eckersmühlener Hammerschmieds Fritz Schäff näheren Aufschluß erbracht. Demnach erwarb 1708 Johannes Schäff, der

Sohn des Wallersdorfer Hammerschmiedes Matthes Schäff, die Aicher Mühle und baute sie zu einer Hammerschmiede aus. Ihm folgte 1733 der gleichnamige Sohn Johann (= Hans) Schäff, der 1737 die Wetterfahne anfertigen ließ. Sein Nachfolger war sein ältester Sohn Johann Georg Schäff von 1769–1797.



*Die Hammerschmiede in Aich 1842 (Original im Besitz von Konrad Rottler/Aich). Das Hammerwerk befand sich im zweiten Gebäude von links. Die Wasserzufuhr erfolgte von links; der Mühlbach vereinigte sich unterhalb der Mühle wieder mit der Aurach. (Foto: E. Steinbauer)*

Die kinderreichen Hammerschmiede Schöff zu Wallersdorf (südlich Ansbach, seit 1685) und Aich sind die Stammväter zahlreicher Zweige der Großfamilie, die im Lauf der Zeit an 18 Orten im fränkisch-schwäbischen Raum Hammerschmieden betrieben, u. a. in Schlauersbach (Gemeinde Immeldorf), Obererlbach bei Spalt, Keidenzell bei Langenzenn und Eckersmühlen bei Roth; auf den beiden zuletzt genannten Mühlen sitzen die Schöff jeweils seit fünf Generationen bis zum heutigen Tag. Die Schöff'sche Hammerschmiede Obererlbach wurde 1966 abgebaut und im Heimatmuseum Feuchtwangen wieder aufgestellt; dort gibt sie eine

anschauliche Vorstellung vom Funktionieren einer Hammerschmiede.

Die Witwe des letzten Schöff in Aich, Maria Margarete Schöff, heiratete 1799 den Schmiedegesellen Johann Adam Dörflein (1799–1833), der auf der »Walz« nach Aich gekommen war und noch von ihrem verstorbenen Mann eingestellt worden war. Damit gingen Mühle und Hammerschmiede an die Dörflein über, die sie durch fünf Generationen bis 1904 betrieben.

1872 wurde der Bauernhof von der Mühle abgetrennt (Anwesen Wäger), nachdem schon 1845 das stattliche Scheunen- und Stallgebäude mit den Sandsteinvoluten er-

richtet worden war, an dem noch heute eine Tafel an den Erbauer Georg Konrad Dörflein (Besitzer der Mühle und der Hammerschmiede 1833–1871) erinnert. Unter Georg Konrad Dörflein hat die Hammerschmiede ihre Blütezeit erlebt, vor allem weil durch den Eisenbahnbau seit ca. 1840 die starke Nachfrage nach Werkzeugen (Schaufeln, Hacken, Pickel) dem Hammerschmiedsgewerbe einen starken Auftrieb gab.

1976 hat Konrad Rottler im Zusammen-

hang mit der Errichtung des Straßendamms seine Mühle stillgelegt. Auch die Geichsenmühle, die nächste Aurachmühle unterhalb der Hammerschmiede, ist stillgelegt, seitdem der letzte Müller Georg Geißelbrecht 1963 in der Mühle tödlich verunglückte, und dem Verfall preisgegeben. Dagegen sind die weiter abwärts gelegene Mäusenmühle (Familie Reindler), die schon 1253 erstmals urkundlich erwähnt wird, und die Steinmühle (Familie Spiegel) heute noch in Betrieb.

# Roggen und Flachs, Hopfen und Krapp

## Landwirtschaft in Neuendettelsau im Wandel der Jahrhunderte

»Die Leute sitzen an einem bösen, sandigen, unfruchtbaren und kalten Ort, haben kein Futter... Keiner baute seinen Bedarf. Keiner konnte sein Gut verkaufen, da niemand kaufen mochte. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Güter zu behalten, an den Bettelstab zu kommen und endlich Haus und Hof zu verlassen und der Herrschaft die Güter liegen zu lassen.« So berichtete Melchior Wunder, der letzte Abt von Heilsbronn, 1575 über die Bauern von Reuth an die markgräfliche Regierung in Ansbach, nachdem in den Jahren 1570–1576 Mißwuchs und Hagel viele Untertanen in große Not gestürzt hatten. Auf der Hochfläche um Neuendettelsau mit ihren kargen Böden wirkten sich durch die Jahrhunderte ungünstige Wetterverhältnisse doppelt ungünstig aus. Schlechtwetter bei der Aussaat, während des Wachstums und der Erntezeit bedeuteten damals Hunger und Not.

Die überkommene Struktur aus bäuerlicher Unfreiheit (bis 1848) und Kleinstbetrieb brachten ihrerseits karge Lebensumstände mit sich. Vielfach sind die Klagen der Neuendettelsauer Bauern über die Gutsherrschaft. »Wir haben das Unglück seit Menschengedenken in den Freiherren von Eyb einer Gutsherrschaft zu holden, die weit entfernt, ihre Größe und ihren Ruhm in dem Wohlstande, der Liebe und Achtung ihrer Gutsangehörigen zu suchen, solche viel-

mehr... in allmählicher Herbeiführung ihres gänzlichen Verfalls und Verarmung zu finden glaubt.«

So heißt es in einer Klageschrift der Gemeinde Neuendettelsau von 1820, in der es um Fronstreitigkeiten, vor allem aber um Waldrechte ging. Darum wurde seit 1751 zwischen der Gutsherrschaft und der Gemeinde gestritten, bis 1844/46 durch Löhes Vermittlung schließlich ein Vergleich zustandekam. Umfangreiche Akten im Gemeinde- und im Schloßarchiv sind heute noch Zeugen dieser Prozesse, in denen die Bauern nur selten Recht bekamen.

### *Was auf den Feldern wuchs*

Nach den Montgelas'schen Gütererhebungen gehörte unser Raum 1811 zu den Gebieten mit dem höchsten *Roggenanbau* in Bayern. Daneben waren *Hafer* und *Dinkel* von Bedeutung. Der Dinkel – auch Spelz, Spelt und in unreifem Zustand Grünkorn genannt – war früher im alemannischen Raum die Hauptgetreideart. Sein Anbau, der von der Schweiz bis nach Westmittelfranken überwog, ist durch die Dorfordnung von 1670 bei uns belegt. Weizen und Gerste spielten früher kaum eine Rolle.

Eine durch die Bodennutzungserhebungen belegte Übersicht kann einige Tendenzen in unserem Jahrhundert zeigen:

Gemeinde Neuendettelsau: Bodennutzung							
Jahr	Getreide	(Roggen,	Gerste,	Hafer,	Weizen)	Hackfrüchte	Grünfütter
1912	56%	(61%	15%	13%	11%)	19%	25%
1934	47%	(48%	18%	17%	17%)	25%	28%
1947	43%	(51%	8%	18%	23%)	20%	37%
1975							
= Großgemeinde		22%	24%	11%	43%		

Festzustellen ist: Der Anteil unseres Hauptbrotgetreides ist ständig, zuletzt erheblich zurückgegangen. Der Weizenanbau ist dagegen stark angestiegen. Die hohe Grünfütterrate dürfte eine Ausnahmeerscheinung der Nachkriegszeit sein, seitdem ist der Grünlandanteil ständig zurückgegangen.

Obwohl seit rund 1600 in Europa allgemein bekannt, setzte sich die *Kartoffel* erst nach und nach durch. Es bedurfte wohl der Not der Hungerjahre 1770–1772 und des Drucks markgräflicher bzw. nach 1791 königlich preußischer Reformen, gegen die jahrhundertelange Tradition die Einsicht durchzusetzen, daß die Brache nutzlos ist. Wenn man stattdessen Klee oder »Ebirn« (Erdbirnen) baut, ist das für Mensch, Vieh und Boden von Nutzen. Eine dominierende Rolle hat die »Potacke« in unserer Gegend nie erhalten (1912: 15%, 1934: 16%, 1947: 11%). Heute ist der Anbau rückläufig (ungefähr 10% des Ackerlands). Möglicherweise gilt nach wie vor der Leitsatz: Wir lieben die

Kartoffel erst dann, wenn sie durch den Magen der Sau gegangen ist. – Großen Schwankungen waren die *Sonderkulturen* unterworfen, die in den folgenden Abschnitten dargestellt werden.

#### »Der Hopf' is a Tropf«

In früheren Jahrhunderten war auch in unserer Gegend der Weinbau bedeutend. Das Kloster Heilsbronn deckte seinen erheblichen Weinbedarf zum Teil aus den Weinbergen von Bonnhof. Flurnamen, wie der »Weinberg« in Sachsen und »Am Weingarten« in Neuendettelsau (ehemals im Besitz der Gutsherrschaft) sowie die Bezeichnung »Weinstraße« für den Feldweg durch die Flur zwischen Reuth und Wernsbach (beginnend »am Weingarten«) geben weitere Hinweise. Noch 1868 wird von Traubenwuchs in der Jakobsruh berichtet.

Die Konkurrenz besserer (= Pfälzer) Sorten, Klimaschwankungen, vermehrter Schädlingsbefall und ein Geschmackswan-

del beim Verbraucher mögen die Gründe dafür gewesen sein, daß eine Änderung eintrat. Nach und nach wurde der Weinbau eingestellt, die alten Weinlagen wurden – teils durch Verordnung der Landesherrn – in Hopfengärten umgewandelt. Dieser Prozeß läßt sich für ganz Bayern nachweisen, insbesondere für den mittelfränkischen Raum. Der Hopfen wurde an Stangen zum Ranken gebracht, eine Anbauart, die besonders für die vom Wein verlassenen Hanglagen geeignet und in der aufzuwendenden Mühe dem Weinbau gleichzusetzen war. Mit diesem Wandel vollzog sich auch eine Änderung der Trinkgewohnheiten: Das Bier verdrängt den Wein als Volksgetränk Nummer eins.

In einem weiteren Kulturwandel wurden an vielen Orten die Hopfenanlagen inzwischen durch intensiven Beeren-, Obst- und Gartenbau ersetzt.

Für Neuendettelsau ist Hopfenanbau mehrfach zu belegen. In den Jahren 1809–1814 ließ Bayerns Minister Montgelas die landwirtschaftliche Nutzung des erst kurz zuvor aus den unterschiedlichsten Territorien zusammengesetzten Landes aufnehmen. Dabei wird für die meisten Dörfer in unserer Gegend eine Ernte zwischen 10 und 30 Zentnern angegeben. 1819 wird in einem Bericht über einen außergewöhnlichen Sturm, der Hopfenstangen von Bertholdsdorf bis nach Veitsaurach getragen habe, Hopfenanbau für das Aurachtal bezeugt. Auch auf der Hochebene gab es Hopfenkulturen; das Grundstück, auf dem 1854 das Mutterhaus der Diakonissenanstalt er-

richtet wurde, war ursprünglich der Hopfengarten des Schankwirts Förthner. In der Bittschrift aus dem Jahr 1891, in der es um die Erbauung einer Lokalbahn zwischen Wicklesgreuth und Neuendettelsau ging, wird für Neuendettelsau und Umgebung ein Ertrag von 200 bis 300 Zentnern genannt. Aich hatte 1899 sieben Hektar Hopfengärten.

Grundsätzlich ist festzustellen, daß im 19. Jahrhundert der mittelfränkische Hopfenanbau viel bedeutender war als anderswo. Allein die Stadt Spalt produzierte mehr als die gesamte Hallertau. Spalter Hopfen hatte wegen seiner vorzüglichen Qualität Weltgeltung, ein Ruf, den sich nach und nach auch die umliegenden Gemeinden werbewirksam zunutze machten. Dieses Spalter Land umfaßte zunächst nur die Gemeinden, die nicht weiter als zwei Wegstunden von der Stadt entfernt lagen. Schließlich wurde



»Hopfensiegel der Gemeinde Neuendettelsau, 4 1/2 St (unden) von Spalt« mit der Abbildung der 1864 errichteten »Blödenanstalt« (Originalgröße) (Foto: F. Weiß)

diese Grenze mehr und mehr erweitert. Denn der Hopfen des Spalter Umlandes stand in der Qualität dem der Stadt keineswegs nach.

Allerdings war es früher bei unlauteren Händlern durchaus üblich, minderwertigen Hopfen unter den guten zu mischen, was begreiflicherweise dem Geschmack des Biers, aber vor allem dem Ruf der Erzeugergemeinden schadete. Um diesen üblen Brauch abzustellen, wurde den Städten und Gemeinden ein die Echtheit garantierendes Siegel verliehen. So führte auch die Gemeinde Neuendettelsau ein eigenes Hopfensiegel, das noch heute im Gemeindegarchiv aufbewahrt wird. Es trägt als Siegelbild eine Darstellung der 1864 errichteten Pflgeanstalt (heute ältester Teil des Heilerziehungsheimes) und gibt an: »4 1/2 St. von Spalt.«

Im Bereich der Großgemeinde wird heute kein Hopfen mehr angebaut. Die Wernsbacher gaben als letzte auf. »Der Hopf is' a Tropf!« klagten unsere Vorfahren. Hatten Wetter und Schädlinge mal eine gute Ernte zugelassen, sank der Preis auf dem Markt. Schließlich war die Hallertauer Konkurrenz zu groß, Wettbewerb und Spekulation machten den Hopfenanbau zum Lotteriespiel. Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Anbaustopp verhängt. Nur wenige fingen danach wieder an. In der Nachbargemeinde Neuses gibt es 1982 noch bzw. wieder zwei Hopfenbauern. Zeugen der Vergangenheit sind hier und da noch die charakteristischen langgezogenen Dachgauben über den Trockenböden.

## *Flachs und Krapp*

Außer dem Hopfen erreichten nur wenige Nutzpflanzen mehr als eigenbedarfsdeckende Bedeutung. Am wichtigsten dürfte noch der Flachs anbau gewesen sein. Leinen war das am meisten gebrauchte Bett-, Tisch- und Kleidungstextil unserer Vorfahren. Die Zubereitung der Faser und des Stoffes war äußerst mühevoll, ein wohlgefüllter und geordneter Kammerschrank der Stolz der Frau und ein beständiger Wert.

Da das Flachsdörren und das nächtliche Flachsbrechen mit Feuergefahr verbunden war, wurde es in § 3 der »Neuendettelsaui-schen Feuerordnung« von 1764 eigens reglementiert: »Das flachsbrechen bey der nacht und auch beym mondschein ist und bleibt alles ernstes verboten, ingleichen auch das rocken-stuben-halten, und was das flachsdörren anbelangt, so muß dabey alle vorsicht gebraucht, in denen häusern gar kein flachs gedörrt werden.« Zugelassen war es lediglich in zweien der sechs Gemeindebacköfen, deren Errichtung man damals ins Auge faßte. Das Stichwort »Rockenstube« erinnert an die abendlichen Zusammenkünfte der jungen Leute des Dorfes, bei denen die Mädchen mit Hilfe des Spinn-Rockens das Spinnmaterial zu Garn verarbeiteten.

Nachdem der Flachs anbau unter der Konkurrenz der billigeren Baumwolle stark zurückgegangen war, stieg er in der Zeit des Dritten Reiches wieder an. Die Autarkiestrebungen der NS-Wirtschaftspolitik förderten einheimische Gewächse, um Devisen



Flachsernte

Riffeln des Flachses  
(Abstreifen der Früchte)

Rösten des Flachses

zu sparen. So sollte die zwar billigere, aber ausländische Baumwolle ersetzt werden. Der Flachsanzbau in Neuendettelsau (Altgemeinde) steigerte sich folgendermaßen:

1935	0,28 ha
1936	0,68 ha
1938	1,00 ha
1939	1,36 ha
1942	1,49 ha

1942 bauten 17 Betriebe Flachs an, darunter Hans Bischoff 30 Ar, Georg Brunner 23 Ar und die Diakonissenanstalt 33 Ar. Die Ernte wurde nicht mehr selbst verarbeitet, sondern abgeliefert. Bekannterweise ist der Flachs nicht nur für die Textilherstellung interessant, die Samen sind auch für die Arz-

neimittelherstellung und die Leinölgewinnung wichtig.

Noch für das Wirtschaftsjahr 1946 liegt eine Ablieferungsliste aus Aich vor, die eine Menge von drei Tonnen ergibt. Wenig später ging der Leinanzbau unter der Konkurrenz von Baumwolle und Trevira wieder stark zurück. Einige Geräte zur Leinenaufbereitung sind in der Gemeinde erhalten und werden z. T. von Diakon Siegfried Huber für das entstehende Heimatmuseum liebevoll betreut.

Außer dem Flachs ist eine weitere Pflanze von kulturgeschichtlichem Interesse: der *Krapp* oder die Färberwurz (Rubia tinctorum L.). Vor Erfindung der Anilinfarben (aus Kohle) dienten nämlich Pflanzenfarbstoffe zum Färben. Die roten Wurzeln des Krapps



*Brechen des Flachses mit Hilfe  
der Flaxsbreche*

*Schlagen mit dem Schwingmes-  
ser am Schwingstock*

*Hecheln des Flachses an der  
Flaxshechel*

wurden in der Heilsbronner Krappfabrik verarbeitet, die den Anbau dieser Pflanze im Umkreis förderte. Nachweislich wurde noch 1868 in der Jakobsruhe Krapp angebaut.

#### *Landwirtschaftliche Genossenschaften*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat die Landwirtschaft ins Maschinenzeitalter ein. Im großen geschah das durch den Dampfflug. Für die kleinen Betriebe Frankens ist das Kennzeichen der »neuen« Zeit die Einführung der Dreschmaschine. Natürlich war eine aus Dampfmobile und Dreschmaschine bestehende Garnitur für die kleinen Betriebe unserer Gegend zu kostspielig. Nach dem Vorbild der Arbeiter und kleinerer Handwerker organisierte man sich also

auch auf dem Land in Genossenschaften.

Hier bildeten 1891 29 Landwirte aus Neudettelsau, neun aus Reuth, fünf aus Haag, drei aus Watzendorf, zehn aus Moosbach, drei aus Aich und je einer aus Bechhofen, Birkenhof, Steinhof und Geichsenhof die Dampfdreschgenossenschaft. Man beschaffte eine Maschinengarnitur, die auch nach einer Umorganisation 1908 weiterhin ihren Dienst tat. In diesem Jahr wurde für den damals beachtlichen Preis von 7200 Mark eine weitere Maschinenanlage erworben. Fortan hieß die erste von 1891 die »Große«, weil mit ihr vorzugsweise die großen Bauern droschen; die 1908 gekaufte bekam in den dreißiger Jahren den Namen die »Mittlere«, weil eine dritte kleinere Maschine angeschafft wurde.



*Vor dem Anwesen Butz in der Bahnhofstraße wird gedroschen (11. September 1906), im Hintergrund das alte Haus Böhmländer (abgebrochen 1911). Die meisten der fleißigen Helfer auf dem Bild konnten dank der Mithilfe von Frau Margarete Rottler benannt werden: auf der Maschine von rechts Frau Fürwitt (geb. Beil), Schwarz (später verh. Errerd), Großmann; stehend von rechts Döllinger, unbekannt, unbekannt, Wirt Deuerlein, Böhmländer, unbekannt (Heizer), Dürsch, Hofer, »Loschers Ret« (Margarethe L., mit Getreideschaukel), Michel Fürwitt, unbekannt (Maschinist), Frau Dürsch (mit Besen), Maria Deuerlein, davor Babette Errerd, Marie Besenecker, Frau Errerd (mit Kleinkind), Barbara Fischer, Hans Schmidt (mit Strohband, lebt in Weißenbronn), unbekannt, Demas, davor unbekannt, Frau Butz, Frau Döllinger, Frau Schmidt (halb verdeckt), davor die Buben Kanzler und Geißelbrecht, die anderen unbekannt*

Ab 1936 gab es auch Dieselschlepper, die als Antrieb dienen konnten. Später verwendete man einen Elektromotor. Als zu Beginn der sechziger Jahre die ersten Mähdrescher aufkamen, bildeten sich kleine Maschinen-gemeinschaften; die Zahl der Benutzer der stationären Dreschanlage ging schnell zurück, so daß die Genossenschaft 1965 aufgelöst werden konnte. Die Vorsitzenden der Genossenschaft waren seit 1891 Johann Bischoff, seit 1905 Michael Vollet, seit 1908 Johann Kolb und seit 1935 Hans Herzog.

Die Maschinen gingen den Weg allen Alt-eisens, sie wurden verschrottet. Nur noch Bilder zeugen von den Tagen, als die Dreschmaschine auf dem Hof – oder für die Neuendettelsauer Kleinbauern auf der Bahnhof/Reuther Straße – stand. Das Dreschen war eine staubige, mühevoll-e Arbeit; natürlich mußte der Durst gelöscht werden. Der letzte Drusch wurde jedes Jahr festlich begangen.

Die in Neuendettelsau erzeugte Milch diente früher hauptsächlich der Deckung des Eigenbedarfs. Überschüsse wurden in die Diakonissenanstalt geliefert, später mit Pferdefuhrwerken in die Molkerei nach Windsbach gefahren. Schließlich war eine Sammelstelle eine dringende Notwendigkeit: 1933 wurde das Milchhaus vom Baron gekauft und die Milchlieferungsgenossenschaft gegründet. Erster Vorsitzender war Georg Wechsler. Nach dessen Tod übernahm 1951 Georg Böhmländer den Vorsitz. Zu dieser Zeit betrug die tägliche Milch-ablieferung 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>–3000 Liter von 70 Lieferanten.

Mitte der sechziger Jahre wurde die Ge-nossenschaft aufgelöst und in den heute noch bestehenden Milchverein umorgani-siert. Die Zahl der Bauern, die Milch liefer-ten, ging zurück. Heute sind es noch 19 mit einer täglichen Menge von knapp 1000 Li-ter. Die Molkerei würde die Milch heute am liebsten direkt am Hof abholen, allerdings müßte sie der einzelne Bauer gekühlt la-gern. Solche Kühlanlagen sind allerdings einigermaßen kostspielig. Bisher sind daher nur wenige Bauern zu dem neuen System übergegangen. Die Erhaltung des Milch-hauses ist für die kleineren Milcherzeuger wichtig. Den Vorsitz im Verein hatte schließlich Karl Ordner übernommen, der ihn auch heute noch innehat.

Zwei weitere genossenschaftsähnliche Vereine seien noch erwähnt: Vor dem Ersten Weltkrieg gab es einen Raiffeisenverein. Er betrieb unter anderem die Fäkalienanlage am Bahnhof. Einige Landwirte von Neuen-dettelsau (darunter Böhmländer, Brunner, Bischoff und Wedel) waren auch Pferde-züchter. Sie waren im Pferdezuchtverein zu-sammengeschlossen und verkauften ihre Fohlen an den Fohlenhof in Windsbach.

(Friedrich Weiß)



### *Quellen und Literatur*

Außer auf örtliche Überlieferungen und die Akten des Gemeindearchivs Neuendettelsau (Hauptgruppe 7) hat der Verfasser vor allem auf folgende Literatur zurückgegriffen:

- Ingomar Bog, Die bäuerliche Wirtschaft des Nürnberger Umlandes am Ende des Alten Reiches, in: Altnürnberger Landschaft, 3. Jahrgang, Heft 1, März 1954, S. 1 ff.
- Christoph Borchardt, Beitrag zur Kenntnis der bayerischen Agrarlandschaft im beginnenden 19. Jahrhundert, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München Bd. 40 / München 1955, S. 121 ff.
- Jens Mayer-Eming, Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan Neuendettelsau, Dinkelsbühl 1980 (einsehbar im Gemeindearchiv Neuendettelsau)
- Carl-Josef von Sazenhofen, Hopfensiegel einst und heute, in: Hopfen und Malz, Verlag für Behörden und Wirtschaft R. Alfred Hoeppner, München/Aßling 1966, S. 63 ff.
- Adam Schuster, Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte, Ansbach / Neuendettelsau 1963
- Wolfgang Steinbauer, Die ortsgeschichtliche Entwicklung von Neuendettelsau (unveröffentlichte Zulassungsarbeit 1961)
- Bettina Weiß, Neuendettelsau unter der Patrimonialherrschaft der Freiherrn von Eyb (unveröffentlichte Facharbeit, Neuendettelsau 1979)

## »Nicht tot möchte ich in dem Nest sein« (Löhe)

Neuendettelsau um die Mitte des 19. Jahrhunderts

»Ich bin 1 1/2 Stunden von Neuendettelsau (= in Bertholdsdorf) im Jahr 1836 Pfarrverweser worden, ohne zu wissen, daß es einen Ort dieses Namens gibt«, schrieb Löhe 1864 und fährt fort, »und als ich zum erstenmal hierher kam, um dem Herrn Pfarrer, der Kapitelsenior war, die Aufwartung zu machen, war mein Ausspruch: ›Nicht tot möchte ich in dem Neste sein‹.«

Löhe hat später notgedrungen seine Meinung geändert; sein Urteil über Neuendettelsau war aber nur allzu verständlich; denn Neuendettelsau präsentierte sich vor 150 Jahren alles andere mehr als anziehend. Ernst Lotze, der erste Konrektor der Diakonissenanstalt, nannte, als er 1855 zum ersten Mal nach Neuendettelsau kam, das Dorf in vornehmer Untertreibung »unansehnlich«. Wenig später äußerte er sich in seinen Lebenserinnerungen deutlicher: »Damals sah alles unsauber, vernachlässigt, abschreckend aus. Vor jedem Haus ein liederlicher Düngerhaufen, dessen feuchte Umgebung sich ganz nach Wohlgefallen ringsherum verbreitete.« Aus Johann Flierls Erinnerungen wissen wir, daß sich »fast bei jedem Haus ... ein Pumpbrunnen (befand) ... Die Brunnen waren allerdings fast alle so nahe an den Düngerstätten, daß es öfter vorkam, daß durch solche Nachbarschaft auch Brunnen infiziert wurden«.

Die Ortsstraßen selbst waren damals noch

unbefestigt. Bei Regenwetter starteten sie vor Schmutz und waren kaum passierbar, bei gutem Wetter wurde ihr Staub zur Plage. Der erste befestigte Weg dürfte der vom Pfarrhaus zur Kirche gewesen sein, den Löhe 1837 pflastern ließ, um seinen Talar auf dem Wege zum Gottesdienst nicht zu beschmutzen. Die vier Dorfteiche, die sich vor dem alten Pfarrhaus, am heutigen Sternplatz (untere Dorfsweh), an der Einmündung des Rottler-Gäßchens in die Bahnhofstraße (Riegelgaß-Dorfsweh) und an der Heilsbronner Straße vor dem heutigen Kindergarten (Froschlach-Weiher) befanden, mögen mit ihren schlammigen Ufern den Eindruck der Unsauberkeit unterstrichen haben. Hier tummelte sich das Federvieh; dem Großvieh dienten sie als Tränke (Froschlache) und im Brandfall als Löschwasserreservoir.

»Die Leute des Dorfes« – so heißt es in einer Beschreibung aus dem Jahre 1840 – »wohnen in kleinen armseligen Häusern und Hütten, die meistens mit Stroh bedeckt sind, was ihnen vollends das zu Boden gedrückte Aussehen gibt. Verputz und Anstrich kennt man kaum, und so gucken aus dem vielfach zerrissenen Mauerwerk kleine Fensterluken mit trüben schmutzigen Scheiben unter dem schwerfälligen Dache auf die Dorfgasse heraus. Es ist eine lange Reihe solcher Häuslein, von denen nur das Wirtshaus es wagt, sich ein wenig höher zu strecken... Und

endlich ein Blick hinein in die Häuser. In einer düsteren niedrigen Stube empfängt dich eine dicke Atmosphäre, feuchte, rissige Wände, ein Fußboden, den wer weiß wie viele Jahre kein Tropfen Wasser mehr berührt hat, ein Ungetüm von einem Ofen uralter Herkunft und dazu Tisch und Bänke, die ganz damit harmonieren. Den Leuten ist der Sinn für das Schickliche und Schöne ziemlich abhanden gekommen.«

Die in Fachwerkbauweise (Lehmwände) errichteten Häuser vereinten Wohnräume, Stall und Scheune in der Regel unter einem First. »Wenn es dunkelte«, so berichtete

*Das Anwesen Heckel am »oberen Tor« 1867/70. Das Haus Nummer 18 (südlich neben der alten Missionsanstalt, deren Erweiterungsbau es 1870 weichen mußte) zeigt den Typ des Einfirsthauses der Handwerker- und Gürtlerfamilien. 1667 im Besitz von Andreas Herbst, war es 1814 und 1835 Eigentum des Schneiders Leonhard Albrecht, 1854 des J. Georg Heckel (seine Initialen über der Haustüre) und 1867/70 des Zimmermanns Simon Heckel, der im Bild aus dem Fenster blickt; seine Ehefrau Kunigunde steht in der Türe. Vor dem Haus von links Schuhmacher Konrad Kanzler mit seinen Kindern (aus dem nächsten Dorfhaus), Tagelöhner Georg Meier (aus dem Haus gegenüber), der später nach Nordamerika auswanderte, dann Christoph Wening, der Baumeister des benachbarten Missionshauses, und der Bauwart der Diakonissenanstalt Johann Stapfer, Bauer Johann Meier (Vater des Georg Meier) sowie der Schuhmacher Johann Herbst; der Knabe ganz rechts wird als »Schulhausmeier« bezeichnet. Georg Meier trägt die lange weiße Schürze, die Ernst Lotze 1855 als charakteristisch für die Dettelsauer Männertracht bezeichnete. Vor dem Haus einer der »liederlichen Düngerhaufen«, die Lotze besonders auffielen, als er zum ersten Mal nach Neuendettelsau kam.*

*(Foto: Ausschnitt aus der Fotografie »Das Missionshaus in Neuendettelsau« 1867/70 im Archiv des Missionswerkes)*

Lotze aus der Zeit um 1855, »gingen die Leute mit brennenden Spänen in ihren Ställen usw. umher. Der humorvolle Ortspfarrer (Löhe) nannte die Häuser »Knallhütten« und stellte die Feuergefährlichkeit bestimmt in Abrede; denn alles sei mit einer dunklen Feuchtigkeit bis oben hinauf überzogen.« Die hölzernen Dachrinnen, wie man sie damals noch fast überall hatte, waren freilich ideale Feuerleiter, wie ein Brandfall aus den 60er Jahren beweist.

Den Besuchern Neuendettelsaus fiel vor allem die Niedrigkeit der Wohnräume in diesen Häusern auf. Lotze, der von



1855–1857 in dem kleinen Anwesen des Nachtwächters am Nordrand des Ortskernes wohnte (neben der Missionsanstalt), bemerkte mit freundlichem Humor, daß schon »der Eingang eine gewisse Vorsicht erheischte« und das Violinspiel unmöglich war, da man »sofort mit der Bogenspitze unliebsam an die niedrige Zimmerdecke stieß«.

In vielen Häusern herrschte durch die zunehmende Übervölkerung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allenthalben, besonders stark aber im Fränkischen, zu beobachten war, oft eine drangvolle Enge. Wenn Löhne in einer Predigt »die Übelstände der Schlafräume« geißelte, so wirft das ein erschreckendes Schlaglicht auf diese Zustände. Er meinte damit nämlich die »demoralisierenden Wirkungen«, die »das Zusammenschlafen von Eltern und Kindern, Heranwachsenden beiderlei Geschlechts, roher Knechte mit den Knaben des Hausvaters auf einem Lager, der Übelstand, daß die Schlafstellen der männlichen und weiblichen Dienstboten oft nicht einmal durch einen Verschlag geschieden seien, notwendig zur Folge haben«.

Neuendettelsau bestand 1854 aus 75 Häusern, in denen 127 Familien mit insgesamt 454 Personen wohnten. In jeweils drei von fünf Häusern lebten also zwei Familien zusammen, pro Haus im Durchschnitt sechs Personen.

Etwa ein Drittel der Haushaltungen waren 1854 Gewerbebetriebe (meist mit einer Zwerglandwirtschaft). Die Gemeindebeschreibung von 1854 nennt vier Weber, vier

Schuhmacher, drei Metzger, je zwei Schneider und Schmiede und je einen Bierbrauer, Gastwirt, Schenkwirt, Bäcker, Wagner, Büttner, Schreiner, Zimmermann und Strumpfwirker. Die Liste zeigt, daß sich der Ort damals noch nahezu selbst versorgte, auch im Textilbereich (Weber, Schneider, Strumpfwirker). Die Weber kamen allerdings schon bald und in dem Maße unter den Konkurrenzdruck der maschinell betriebenen Großwebereien, als Neuendettelsau Anschluß an den Überlandverkehr gewann.

Über den Lebensmittel-Einzelhandel in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts berichtet Johann Jakob Weigel in seinen Lebenserinnerungen: »Wohl war ein Metzger im Dorf, der vielleicht einmal im Monat ein Kühlein schlachtete, und ein Bäcker, der einmal in der Woche den Backofen heizte, aber weitere Geschäftsleute, die für Küche und Magen sorgten, gab es nicht. Am Hause des Dorfmetzgers hing wohl ein Schild mit der Aufschrift: »Spezereihandlung«. Aber wen einmal gelüstete oder wer einmal genötigt war, aus dieser Handlung Spezereien zu beziehen, der mußte erfahren, daß die Gesamtzahl der vorhandenen Artikel ein Dutzend nicht überstieg. Befand sich doch die ganze Spezereihandlung in einem einzigen eintürigen Schrank, der zur Seite 6 bis 7 Schubfächer hatte. Wer mehr brauchte und begehrte als Salz, Pfeffer, Essig, Lichter, Zucker und Zichorien, der war auf die nach Heilsbronn und Windsbach gehende Bötin angewiesen.«

Die einzige regelmäßige Verbindung zur Außenwelt stellte also der »Dettelsauer

Bote« dar, der täglich zur nächsten Poststation, nämlich Heilsbronn, unterwegs war. An eine Reise des Dettelsauer Boten in die Gegend von Hof, wo er sich nach einem Esel als Tragtier für seine Botengänge umgesehen hatte, knüpfte sich das Gerücht, das



Das Brezelwappen am Haus Hauptstraße 31. Das Haus war seit dem 17. Jahrhundert (vielleicht schon früher) Bäckerei. 1755 war es im Besitz des »Becks« Johann Simon Lingmann. 1810 gehörte es Georg Engerer, 1838 dem Bäcker Johann Paul Engerer.

(Foto: Dorle Lindenberg)

Feinde der kirchlichen Richtung Löhes in Umlauf setzten: Das Tier sei deshalb beschafft worden, damit Löhle am Palmsonntag auf einem Esel in die Kirche reiten könne. 1867 wurde Neuendettelsau selbst Poststation, 1874 auch Telegraphenstation, und 1894 erhielt es durch die Nebenstrecke Wicklesgreuth–Windsbach Eisenbahnan-schluß an die große Welt.

Rund 50 der 75 Haushaltungsvorstände waren 1854 Landwirte, z.T. Klein- oder Kleinstlandwirte (Gütler), die meist nicht mehr als 3 bis 8 ha Grund ihr Eigen nannten. Aus den Erhebungen zur Landvermessung des Jahres 1835 wissen wir, daß der durchschnittliche jährliche Rohertrag (Grund-steuerverhältniszahl) bei den 31 Gütlern des Ortes nur 72 Gulden betrug. Das war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. In der gleichen Zeit erwirtschaftete der Schloßherr Karl von Eyb aus seinen 222 ha einen Rohertrag von 2230 Gulden, das Dreißigfache also.

Der Grund für die starke Zersplitterung des ländlichen Grundbesitzes in Franken ist das Prinzip der Realteilung, d. h. das Recht, den Hof unter den Hoferben aufzuteilen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte auf diese Weise die Verarmung großer Teile der ländlichen Bevölkerung einen Grad erreicht, der die königliche Regierung zum Einschreiten veranlaßte. 1834 wurde ein Gesetz erlassen, das die Verehelichung nur dann gestattete, wenn die Brautleute eine ausreichende Existenzgrundlage nachweisen konnten. Auf diese Weise hoffte man weiteren Zuwachs der unterbäuerlichen Schichten zu drosseln.

In Neuendettelsau war wie andernorts auf dem Lande der Gemeindevorsteher und der Gemeindeausschuß für die Heiratsgenehmigung zuständig. Diese hatten vor allem die Lasten der Armenpflege vor Augen, auf die nur die Vollbürger der Gemeinde (verheiratete Selbständige) Anspruch hatten. Sie wandten deshalb das Gesetz von 1834 sehr streng an und verweigerten die Heiratsgenehmigung, wenn die Brautleute kein sicheres Einkommen oder ansehnliches Vermögen hatten.

Um die 60er Jahre verstarb in Neuendettelsau in größter Armut eine knapp 50 Jahre alte Frau, die außerehelich acht Kinder zur Welt gebracht hatte; vier von ihnen überlebten sie, das jüngste elf Monate alt. Die Kinder stammten alle von einem Mann, mit dem sie 20 Jahre lang verbunden war. Obwohl sich beide wiederholt, unterstützt vom Dorfpfarrer, um eine Heiratsgenehmigung bemüht hatten, war der Gemeindevorstand hart geblieben, da der Mann mittellos war.

In der Ansprache an ihrem Grab ging Löhe mit der Frau hart ins Gericht. Er nannte sie eine »arme Hure«, deren »Leben eine zusammenhängende Kette von Sünden und Elend« gewesen sei. Während seiner ganzen Amtszeit sei ihm niemand untergekommen, der es in der Schande so weit gebracht habe. In der anschließenden Leichenpredigt über Luk. 6, 36 (»Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!«) knöpfte sich Löhe dann aber vor allem den Gemeindevorstand vor und nannte ihn unbarmherzig, da er den Armen die Ehe verweigere und nicht »zur Ansässigmachung

hilft, da man doch Mittel und Wege finden könnte«.

Das Schicksal dieser Frau zeigt, daß das Gesetz von 1834 häufig seinen Zweck nicht erfüllte, nämlich den Bevölkerungszuwachs der Unterschichten zu drosseln; darüber hinaus ist es ein anschauliches Beispiel dafür, wie das Leben jedes einzelnen unter der Kontrolle von Staat und Kirche, von Gemeindevorsteher und Pfarrer stand. Die Zeiten waren freilich mittlerweile vorüber, in denen ein Versäumnis des Sonntagsgottesdienstes mit empfindlichen Geldstrafen geahndet wurde, wie es die Dorfordnung von 1670 verfügte. Dennoch wagte es noch zu Löhes Zeiten kaum einer, der Predigt fernzubleiben. Dabei behalf man sich freilich auf eine sehr eigenwillige Art.

»Die Männer auf den Emporen«, so berichtete Caroline Steinlein (später Pöschl), die 1859 in das Diakonissenhaus eingetreten war, »legten, sobald die Predigt begann, ihre Taschentücher vor sich auf die Brüstung und machten es sich zum Schlafen bequem, indem sie die Arme kreuzten und den Kopf darauf ruhen ließen. Die Frauen konnten zwar diese Art nicht mitmachen, ließen sich aber im Kirchenschiff in ihren Bänken den süßen Schlaf nicht weniger gut schmecken.« In einer Predigt über den Kirchenschlaf meinte Löhe deshalb: »Ja, ich würde euch sogar erlauben, eure Spinnräder mitzubringen, wenn ich gewiß wüßte, daß es helfen würde.«

Auch die jungen Leute bekamen das strenge Regiment des Dorfpfarrers zu spüren. In der »Sonne« waren Tanz und andere

weltliche Lustbarkeiten ohnehin verboten, solange der herzensfromme Johann Michael Ottmann den Gasthof führte. Doch auch der »öbere Wirt« (auf dem Gelände des heutigen Missionswerkes), zu dem die jungen Leute seither ihre Zuflucht genommen hatten, fiel weg, als Pfarrer Friedrich Bauer 1853 das Anwesen erwarb, um dort das Missionsseminar einzurichten. Seither hieß es scherzhaft im Dorf, wenn Bauer auf der Kanzel gestanden war, der »öbere Wirt« habe gepredigt.

Löhe selbst hatte schon 1844 seine Einstellung gegenüber den »jugendverderblichen nächtlichen Tänzen« deutlich signalisiert. Damals war ein uralter Rechtsstreit zwischen der Gemeinde Neuendettelsau und dem Schloßherrn, Friedrich Karl von Eyb, durch Löhes Vermittlung zu einem gütlichen Vergleich gekommen. Aus Freude darüber lud der Schloßherr die ganze Gemeinde, allen voran den Dorfpfarrer, zu einer Friedensfeier ein. Als Löhe hörte, der Schloßherr habe Musikanten bestellt und wolle einen Tanz veranstalten, ließ er ihm sagen, daß er nicht kommen werde, wenn getanzt werden sollte. Der Freiherr ließ ihm antworten, es werde während seiner Anwesenheit nicht getanzt werden. Löhe erwiderte, er werde nicht kommen, wenn überhaupt getanzt werde, gleichgültig, ob in seinem Beisein oder in seiner Abwesenheit. Es wurde also nicht getanzt. Als die jungen Leute gegen Abend im Wirtshaus dennoch das Tanzbein schwangen, hielt Löhe seiner Gemeinde in der nächsten Betstunde eine strenge Strafpredigt unter dem Motto:

»Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?« (5. Mos. 32, 6).

Von der Tracht der Dettelsauer Männer schreibt Ernst Lotze, der 1855 zum erstenmal nach Neuendettelsau kam: »Die ernsten Männer, die niedrige Stirn mit dunklem Haar bedeckt, das nahe über den Augen schnurgerade abgeschnitten war, trugen lange weiße Schürzen vom Kinn bis zur Fußspitze herab.« Einschränkend fügt Lotze allerdings an: »Eigentlich weiß habe ich sie nie gesehen.« Die Frauen trugen dunkle Kleidung, dunkelblau oder schwarz, dazu weiße Kopftücher. In der Diakonissentracht lebt sie abgewandelt heute noch fort.

Das außerkirchliche Gemeinschaftsbrauchtum war um die Mitte des 19. Jahrhunderts, soweit wir sehen können, nur wenig ausgeprägt, vielleicht auch erst unter dem Polizeidruck der Reaktionszeit (bis 1848) oder der strengen Kirchengucht des Dorfpfarrers verkümmert. Aus Haag wird 1873 berichtet, daß es dort eine »Rockenstube« gab. Rockenstuben sind ursprünglich abendliche Versammlungen von Frauen und Mädchen zum gemeinsamen Plaudern und Spinnen; in der Regel kamen auch die jungen Männer dorthin. Der Dettelsauer Dorfpfarrer beobachtete die Haager Rockenstube deshalb mit Argwohn, weil dort auch getanzt und Karten gespielt wurde. Besonders bedenklich erschien ihm, daß auch die jungen Burschen aus Bertholdsdorf dorthin kamen.

Der Epiphaniastag (6. 1.) war in Neuendettelsau »ein großer Schenktag. Da kommen« – so berichtet Therese Stählin (6. 1.

1864) – »die Bauern ins Pfarrhaus und bringen Mehl und Eier und Schmalz und Geld und alles mögliche für die Mission und für die »Akonissenanstalt.« In der Silvesternacht war es üblich, daß der Gemeindegärtner »das Neujahr anblies« und der Nachtwächter »Neujahr wünschte«. Lotze berichtet, daß um 1855 der Nachtwächter des Ortes »ein langer Mann mit Schleißebeinen« gewesen sei, und fügt hinzu: »Sein Nachtgesang war durchaus kunstlos.«



Die Hauptstraße in Neuendettelsau ca. 1955 (Blick nach Norden). Die moderne Fotografie läßt die bauliche Situation, wie sie im 19. Jahrhundert am »oberen Tor« (Engstelle zwischen der Missionsanstalt und dem Anwesen Zehnder) bestand, gut erkennen. Links das Löhhaus (ehem. Pfarrhaus), hinter dem Fotogeschäft die frühere Missionsanstalt (1867 ff.), rechts das ehem. Anwesen Zehnder (abgebrochen 1958) und davor die ehem. Volksschule (1842 ff.), abgebrochen 1958 (Foto: Fritz Lauterbach)



### *Quellen und Literatur*

Der Titel des Kapitels stammt aus einem Aufsatz Löhes über Neuendettelsau (1864): Gesammelte Werke, herausgegeben von Klaus Ganzert, Bd. 4, Neuendettelsau 1962, S. 403. Viele Details zu diesem Kapitel sind den »Erinnerungen an Wilhelm Löhe« von Ernst Lotze entnommen (hrsg. von der Diakonissenanstalt Neuendettelsau, Neuendettelsau 1956), einige auch der autobiographischen Skizze von Caroline Pöschel, geb. Steinlein (»Er läßt mich nicht allein« – Wunderbare Führungen im Leben einer Pfarrfrau, hrsg. von Adam Schuster, Neuendettelsau 1956). Löhes Predigten über »die Übelstände der Schlafräume« und die »arme Hure« hat Johannes Deinzer in seiner Löhe-Biographie überliefert (Wilhelm Löhes Leben, aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt, Bd. 2, Neuendettelsau 1935, S. 115 und 194 ff.). Die Schilderung Neuendettelsaus um 1840 (Verfasser unbekannt) ist der Concordia (Mitteilungen des Neuendettelsauer Missionskreises) 27 (1940) Nr. 84 (S. 300) entnommen. Die sozialstatistischen Angaben verdanke ich dem »Gemeinde-Buch der Landgemeinde Neuendettelsau« von 1854 (Gemeindearchiv) bzw. der Facharbeit der Kollegiatin des Laurentius-Gymnasiums (1977/79) Bettina Weiß über »Neuendettelsau unter der Patrimonialherrschaft der Freiherren von Eyb (1806–1848)«.

Die Lebenserinnerungen von Johann Jakob Weigel (1831–1900), zuletzt Dekan in Rothenburg o. T., sind auszugsweise veröffentlicht in der »Neuendettelsauer Chronik« (Mitteilungen aus der Evang.-Luth. Diakonissenanstalt) 48./55. Jahrgang (1962) Nr. 8 und 9, Seite 31 f. und 35 f. Über die »Rockenstube« in Haag findet man Näheres in meinem Aufsatz »Wie die Haager zu ihrer Glocke kamen« (Amts- und Mitteilungsblatt der Gemeinde Neuendettelsau 11, 1982, Nr. 3 vom 18. 2. 1982).

# Mein stilles und tätiges Leben

Wilhelm Löhe als Dorfpfarrer

»Ich habe viele die stille Aue verachten hören und ihnen ohne Störung meiner Freude an der Gegend für ihren Standpunkt recht gegeben... Aber, laß mir einmal an einem hellen, sonnigen Tage jemand nach Dettelsau kommen... Ich will ihn dann an die Fenster des Diakonie-Hauses führen, welches die höchste Stelle der Gegend einnimmt, und was gilt's: Er wird auch das stille Dettelsau schön finden.«

So schreibt Wilhelm Löhe im Jahre 1864 in seinem Kalender der Diakonissen-Anstalt. Er fährt fort: »Ein weiter Blick, ein großer Horizont, ein strahlender Himmel, eine Flur voll feierlicher Stille, wie wenn sich da ein immerwährender Sabbat des Herrn gelagert hätte... Eine solche Gegend hat nichts Weltliches; sie tut dem geistlichen Auge wohler als nahe Berge in einem engen Tal, und tönt etwa vom Kirchturme die Betglocke in die tiefe Stille, so kann es völlig Sabbat und das Herz zum Frieden und zur Freude gestimmt werden.« Dieser Mann aber hat bis zu seinem Bekenntnis zu Dettelsau einen weiten Weg zurücklegen müssen. Als er in Bertholdsdorf Verweser war und in Dettelsau den Senior des Kapitels aufsuchte, war sein Ausspruch: »Nicht tot möchte ich in dem Nest sein.«

Man kann dem Pfarrer Löhe am besten nahe kommen, wenn man in den Pfarrbeschreibungen liest, die er 1843 und 1864 er-

stellte. Hier findet sich neben dem obigen Satz auch die Darstellung seiner »Berufung« nach Dettelsau. Von ihr sagt er rückblickend: »Ich wundere mich, Landpfarrer zu sein, und meine Freunde über Gottes Wege.« Im einzelnen berichtet er: »Als ich in Bertholdsdorf Verweser war, machten mir einige Leute von Neuendettelsau den Vorschlag, beim etwaigen Abgange ihres jetzigen Pfarrers an seine Stelle zu treten. Ich wußte nichts von Neuendettelsau, erkundigte mich jedoch und gab zur Antwort, daß sie ja keinen Auftrag zur Frage hätten.

Acht Tage später kommen sie wieder mit dem Ortsvorsteher. Sie wollten beim Patron einen Fußball machen... Ich selber wäre je und je lieber Pfarrer in einer Stadt gewesen. Ich sagte ihnen: Wenn ich zur Zeit, da ihr Pfarrer wegzöge, noch keine andere Stelle hätte, so wollte ich mich um die Stelle bewerben.«

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Als der 24. Pfarrer in Dettelsau, Gottlob Weigel, fortzog, schrieb Löhe an den Patronatsherren eine Bewerbung. Und der nahm ihn an. Weigel war anfangs Rationalist gewesen, hatte sich dann aber der Lehre der Kirche wieder zugewendet. Löhe urteilt über ihn: »Er wirkte zur Besserung der Gemeinde und gehörte ohne Zweifel zu den besseren Pfarrern, deren die Gemeinde nicht viele hatte.« Das war 1837. Löhe bekommt also die Stelle,

aber er wird nicht, wie gewünscht, auch Verweser für die festgeschriebenen Monate zwischen einem Wechsel.

Vielmehr wird das sein Freund Tretzel. Löhe bietet dem Patronatsherren den Verzicht an. Aber er bekommt nicht einmal eine Antwort. So muß er am 1. August 1837 aufziehen. Dabei kommt nun Löhe in eine Gemeinde, durch deren Häuser eine Erweckung gegangen ist. Tretzel hat in der kurzen Zeit von sechs Monaten in großem Segen gewirkt, und Löhe fürchtet nicht ohne Grund, daß dies ihm den Anfang erschweren würde. »Meine Verwesertätigkeiten hatten manchem nachfolgenden Pfarrer den Anfang erschwert, nun kostete ich selbst die Bitterkeit und – dankte Gott dafür.«

Rückblickend schreibt er: »Ich habe eine schwere Zeit gehabt im lieben Neuendettelsau, ich habe sie noch; aber der Herr gibt dennoch Gnade! Ihm sei Dank für alles!« Und nachdem er sich vergeblich auf zwei andere Stellen beworben hat (Augsburg und Nürnberg) und sie nicht bekam: »Gott will mir in Dettelsau ebenso ein stilles als tätiges Leben erhalten und zum Segen meiner Seele werden lassen.«

### *Im Pfarrhause*

Löhe hatte im Blick auf die Stelle 1837 in Frankfurt Helene Maria Andreä geheiratet; nur widerstrebend hatte ihr Vater die Werbung zugelassen. Mit ihr durfte Löhe bis zu ihrem Tode im Jahre 1843 eine glückliche Ehe führen; so glücklich, daß er nie wieder geheiratet hat. »Ich lebte so friedlich und

freundlich mit ihr, als ich's nie gehofft hätte.«

Das Stadtkind tat sich freilich schwer. Denn große Einnahmen wies die Stelle nicht aus; Löhe hatte sich vorher gar nicht erkundigt und hat sich ein Leben lang mit schwierigen finanziellen Fragen herumschlagen müssen. Nur seine Schriftstellerei brachte ihm zusätzliche Einnahmen, aber auch sie blieben in späteren Jahren aus.

Helene nahm sich mit Lust und Eifer des Haushaltes an. Wo die eigene Erfahrung nicht ausreichte, lernte sie von anderen. Sie lernte das Spinnen, Seifensieden und Brotbacken. Da der Zehnte in Naturalgaben bestand, hatte das Haus zuweilen das Ansehen eines Bauernhofes. Löhe nannte seine Frau scherzhaft »meine Bäuerin«. Er schreibt etwa: »Die Gänse, die Helene in der vorigen Woche gerupft hat, haben großen Ruhm; ich muß einmal ums andere Barchent kaufen, so viel Kissen und Federbetten gibt's.«

Im Hause soll es »spuken«. Das wird später aufgegriffen und von der Behörde Löhe zur Last gelegt. Er selbst redet wenig darüber (die Leute um so mehr) und meint, wo das Evangelium klar verkündigt werde, spiele sich eben ein Kampf ab.

Löhe wurden vier Kinder geschenkt, drei Buben und ein Mädchen. 1838 wurde Ferdinand († 1906), 1839 Marianne († 1906), dann Gottfried 1841 († 1916) und zuletzt Philippus 1843 geboren; er wurde schon 1844 heimgerufen. Löhe hat seine Kinder trotz seiner ständigen Zeitnot bis zur Konfirmation selbst unterrichtet. Später muß ihm seine Marianne den Haushalt führen; ein Sohn



*Löhes Pfarrhaus ca. 1860, davor einer der vier Dorfteiche, rechts das Schulhaus. Das Fachwerk der Giebelseite war um 1850 verputzt worden. Löhes Arbeitszimmer war das Eckzimmer vorne unten.*

*(Fotografie im Besitz des Archivs des Diakoniewerkes)*

wird Buchhändler, einer Landwirt. Sorgen machen sie ihm mancherlei; besonders Marianne, die immer wieder zu einer Kur muß, die Löhe kaum bezahlen kann.

### *Der Tod kehrt ein ins Haus*

Am 24. November 1843 traf Löhe der wohl schwerste Schlag in seinem Leben: Seine Frau wurde ihm von der Seite gerissen. Am 26. November wurde sie dann »von ihrem

tiefbetäubten Witwer mit einer Grabrede beerdigt« auf dem Friedhof, den Löhe 1839 der Gemeinde geschenkt hatte. Sie starb an Typhus; Löhe hat ihr Sterben in einem kleinen Büchlein beschrieben. Die eigne Mutter war ihr 1843 vorausgegangen.

Löhes am Grabe verlesener Lebenslauf zeichnet sich durch Kargheit aus. Er verbirgt seinen Schmerz, wobei wir ahnen können, welch eine große innere Anstrengung es gewesen sein muß, die eigne Frau bestatten

zu müssen. Sie starb nach seinem Zeugnis im Glauben an den dritten Artikel: Ich glaube an die Gemeinde der Heiligen. Dies steht auch heute auf dem Grabstein der Familie. »Gerne hätte ich alles, alles als ihr Ehegatte dahin gegeben, um sie zu behalten. Ich hätte gerne alle meine Habe an die Armen verteilt, um mein Kleinod zu behalten. Der Herr nahm mein Gelübde nicht an. Ach Gott, ach Gott! Wie schwer wird es nun dem Ehegatten, sein Kleinod fahren zu lassen und Gott zu opfern.«

Der Ehefrau folgten 1844 sein Sohn Philippus und 1853 seine Mutter Maria Barbara, die zu einem Besuch bei ihm war. Am Grabe seines Sohnes las er: »Danket dem Herrn und lobet ihn für eure Seligkeit. Lasset uns unsere Toten lieben, wie ihr alle eure Nächsten liebet. Wir sind noch nicht dort. Wie schrecklich wäre es, wenn wir gar nicht hinkämen! Wir kämen dann nicht zu unseren seligen Toten.«

### *Im Hause des Witwers*

Da stand der Mann, vielbeschäftigt, allein mit seinen vier, seit 1844 nur noch drei Kindern. Wie sollte es weitergehen? Man drängte ihn, wieder zu heiraten. Aber er winkt ab. Er hat sein Leben lang an »seiner Helene« gegangen, und ihr Sterbetag war für ihn und seine Kinder immer ein besonderer Tag.

Den Haushalt führte ihm zunächst bis 1853 Sophie von Tucher und dann seine Tochter Marianne. Helfer und Freund war ihm der spätere Bezirksgerichtsrat Hommel,

mit dem er in den ersten Jahren Freud und Leid der Seele und des Leibes teilen konnte. Oft aß Löhe auch bei seinen Diakonissen, jedoch niemals, ohne den Preis zu erstatten. Er wußte, welche Abhängigkeiten hier entstünden.

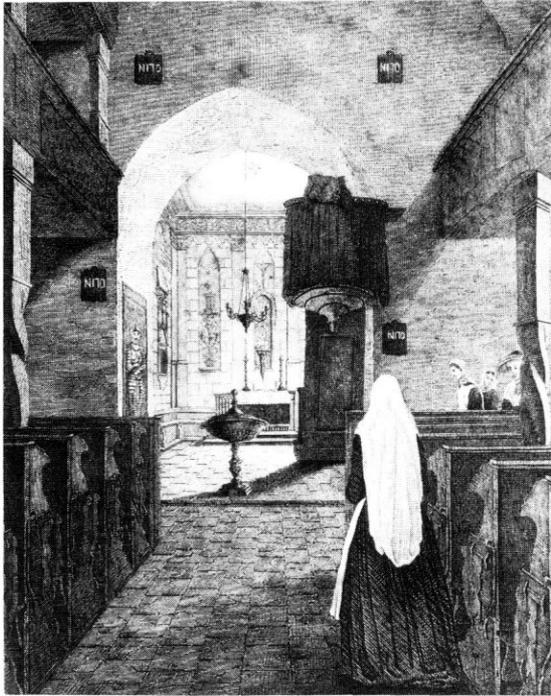
Es waren oft viele Gäste im Haus. Löhe ließ seine Kinder an allem teilhaben, auch erfuhren sie Erfreuliches aus der Gemeinde. So schreibt Löhe einmal an seine Tochter: »Deine Brüder schlagen die Hände zusammen und rufen ums Haus herum: ›Reuth ist eingepfarrt, Reuth ist eingepfarrt.«

### *Die Pfarrei Neuendettelsau*

Löhe kam nach Neuendettelsau, wie er es einmal selbst geschrieben hat: »Es ist ein Wunder ums Amt, das mich im Innersten schreckt und doch wieder hebt.« Was traf er an? Der Umfang der Pfarrei war im wesentlichen 1810 entstanden. Hier war festgelegt worden, daß Wernsbach, Bechhofen, Haag und die Froschmühle zur Pfarrei gehören sollten. 1832 kamen die Geichsenhöfe noch dazu; 1848 auch Reuth, das sich von der Gemeinde Weißenbronn löste; man fühlte sich dort besser aufgehoben.

Aber wie sah es in den drei Kirchen aus! Es waren in allen (wie im Pfarrhaus) große Reparaturen notwendig. Von der Kirche in Neuendettelsau (der Turm wurde 1692 gebaut) sagt Löhe: »eine der häßlichsten Kirchen der Umgegend.« Sie war baufällig; gingen die Leute von der Empore fort, so schwankte der tragende Balken beängstigend. Löhe tat, was er konnte. Eine umgrei-

fende Reparatur fand 1841 statt. Da die Kirche einem Neubau 1899 zum Opfer fiel, wollen wir hier Einzelheiten nicht weiter darlegen. Nur eine sei erwähnt: Bei der Setzung eines neuen Taufsteins fand sich ein Reliquienkästchen, das man der Patronatsherr-



*Das Innere des 1899 abgerissenen Vorgängerbaus der heutigen Dorikirche ca. 1855/60. In der Bildmitte der barocke Taufstein, der sich heute im Besitz der Familie von Eyb befindet, links davon der Grabstein des Hieronymus Gregor von Eyb und das spätgotische Sakramentshäuschen, die beide in die neue Kirche hinübergerettet wurden. Die Diakonissen im Vorder- und Mittelgrund tragen noch den Schleier, der um 1858 durch die Haube ersetzt wurde.*

*(Original im Besitz des Diakoniewerkes)*

schaft übergab und stattdessen in einem Glas ein Bekenntnis zur lutherischen Kirche einmauerte. Die Kirche war den Heiligen Nikolaus, Erasmus und Sebastian geweiht.

Es stand um die Kirche in Wernsbach nicht besser. Das Innere beurteilt Löhe als »abscheulich«. Löhes Freunde halfen finanziell bei der Neugestaltung mit; das Bild malte kostenlos ein Nürnberger Maler. 1870 stiftete Löhe einen Kelch, der noch heute benutzt wird.

Als die Einpfarrung von Reuth vollzogen war, konnte auch hier an der Kirche manches geschehen, was ihren Zustand verbesserte. Sie war den Heiligen Maria, Kunigunde und Johannes dem Täufer geweiht. Löhe ließ 1848 eine neue Kanzel aufstellen, öffnete ein Fenster im Chor wieder und sorgte für den Bau einer Sakristei. Übrigens bekam Löhe von dieser Stelle bis zum Freiwerden der Stelle in Weißenbronn keine Einnahmen; das änderte sich erst kurz vor 1872.

Ein Wort soll noch zum Friedhof gesagt sein. Löhe sah bei dem alten Friedhof, der um die Kirche lag, daß hier die Toten oft wieder ausgegraben werden mußten, um neuen Platz zu machen. So sehr er nun den Friedhof um die Kirche schätzte, dies schien ihm unerträglich. Er schenkte daher der Gemeinde einen Acker zur Anlage eines neuen Gottesackers. Die Gemeinde nahm sein Geschenk (1839) nur zögernd an; es gab Streit um die Nutzungsrechte und um die Errichtung der Mauer; auch war die Gemeinde beim Anlegen lässig und unwillig. Nach langem Hin und Her konnte die Weihe dann 1840 vollzogen werden.

Auch um das Pfarrhaus stand es nicht zum besten. Es war 1693 erbaut worden, hatte schon 1714 größere Reparaturen nötig gehabt und wurde von Löhe bei seinem Aufzuge auf eigne Kosten hergerichtet und 1850 umgebaut, so daß zwei neue Zimmer gewonnen werden konnten.

### *Geistliches Leben*

Wir haben schon bemerkt, daß Löhe nicht in eine »tote« Gemeinde kam. In der Gemeinde war eingeführt die Brandenburgisch-onolzbachische Kirchenordnung und Liturgie. Löhe hat immer darauf Wert gelegt, daß er nach ihr verfähre. Wenn es nun auch kein Haus gab, durch das nicht eine Erweckung hindurchgegangen war, so gab es doch manche Verwilderung. Vor allem der Feld- und Holzdiebstahl war im Schwange. Aber Löhe urteilt doch dreißig Jahre nach seinem Kommen: »Es ist gewiß, daß die Religion in der hiesigen Gemeinde noch eine Macht ist.« Die Gemeinde will christlich sein; den Hausgottesdienst findet er noch überall im Schwange. Die Wohltätigkeit ist gestiegen, und »seit 1656 hat die Gemeinde eine unerhörte Klingelsackeinlage«.

Vor allem die Liebe zum Abendmahl ist gestiegen, und die Beichten werden mit großem Ernst vollzogen. Bei seinem Kommen hatte Löhe der Gemeinde dargelegt, welchen Reichtum sie bis vor einigen Jahrzehnten in liturgischer Hinsicht besessen habe; es machte keine Mühe, hier wieder voranzukommen. Hier wird und wurde Löhe gern »Romanisieren« vorgeworfen. Man be-

schuldigte ihn, lutherisches Bekenntnis römisch-katholisch verstanden zu haben.

Bevor wir dieser Frage nachgehen, wollen wir einige Bemerkungen zum Leben der Gemeinde machen.

Es geht Löhe zunächst darum, jedweden Schlendrian in der Gemeinde zu brechen. So ist er weder zufrieden, wenn »man« im Frühjahr und im Herbst zu Beichte und Kommunion geht, noch ist er beruhigt, wenn Konfirmanden bis zu 184 Lieder auswendig können. Er will auch nicht, daß nach Wiedereinführung der Einzelbeichte (1843) fast die gesamte Gemeinde zu dieser Beichte geht. Immer ist Löhe dabei, neue und alte Gewohnheiten zu brechen, sie gar nicht aufkommen zu lassen; es soll dem echten Bedürfnis Raum gegeben werden. Er wechselt bei den Beichtformen zwischen der einfachen Formel, dem Gespräch und der Ansprache ab; er mahnt, man solle die allgemeinen Beichten gebrauchen, und stellt im Blick auf die Konfirmanden, mit denen er gesondert Beichte hält, fest: »So völlig zum Ekel wird dem Menschen das Gute, wenn es durch Zwang ihm eingepägt wird. Man lernt ohne eigne Lust überhaupt nicht; am wenigsten aber das Geistliche, welches nur auf dem Boden der Liebe wächst und gedeiht.«

Löhe erschrickt, wenn Gemeindeglieder bis zu zwanzigmal zum Sakrament gehen. Trotzdem will er auch diesem Bedürfnis Raum geben, indem er in der Gesamtgemeinde fast an jedem Sonntag in einer Kirche Abendmahl hält.

Bei der Beichte nun spielen die Kirchen-

vorsteher eine besondere Rolle. Wie kann ein Pfarrer seine Gemeinde so gut kennen wie sie? Hier sollen die Vorsteher zur Zucht und Buße mitwirken. Dies geschieht durch Übung nach Matthäus 18, wo geschrieben steht, daß einer auf den anderen achthaben und ihn ermahnen soll; Matthäus 16 mit der Vollmacht der Sündenvergebung ist nach Löhes Meinung allein dem »Amt« vorbehalten.

In seinen »Neuendettelsauer Briefen« hat Löhe beschrieben, wie die Einführung der Einzelbeichte nach einer generellen Genehmigung durch die Regierung in der Gemeinde begann. Es ist dieser Bericht ohne Frage auch ein Erweis der außerordentlichen Persönlichkeit Wilhelm Löhes. Er hat eine Beichtzeit angesetzt und findet eine Kirche voller Leute, die alle beichten wollen. »Der erste, der hereinkam, war ein alter und starker Mann, welcher sich in den kirchlichen Ämtern manchmal nicht sehr willig und freundlich gezeigt hatte. Ihm sagte ich, es solle jedem sein freier Wille gelassen werden. Aber da sagte er unter Tränen: ›Ich will beichten.««

Löhe berichtet von einem Mann, der merkte, daß Löhe vom vielen Beichthören müde geworden war. Dieser sagte: »Ich will nichts als die Absolution hören. Sie dürfen mir's vor Gott glauben, daß ich mich als armen Sünder erkenne und allein durch die Vergebung selig werden will. Sprechen Sie mir die Vergebung zu!« Löhe wird man recht geben müssen, wenn er urteilt: »Niemals war der Geist und das Leben der Gemeinde so blühend und schön, als wenn gerade der

Geist des Herrn zur Beichte den vollen Segen gegeben hatte.«

Löhe geht auch gegen Tanz und unlautes Wesen vor und hat manchen Strauß mit seinen Wirten auszufechten. Wie es dabei auch zugehen konnte, erfahren wir aus einem Brief Ludwig Katterfelds an seine Eltern: »Da waren z.B. Maurer versammelt. Sie hatten in der Anstalt einen Bau vollendet und wollten nun einen guten Tag pflegen. Laut erscholl das Gebrüll in der sonst so ruhigen Wirtsstube. Wie diese Gesellschaft aus dem Hause schaffen? Neben der Stube befand sich der große Backofen. Als dann die Aufforderung heimzugehen nichts fruchtete, hieß es: ›Marie, eingeschürt!‹ In wenigen Minuten entwickelte sich eine große Hitze, und die muntere Schar räumte das Feld. Im Winter wird dies mit Qualm gemacht.«

### *Im Ringen um die Gemeinde*

Löhe hatte bis in sein Alter aber auch viele Kämpfe in der Gemeinde zu bestehen. Bei ihrer Beurteilung muß man den Schlüssel kennen, dessen sich Löhe in seiner Arbeit bedienen wollte. »Ich habe mir nur eine Aufgabe gemacht, von der lasse ich nicht mehr: alles und alles nicht nach Menschenmeinung, sondern nach der Heiligen Schrift. Schriftgemäßheit ist mein Prinzip für Lehre und Leben.«

Man muß aber noch hinzufügen: Löhe schonte sich selbst in seinem Ringen um die Gemeinde in keiner Weise. In allem wollte er mit gutem Beispiel vorangehen. Er pre-

digte jahrzehntelang dreimal in der Woche. Er erwirkte die Erlaubnis, in Wernsbach wöchentlich zwei Gottesdienste halten zu dürfen; seit 1856 waren auch dort und in Reuth zwei eigene Abendmahlsfeiern erlaubt. Auch wenn Löhe festhält (wohl für seinen Nachfolger?), daß dies ein Recht, aber keine Pflicht sei, wie gern ist er in das Kirchlein nach Wernsbach gepilgert! Und den letzten Weg mit seiner Frau dorthin hat er zu einem Gottesdienst gemacht. Zählt man die Predigten, bedenkt man, daß Löhe an Festtagen bis zu viermal am Tag zu predigen wußte, welche Summe kommt dann zusammen! Man rechnet in 30 Jahren mit 6000 Predigten. Dabei hat er sich nie wiederholt und hatte darin seine Wirkung, daß er beim Hörer Phantasie, Erkenntnis, Gefühl und Willen gleichermaßen in Anspruch nahm.

Vor allem aber ging er seinen Kranken nach. Dies lernten bei ihm auch alle, die ihm zur Seite standen. Ludwig Katterfeld hat darüber Wesentliches nach Hause berichtet und später in seiner Arbeit in den baltischen Provinzen befolgt. Es wird berichtet: »Unter Löhes Zuspruch, seinen Gebeten und Segnungen wuchs den Sterbenden der Todesmut und die Todesfreudigkeit. Die sieghafte Glaubensseligkeit, die Löhe beseelte, hatte etwas Hinreißendes und lieh mancher zaghenden Seele Flügel.«

Aber die Kämpfe blieben nicht aus. Wir wollen nicht von offenbaren Mißverständnissen sprechen, auch wenn sie Gegenstand einer Anzeige waren. Auch darf übergangen werden, was sich infolge der Versetzung eines Schullehrers nach erwiesenem Holz-

diebstahl alles abspielte. Löhe ist hier souverän. Aber er kann doch die Frage ans Dekanat nicht unterdrücken, »ob es gut ist, das Ansehen des Pfarrers durch die Verhöre bei seiner Gemeinde zu schwächen«. Es ging natürlich vor allem um die Zucht bei Abendmahlen. Bis zum Gericht trieb ein Gemeindeglied seine Sache, freilich ohne Erfolg. Am Ende, als Löhe schon längst den Weg zum Sakrament geöffnet hatte, ging es dem Klagenden nur noch ums Prinzip, und das Geistliche war ein schöner Vorwand. Es sollen hier nur zwei Streitfälle genannt werden.

#### *Frage der Krankenölung*

Wenn man diese Auseinandersetzung recht verstehen will, muß man sich in Erinnerung rufen, was wir Jakobus 5 lesen: »Ist jemand unter euch krank, dann rufe er die Ältesten der Gemeinde zu sich, damit sie über ihm beten und ihn mit Öl salben im Namen des Herrn. Und das Gebet, das im Glauben geschieht, wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten« (Jak. 5, 14f.). Diese Stelle hatte 1215 zur Ausbildung des Sakramentes der »Letzten Ölung« geführt (heute spricht man in der römisch-katholischen Kirche von Krankensalbung).

*Wilhelm Löhe 1833, Bleistiftzeichnung mit Autograph Löhes (Phil. 3, 8–9). Das Bild, das Löhe am 16. Juni 1833 seinem Bruder Georg gewidmet hat, befindet sich heute im Archiv des Diakoniewerkes.*



„ Ich richte es Alles hier Befanden jungen der unbekanntlich  
„ Bekanntheit Christi Hrn, meine Hrn, im wahren  
„ willen ist Alles sehr für Befanden gemacht in richte  
„ es für mich, auf das ist Christi gewinne in in  
„ ihm anfinden werden; das ist nicht sehr meine Ge,  
„ rechtigkeit, die sich dem Gafely, fond. die Durs den  
„ Oflanden an Am. Land, nämli die Gerechtigkeit, die  
„ von Gott dem Glauben zugewendet wird. Phil. 27. 11.  
J. H. W. Lohr.

Die Reformation ließ die Handlung stehen, wollte sie aber nicht als Sakrament sehen. So kam es, daß sie weithin wegfiel.

Nun lebte in einem Haus der Diakonie eine baltische Dame, die um den Vollzug der Handlung bat, auch weil sie dies von der Kirche ihrer Heimat noch kannte. Im Gehorsam gegen die Schrift besprach sich Löhe mit seinen Kirchenvorstehern und nahm dann die Handlung auch in ihrem Beisein vor (anwesend waren auch noch die Oberin und seine Vikare Lotze und Bauer). Weitere »Salbungen« erfolgten nicht; die Gemeinde nahm davon auch keine Notiz. Nun bat aber der Schriftleiter eines kirchlichen Blattes um die Erlaubnis, die Ordnung abdrucken zu dürfen, die Löhe dafür entworfen hatte.

Damit brach der Sturm los. Nun hatte sich doch endlich erwiesen, daß Löhe auf dem »Wege nach Rom sei«. Löhe sollte, so forderte das Konsistorium in Ansbach, einen Verweis bekommen und ihm strikte untersagt werden, weitere Handlungen vorzunehmen. Und weil Löhe in einem Bericht von seinem kranken Sohn erzählte, der im Delirium nach der Handlung gefragt habe, müsse auch sein Unterricht kontrolliert und die Frage beantwortet werden, ob denn das ganze Diakonissenwesen sich noch mit den Grundsätzen der lutherischen Kirche verantworten lasse.

Man sieht, es hatte sich viel aufgestaut, was nun zur »Entladung« kam. Löhe gab zu Protokoll: »Ich bin lutherisch und, wie bekannt, ein Eiferer für die Erstellung lutherischer Zustände und Ordnungen. Meine Liebe zur lutherischen Kirche hat mir die

Augen geöffnet für Mängel und Mißbräuche. Nun, darf ich dieser Kirche nicht mehr dienen, so werde ich die kleine Kraft, die ich etwa noch habe, nicht einen Augenblick aufdrängen, sondern im großen Frieden in meine Stille gehen.«

Hier muß freilich berichtet werden, was sich 1851 begab. In diesem Falle nämlich hatte die Gemeinde bemerkt, daß Löhe sich mit dem Gedanken trug, aus der Kirche auszutreten. Da sie das unter keinen Umständen zulassen wollte, verfaßte sie eine Resolution, die Löhe den Rücken stärken sollte. »Er sah, daß sich seine Herde von ihm wollte weiden lassen.« Ohne diese Rückenstärkung hätte Löhe wohl weder diese noch die folgende Krise überstehen können.

### *Löhes Suspension*

Der unmittelbar nachfolgende »Fall« führte zu Löhes Dienstenthebung. Wenn man ihn betrachtet, muß man sich klar machen, daß eine Ehe damals (Errichtung der Standesämter erst 1875) nur durch den Pfarrer rechtlich geschlossen werden konnte.

Unter dem 8. März 1860 erstattet Löhe Bericht ans Dekanat von einem Traubegehren, dem er nicht entsprechen könne und wofür er auch kein Dimissoriale (Genehmigung) für die Eheschließung an einem anderen Ort durch einen anderen Pfarrer ausstellen könne. Dem Fall lag folgender Sachverhalt zugrunde: Ein Ehemann, 1848 getraut, betrieb schon ein Jahr später seine Scheidung; er bringt es durch sein Verhalten so weit, daß die Frau aus seinem Haus weicht. Auch Löhe

kann sich bei einer Vermittlung nur mit Mühe des wütenden Mannes erwehren. Nach elf Jahren kann die Ehe endlich geschieden werden. Aber die Frau wird schuldig gesprochen, weil sie ihren Mann verlassen habe. In der Zwischenzeit hat der Mann sich aber mit einer zweiten Frau eingelassen und mit ihr zwei Kinder; nun will er, wie er freimütig sagt, des Geldes wegen (wie bei der ersten!) eine dritte ehelichen. Seit Jahren hielt sich der Mann – folgerichtig – von der Kirche fern. Löhe schreibt: »Es ist dies einer von den Fällen, wo man es wagen muß, Gottes Wort menschlichen Deutungen vorzuziehen.«

Aber das Konsistorium weist Löhe an, die Trauung vorzunehmen, auch wenn es ihm schwerfalle. Denn was bleibt bei der gesetzlichen Lage auch anderes übrig? Löhe aber will lieber seine Stellung aufgeben, als gegen sein Gewissen handeln; der Dekan bemerkt, daß kein Pfarrer der Umgegend die Trauung vornehmen könne, wolle er es nicht mit seiner eigenen Gemeinde völlig verderben. Denn wenn man auch Löhe in diesem Falle nicht in allen Punkten beistimme, so müsse man doch, was sein sonstiges Handeln betreffe, auf seiner Seite stehen. Es gebe in den Gemeinden keinen, der nicht frage, warum in diesem Falle die Frau die Schuldige sein solle.

Da nun aber der Mann vom Gesetz her ein Recht auf die Trauung hatte, blieb dem Konsistorium nichts anderes übrig, als Löhe zu suspendieren. Dann erst konnte eine Möglichkeit gesucht werden, die Trauung anderwärts zu vollziehen. Am 5. Juli 1860

nahm der Dekan, sicher nicht leichten Herzens, die Handlung vor. Löhe erklärte dabei: »Ich beklage vor den Ohren des Erzhirten, der uns richten wird, den Zustand der lutherischen Landeskirche in Bayern. Sie bindet Pfarrern deshalb die Hände, weil sie den Hirtenstab nach dem Sinne des Erzhirten führen. Der Herr sehe darein und schaffe in baldem die Möglichkeit, daß die Hirten in allen Fällen ihr Amt führen können, ohne dafür leiden zu müssen.«

Zwar wurde die Suspension, wir würden sagen: der Wartestand, schon am 26. 7. 1860 aufgehoben, nachdem Pfarrer Kündinger aus Petersaurach das Dimissoriale ausgestellt hatte, aber es zog sich alles in die Länge (heute ein Aktenberg von 500 Seiten!), weil Löhe eine Rehabilitation vor seiner Gemeinde wollte und auch zu wissen begehrte, ob das Konsistorium ihm denn einen Platz in dieser Kirche überhaupt einräumen wolle und könne. Erst ein Gespräch, an dem auch sein Freund Hommel teilnahm, brachte eine Lösung, und Löhe trat sein Amt am 17. September 1860 wieder an.

### *Weite Ausstrahlungen*

Wilhelm Löhe wollte Seelsorger sein, als Prediger, als Liturg und in seinem Amt als Pfarrer der Gemeinde. Sein Ringen um die Kirche, um ihr Wesen und ihre Gestalt sowie sein missionarisches Handeln werden in einem eigenen Beitrag dargestellt. Aber seine Wirkung auf Zeitgenossen und ins kirchliche Leben anderer Gemeinden hinein, sein

Einfluß auf die vielen, vielen Besucher war auch, abgesehen von diesen weltweiten Bestrebungen Löhes, ungeheuer groß.

Dafür gibt es viele Zeugnisse. In der Pfarrchronik von Oberzenn kann man lesen (der berichtende Pfarrer war nicht sehr erfreut), daß ein Seilermeister namens Ries oft schon am frühen Sonntagmorgen aufbrach, die Schuhe auf seinem Rücken, und sich auf den Weg nach Dettelsau machte. Dort nach fünf Stunden angekommen, mußte er in der überfüllten Kirche stehen, blieb über Mittag zur Christenlehre und kehrte dann nachts wieder heim. Die Schuhe zog er nur in der Kirche an. Dieser Mann suchte geistliche Erbauung für sich und sein Haus. Andere wieder, wie der Lehrer Reiner aus Flachslanden, verpflanzten liturgische Stücke, wie sie etwa an Weihnachten zu hören waren, in ihre Heimat, wiederum nicht immer zum Entzücken des eignen Pfarrers. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Löhe eine Erweckung kirchlicher Art bewirken durfte, wobei ihm besonders die pastorale Begleitung all dieser Strömungen wichtig war.

Die Frage ist müßig, ob er mit seinen (zum Teil auch gedruckten) Predigten heute vergleichbare Wirkungen hätte haben können. Das Thema »Kirche« lag damals gleichsam in der Luft, und auf diese Fragen gab er Antwort. Die Erneuerung der Kirche und ihrer Gemeinden war sein Ziel; eine Erneuerung, die aus dem Verstehen der Schrift kommen sollte, wie es die Bekenntnisse der lutherischen Kirche wiesen. Dabei behielt sich Löhe durchaus vor, die Bekenntnisse nach der Schrift zu korrigieren, wie er es

dann auch im Blick auf die Fragen der Wiederkunft Christi getan hat.

Es soll hier nur noch von einem Bericht gesprochen werden, den uns der schon genannte Ludwig Katterfeld in seinen Briefen hinterlassen hat. Er hat den Gedanken der Diakonie nach dem Baltikum getragen und dort im Sinne Löhes zu wirken versucht. Wir erwähnen seine Darstellung auch im Blick auf den Missionsdirektor Katterfeld, der 1962/63 die Missionsanstalt leitete und nach seiner Neuguinea-Reise zu früh von uns genommen wurde.

Seine erste Begegnung mit Löhe gewährt uns einen Blick in die Persönlichkeit dieses Mannes. Katterfeld kam als Student von Erlangen herüber – wie viele, viele andere –, um Löhe zu hören. Und da er an diesen in einer längeren Darlegung seine Gedanken zur Diakonie niedergeschrieben hatte, wurde er gleichsam von Löhe bestellt. Man schrieb das Jahr 1867.

»Ich erfuhr, daß Herr Pfarrer mich erwartete. Ich war zu aufgeregt! Ich machte erst einen Gang durchs Dorf. Allmählich hatte sich der Sturm etwas gelegt, und ich öffnete die Tür des Pfarrhauses. Schwester Ursula, die Pflegerin des Herrn Pfarrer, von der ich behaupten möchte, daß sie nie zu lachen verstanden hat, empfing mich und meinte mit der ihr eigenen Verdrießlichkeit, der Herr Pfarrer werde gleich diktieren. Mehrere Diakonissen standen mit ihren Mappen schon parat... Da hörte ich Mannestritte, sie kommen die Treppe herunter, Löhe stand vor mir. Mit dem Ausdruck aufrichtigen, väterlichen Wohlwollens heftete er seinen

Blick auf mich. Er verletzte nicht, und dennoch fühlte ich es ihm an, daß er in meiner Seele las... Ich konnte kaum antworten... Es ist mir, als ob er mich noch immer aus seinen blauen Augen anschaute; den Blick vergesse ich nie.«

Katterfeld ist lange Zeit bei Löhe als sein Helfer geblieben, durfte in Ansbach sein Examen machen und viele Eindrücke von Dettelsau mit heimnehmen. Er kann nicht genug von den vielen Begegnungen berichten, die er hatte. Von einer Weihnachtswche berichtet er: »Hier lebt ein Stück Kirchengeschichte.« Und er stellt kurz fest: »Nach Neuendettelsauer Praxis ist nicht Belehrung, sondern Anbetung der erste Zweck des Gottesdienstes.« Es ist aber festzuhalten, daß Löhe ihm die Freiheit ließ, sich eigenständig zu entwickeln; ein »Löheaner« ist er nie geworden und sollte er auch nie werden.

### *Altwerden und Tod*

Immer wieder mußte Löhe aussetzen. Mit den Mitteln aus seiner Schriftstellerei konnte er mehrere Kuren bestreiten (die ihm aber selten halfen und ihm wegen des »faulen Lebens hier« nicht gefielen). Zwar bekam Löhe schon bald, 1857, einen Vikar, den er aus eigenem Einkommen zu besolden hatte; es war Ernst Lotze, später trat an seine Seite noch Inspektor Bauer. Aber im ganzen wurde deutlich, daß er seine Kräfte zu schnell verzehrte. Aus den Briefen der späteren Oberin Therese Stählin kann man er-

sehen, was die Krankheitszeiten für Dorf und Anstalt jeweils bedeuteten. Ein Kurarzt riet ihm, er solle nicht so viel arbeiten und sich vor Aufregungen hüten. Wie konnte dieser gute Mann wissen, in welchen Aufgaben und welchem Ringen sein Patient stand!

War Löhe schon nach eigenem Urteil 1854 angeschlagen, so traf ihn 1863 während einer Abendmahlsfeier ein leichter Schlag, dessen Folgen jedoch behoben werden konnten. Aber sein Nierenleiden machte ihm mehr und mehr zu schaffen. War er im Jahr 1871 durch viele Krankheitsnöte gegangen, so begann das Jahr 1872 doch für ihn als ein Jahr voller Freude. Viele Segenswünsche erreichten ihn, die ihm sichtlich Mut und Kraft gaben. Nach dem Mittag begab er sich ein Stündchen in seinen Lehnstuhl, die einzige Bequemlichkeit, die er sich bislang gegönnt hatte. Bald aber begehrte er, zu Bett gebracht zu werden. Das war ganz ungewöhnlich. Kaum war dies erfolgt, griff er mit beiden Händen nach dem Kopf; dann lag er besinnungslos.

Sein Biograph Deinzer berichtet weiter: »Wir konnten nichts tun als seufzen für die im Todeskampf ringende Seele. Wie einfach und bescheiden, wie gar nicht glorios war der Todesgang dieses Knechtes Jesu... Nichts von all dem, mit dem er einst die Sterbebetten zu verklären wußte, war bei seinem Todesgange zu spüren. Aber auch wenn keine Herrlichkeit, so war da doch tiefer Friede, feierlicher Sterbensfriede um ihn her... Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren.«

Am 2. Januar 1872, nachmittags um 5 1/4 Uhr verstarb Wilhelm Löhe im Alter von 64 Jahren. Auf »seinem« Friedhof, heute noch im Besitz der Kirchengemeinde, ist er bestattet und harret der Auferstehung.

(Werner Ost)



#### *Quellen und Literatur*

Dieses Kapitel fußt im wesentlichen auf Löhes »Pfarrbeschreibungen« von 1843 und 1864, die im Pfarrarchiv Neuendettelsau aufbewahrt werden. Darüber hinaus wurden die von Klaus Ganzert herausgegebenen Gesammelten Werke (Neuendettelsau 1951 ff.) und Johannes Deinzers Löhe-Biographie (3 Bände, 1873–1892) herangezogen.

## »Brüder, steht auf in Gottes Namen!«

### Löhe und die Neuendettelsauer Missionsanstalt

Wer auf der Autobahn von Nürnberg nach Südwesten fährt, findet gleich hinter Schwabach eine große Anzeigetafel: »Neuendettelsau«. Neuendettelsauer selbst nehmen das mit Freuden zur Kenntnis; aber sie geben sich selten Rechenschaft darüber, daß diese Bezeichnung eines kleinen Ortes an der Autobahn zugleich auf seine weltweite Bedeutung hinweist, die er durch die von Wilhelm Löhe begonnene Missionsarbeit gewonnen hat.

#### *Bei einem Gang über den Dorffriedhof*

mag manchem Besucher diese Arbeit schon deutlicher werden. Findet er doch am Eingang das Grab Wilhelm Löhes und ihm gegenüber das Grab Friedrich Bauers. Er war die Seele des Missionsseminars, und die Inschrift auf seinem Grabstein sagt zu Recht: »Ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt.« Er ist zwei Jahre nach Löhe verstorben (1874).

Geht man durch die Grabreihen, so findet man die Ruhestätten der Brüder Johannes und Martin Deinzer, man liest die Namen Stirner und Sabel und geht an vielen Gräbern vorbei, die Missionsgeschichte bedeuten: am Grab Johann Flierls, an dem Christian Keyßers und vielen anderen. Sie warten der Auferstehung als Glieder der Gemeinde Jesu Christi. Löhe hat es so ausge-

sprochen: »Die Kirche, die Gemeinde der Heiligen hat Befehl und Verheißung zur Mission vom Herrn. Alle Glieder der Kirche sind eben, weil sie diese sind, von Rechts wegen Teilnehmer an der Heidenmission.« Wie konnte Löhe als Gemeindepfarrer daher für sich anders handeln, als den Ruf aufzunehmen, der ihm zukam?

#### *Kümmerliche Anfänge*

Seit seiner Studentenzeit hatte Löhe ein Herz und einen Sinn für die Mission. Das zeigt sein 1827 in Fürth gegründeter »Missionskranz«. Als er später, schon Pfarrer in Neuendettelsau, den Aufruf eines Pastors Wynecken liest, den Auswanderern in Nordamerika geistliche Hilfe zu leisten, wendet er sich sogleich an die Leser des Nördlinger Sonntagsblattes (1841). Er fragt: Wer ist bereit, sich ausbilden und senden zu lassen? Er weist hin auf 800 unversorgte Gemeinden lutherischen Bekenntnisses, denen nur 300 Pfarrer zur Seite stehen. Wie sollen diese Seelen im Glauben erhalten werden? »Die Behörden sorgen nicht fürs geistliche Leben der Bürger. Fragt denn die evangelische Kirche in Deutschland nicht nach so vielen ihrer Kinder?«

Und Löhe fügt hinzu: »Ist einer, der selbst zu gehen weder Beruf noch Befähigung hat, der mache durch reichliche Gaben es mög-

lich, daß andere gehen können. Auch das ist Mission.« Dabei weist Löhe hin auf die Anstrengungen der römisch-katholischen Kirche und setzt bitter hinzu: »Und wir legen die Hände in den Schoß!« Und nun geschah es, wie wenn einer einen Stein ins Wasser wirft: Es entstanden kleine und immer größere Ringe um die eine vorgebrachte Aufgabe.

Es meldete sich der Schuhmachergeselle Ernst Adam aus Öttingen. Jetzt galt es! Aber wie sollte er ausgebildet werden? Wo sollte er wohnen und essen? Wer sollte das bezahlen? Heute würden erst große Pläne gemacht, damals aber begann der Unterricht bereits am 1. Juli 1841. Adam sollte in Nordamerika Lehrer werden und sich sein Brot dort durch sein Handwerk verdienen. Vorbild war der Apostel Paulus. Er wohnte zunächst in dem Haus eines »Kollegen«, des Schuhmachers Arnold. Im Pfarrhaus bekam er Mittag- und Abendessen, die notwendige Versorgung gab ihm der Sonnenwirt Ottmann, besonders seine Frau, die als »Missionsmutter« einen besonderen Ehrenplatz in der Missionsgeschichte Neuendettelsaus verdient.

Schon im Herbst kam ein zweiter »Zögling«: Georg Burger aus Nördlingen. Als beide am 11. Juli 1842 ausgesendet wurden, galten sie als »erste Schwalben, die einen reichen Frühling verkündigen sollten«. Es waren noch andere Pfarrer zu solcher Ausbildung bereit; unvergessen sollte Pfarrer Bock in Auernheim bleiben. Bis 1853 wurden von Neuendettelsau 6 Männer und von Auernheim sieben ausgesandt.

### *Anfänge in Nürnberg*

Ein Vortrag, den Löhe Ende des Jahres 1844 in Nürnberg hielt, sollte die entscheidende Entwicklung einleiten. Hier wurde Friedrich Bauer für diese Aufgabe gewonnen und 1846 die »Vorbereitungsanstalt« für Nordamerika begründet. Ihre Unterstützung bekam sie dann durch die 1849 gegründete »Gesellschaft für Innere Mission«, die die Mittel für die Arbeit bereitstellte. Aber eine Dauerlösung war dies nicht. Das lag nicht am mangelnden Einsatz der Beteiligten, wohl aber an den stetig wachsenden Aufgaben der Ausbildung. So wurde die Anstalt am 15. April 1853 nach Neuendettelsau verlegt; nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit kam auch Bauer nach.

### *Es geht kümmerlich weiter!*

Nun traten neue Lehrer an diese Aufgabe. Löhe unterrichtete in Geographie, Kirchengeschichte, Latein und Griechisch; Bauer übernahm die anderen allgemein bildenden Fächer und gab mit Pfarrer Müller (Immeldorf) auch Unterricht in Theologie. Als Löhe sich seit der Gründung der Diakonissenanstalt vom Unterricht mehr und mehr zurückzog, traten seine Vikare Dr. Ferdinand Weber (1859–1864) und Johannes Deinzer (seit 1864) an seine Stelle. Aber man hatte keine Heimstatt. Da kaufte Bauer aus eignen Mitteln die »obere Wirtschaft Förthner«.

Wie sah es in diesem Hause aus! Links vom Eingang befand sich der Kuhstall. Rechts davon war das Wirtszimmer, das



*Die Missionsanstalt 1854–1867, ursprünglich das »öbere Wirtshaus« des Schenkwirtes Förthner (1845–1854), 1854 von Inspektor Friedrich Bauer für die Missionsanstalt privat erworben, 1865 von der »Gesellschaft für innere Mission« übernommen und 1867 durch einen Neubau ersetzt. An der Türe stehen Magda, Friedrich und Gottlieb Bauer, die Kinder von Inspektor Bauer und seiner Frau Dorothea, geb. Wach. Die Wohnung des Inspektors befand sich im Parterre, im ersten Stock der Lehr- bzw. Betsaal, ursprünglich der Tanzsaal. Die »Zöglinge« wohnten, soweit sie nicht extern untergebracht waren, in den Kammern des Dachgeschosses, ihre Verpflegung erhielten sie im Gasthaus zur Sonne. Links das Anwesen Heckel (1870 bei der Erweiterung des Missionshauses abgerissen), rechts das Anwesen Emmert (1898 abgebrochen). (Foto im Archiv des Missionswerkes)*

nach Aufgabe der Wirtschaft (die Bauer zunächst noch weitergeführt hatte) das Eßzimmer wurde. Im ersten Stock befand sich der Tanzboden; er wurde zum Lehrsaal. Im zweiten Stock aber waren schräge, enge und zugige Kammern; sie dienten als Schlaf-

räume für die Zöglinge. Das war's – und doch begann es, weil alles im Namen Jesu ertragen wurde. Bauer hatte mit Löhle studiert und viele, auch innere Beziehungen zu ihm. So konnte er ausharren, obgleich er manchmal unter der Persönlichkeit Löhles zu

leiden hatte. Als Bauer 1874 starb, schied mit ihm auch ein Lehrer der deutschen Sprache, dessen Neuhochdeutsche Grammatik weite Anerkennung gefunden hatte.

### *Ein Haus beginnt zu wachsen*

Die älteren Neuendettelsauer kennen das ehemalige Missionshaus noch in seiner markanten Gestalt: zwei Häuser, durch ei-

nen Mittelbau verbunden, überragt von einem Turm mit einem hohen Kreuz. Dieses Haus hatte eine lange Baugeschichte, die damit begann, daß Bauer der »Gesellschaft« die Vermietung seines Hauses aufkündigte und diese beschloß, es von ihm zu kaufen und umzubauen. Ein Beschluß aus Glauben! 1867 wird das Haus umgebaut, das zweite 1870 erworben und neu errichtet und 1893 der Zwischenbau erstellt.



*Die alte Missionsanstalt, die 1968/70 einem Neubau weichen mußte. Unter dem Dach befanden sich die »Schlafböden« der Seminaristen. Der Wegweiser deutet nach Haag (links), Altendettelsau (rechts) und Heilsbronn.*

*(Foto im Archiv des Missionswerkes)*

Ja, heute sieht es wieder anders aus. Der ganze »Block« ist der Spitzhacke zum Opfer gefallen, und 1967–1970 wurde ein neues imposantes Gebäude erstellt, erst am Ende mit Hilfe der Landeskirche. Und auch das Seminar bekam neue Räume in einem neuen Haus (Einweihung 1955); Kirchenrat Hans Neumeyer, Missionsdirektor von 1950 bis 1961, mag hier als Motor erwähnt sein. Wenn Gott ein Werk wachsen läßt, gehört diese Bewegung dazu. Denn auch hier gilt, was Löhe formulierte: »Mission ist nichts anderes als die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung.«

### *Leben im Haus*

Wenn eine Aufgabe konkrete Gestalt annimmt, so sind Ordnungen nötig. Wer konnte denn eintreten? Der Mann sollte mindestens 17, am besten 20 Jahre alt sein und eine innere Erweckung erfahren haben. Fest sollte er im lutherischen Bekenntnis verwurzelt sein und eine gute Begabung aufweisen. Volksschulbildung genügte zur Aufnahme durchaus. Natürlich mußte auf eine gute Gesundheit Wert gelegt werden; wie hätte der Mann sonst die künftigen Strapazen bestehen können?

Sehen wir uns einen Jahrgang genauer an! Von 23 »Zöglingen« kamen zehn aus weiterführenden Schulen, vier kamen aus der »Schreibstube«, vier waren Bauern, je einer Lithograph, Schäfer, Metzger, Buchbinder und Schmied. Welch eine große Aufgabe, ihnen allen die notwendigen Grundkenntnisse zu vermitteln! Alle, auch die er-

sten Lehrpläne weisen es auf: Es wurden hohe Anforderungen gestellt. Wir haben keine Statistik über die Zahl derer, die vorzeitig die Ausbildung haben abbrechen müssen; es waren aber nicht wenige.

Die Zöglinge standen in einer gemeinsamen Lebens- und Hausordnung mit dem Direktor und dem Lehrer; es war wirklich eine »hautnahe« Gemeinschaft; beim Eintritt mußte man lediglich seine persönliche Wäsche mitbringen. Vor einem halben Jahr der Unterrichtszeit wurden die Zöglinge nicht ermutigt, eigene Bücher zu kaufen.

Ein Tageslauf ist uns aus den ersten Jahrzehnten wie folgt überliefert: Im Sommer um fünf Uhr, im Winter etwas später, rief der »Riegenmeister« durch die Stuben: »Brüder, steht auf in Gottes Namen!« Man machte sich eine Aufgabe daraus, diesen Ruf in allen nur möglichen und erlernbaren Sprachen zu bringen. Der Unterricht fand erst nach einer »stillen halben Stunde« und nach der Erledigung der Hausordnung statt; er dauerte von acht Uhr bis zwölf Uhr und von drei bis sechs Uhr. Von 1899 an mußte jeder Zögling ein Instrument (Harmonium) erlernen. Aber schon in den Jahren zuvor war große Musikbegeisterung im Hause, und die Schülerversammlung »Concordia« gestaltete bemerkenswerte musikalische Abende.

### *Ein Leben in Zucht*

Es wurde im Hause eine harte Zucht geübt. Sie bezog sich nicht nur aufs ernste Lernen. Aber es gehörte dazu. Wie hätte sonst die Aufgabe in fremden Ländern bewältigt

werden können? Hier mußte der Missionar von dem leben, was er »in sich trug«. So hatte die Anstalt auch die Aufgabe der Charakterschulung. »Arbeiten der Hand« waren genauso selbstverständlich. Man lernte in späteren Jahren das Bauen von Häusern, eine harte Arbeit.

Bis 1913 konnten etwa 512 Aussendungen erfolgen; die Sendlinge zogen wirklich in alle Welt: von 1842 an nach Nordamerika (der letzte wurde 1925 ausgesandt), von 1875 an nach Australien (bis 1927), seit 1886 bis heute nach Papua-Neuguinea und von 1897 an nach Brasilien. Zwischen 1930 und 1945 wurden Aussendungen auch in die Ukraine vorgenommen. In der früheren Missionsausstellung (auch die neue weist schon wieder über 100000 Besucher auf) war eine Karte zu sehen, auf der Fäden von dem Ort Neuendettelsau in alle Kontinente gezogen waren: Überall dort wirkten und wirken »Sendlinge« aus Neuendettelsau.

Das Leben im Missionshaus war auch mit Fasten verbunden. War ohnehin die Verpflegung kärglich (keineswegs nur in den ersten Jahren!), so gab es Monate und einmal sogar ein ganzes Jahr, wo an einem Tag in der Woche auf das Mittagessen freiwillig verzichtet wurde um einiger Anschaffungen willen. So »erfastete« man ein neues Piano, eine Wanduhr und trug zur Schuldentilgung bei. Das war hart, und aus mancher Äußerung ist zu ersehen, wie froh man war, wenn kein neuer Anlaß zum Fasten erkennbar war.

Hart waren auch die Bedingungen, die sich mit der Heirat verbanden. Es gab einen

Verlobungsparagrafen, der dem jungen Mann sehr enge Grenzen setzte; verständlich, wenn man bedenkt, wie groß die Anforderungen auch an die Missionarsfrau waren! Aber, ob die Leitung wirklich immer so gut wußte, welches Mädchen sich eignete und welches nicht?

### *Schöne Stunden*

Wilhelm Koller, 1929 bis 1936 erster theologischer Lehrer am Missionsseminar, hat über schöne Stunden zu berichten gewußt. Auch kannte er aus den Erzählungen heitere Tage. Manchmal war man auch ausgelassen. So berichtete dem Verfasser einmal Adam Metzner (1904–1976), daß man sich habe die Köpfe kahl scheren lassen aus Protest gegen eine Anordnung. Es war ein buntes Leben, später eine Fundgrube der Erinnerungen. Und davon haben die Männer gelebt, in ihren Einsamkeiten und Gefahren »irgendwo«.

Weihnachten war es am schönsten im Hause. Nicht, daß man die Beichte vergessen hätte; sie hatte ihren festen Platz am Heiligen Abend. Dann ging man zur Bescherung in die (damals sogenannte) »Blödenanstalt«, danach um 20 Uhr in die Vesper. Hier feierte man das Heilige Mahl. Abends kam schließlich die eigene Bescherung. Vor dem Fest war ein Wunschzettel von Hand zu Hand gegangen. Was für eine fröhliche Bescherung vor allem für die, die etwas Geld erhielten (es gab eine Spenderin), weil sie sonst nicht hätten heimfahren können! Waren dann alle geladenen Gäste



*Das Schneeschiff, 1912 in zweimal eineinhalb Stunden von den Seminaristen im Hof des Missionshauses errichtet (im Hintergrund das »Kosthaus« von 1903). Die Seminaristen sind zusammen mit dem Obmann der »Gesellschaft«, dem Ortspfarrer Eduard Sabel (Bildmitte), und den beiden Missionsinspektoren Karl Steck und August Zahn (rechts im Bild) vollzählig auf Deck versammelt; fünf von ihnen fielen im ersten Weltkrieg. Das Schneeschiff entstand im Zusammenhang mit einer Sammelaktion für das Missionsschiff »Bavaria«, das 1913 in Finschhafen/Neu-Guinea in Dienst gestellt wurde. (Foto im Archiv des Missionswerkes)*

verschwunden, räumten die Seminaristen für sich die Tische ab. Man marschierte um die Tische herum und sang fröhliche Lieder.

Auf einer Photographie aus dem Jahre 1912 sehen wir die Männer vor einem großen Schiff, das sie aus Schnee gebaut haben; es ist zwanzig Meter lang, fünf Meter breit und zwei Meter hoch, und alles ist daran befestigt, was zu einem ordentlichen Schiff ge-

hört. So wollte man Kindern zeigen, wie es bei einer Seereise zugeht. Nur den Sturm mußte man sich noch dazu denken.

#### *Verbindung mit der Dorfgemeinde*

Löhe hätte die Mission nicht als Bewegung der »Einen Kirche Gottes« angesehen, wenn er die Schar der Zöglinge nicht in die

Gemeinde eingegliedert hätte. Nur ihre täglichen Andachten waren das »Besondere«. Mit ihrem Posaunenchor (gegründet 1868), der die Arbeit des 1865 im Dorf begonnenen Posaunenchores fortsetzte, trugen sie oft zur Ausgestaltung der Gottesdienste bei. Ein Zögling versah das Amt des Mesners, zwei waren im Wechsel Klingelbeutelträger. Bis in die jüngste Zeit haben die Seminaristen Kindergottesdienst gehalten (zugleich eine gute Übung).

Sie waren im Lande als Prediger gern gesehen, und kam das Gunzenhäuser Missionsfest, so wurden viele Gemeinden des Altmühltals von ihnen besucht. Dies war auch ein Fest der Begegnung; niemand mußte in diesen Gemeinden darüber aufgeklärt werden, was denn Mission sei, sie kannten die künftigen Missionare; und – fügen wir es an – sie haben sie sehr verwöhnt; es gibt fast sagenhafte Berichte darüber.

Und wie wären in Dettelsau die Einweihungen und Feste denkbar gewesen, wenn nicht die jungen Männer mitgewirkt hätten! Zogen sie dann in ihr Missionsgebiet hinaus, läutete (bis etwa 1955) die Glocke von St. Nikolai, und der Posaunenchor blies auf dem Bahnsteig »Zieht in Frieden eure Pfade«. Gewiß, eine »hautnahe« Verbindung zur Mission!

Einer besonderen Einrichtung soll hier aber noch gedacht werden, weil sie heute wieder »aktuell« geworden zu sein scheint: Es sind die »Liebesmahle«, wie sie Löhe etwa zwischen 1854 und 1861 feierte. Er hat darüber geurteilt: »Die Erinnerung an dieses Essen und Trinken vor Gottes Angesicht

übertrifft alle anderen Erinnerungen.« Sollte ein Mann ausgesandt werden, so veranstaltete man mit den Diakonissen, den Zöglingen und den Dorfarmen(!) ein Liebesmahl. Es handelte sich nicht um ein Abendmahl. Aber es war ein Essen und Trinken, in dessen Mitte der Kelch der Gemeinschaft stand; es war ein Essen und Trinken mit Singen und Hören des Wortes Gottes sowie vielen geistlichen Gesprächen. So weit wir sehen, fand die erste Feier bei der Einweihung des Mutterhauses am 12. 10. 1854 statt. Angesichts der brennenden Kerzen auf dem Altar waren etwa 100 Gäste anwesend.

#### *Bedeutende Lehrer*

Wir haben eingangs von den Gründern dreier besonderer Lehrer gesprochen: Friedrich Bauer, Johannes und Martin Deinzer. Jeder von ihnen ist mit dem Geschehen in Dettelsau besonders verbunden. Von Bauer (1812–1874) war schon mehrfach die Rede. Johannes Deinzer (gest. 1897) wurde 1875 sein Nachfolger. Er wurde auch der erste Biograph Löhes.

Schon 1856 war er mit seiner Mutter nach Neuendettelsau gezogen und hatte nach dem Tode seines Vaters Löhe als seinen geistlichen Lehrer erfahren. Nun kam er nach seinem Studium zu ihm als sein Vikar und wurde 1870 auch Konrektor der Diakonissenanstalt. Er war wie kein zweiter begabt zu Predigt und Unterricht. Vor allem aber war es ihm vergönnt, die Ausweitung der Missionsarbeit nach Australien (1878)

und Neuguinea (1886) einleiten zu dürfen. Als Missionar Johann Flierl 1885 aus Australien anfragte, ob er in Neuguinea mit der Arbeit beginnen dürfe (die Australier zögerten mit der Erlaubnis), war Deinzers Weisung knapp und klar: »Vorwärts nach Neuguinea, schnell und still!«

Martin Deinzer folgte seinem Bruder in den Ämtern (er verstarb 1917) und hat es mit diesem vermocht, das Neuendettelsauer Erbe zu wahren und zu mehren. Löhe konnte sich keine besseren Nachfolger wünschen.

### *Missionsarbeit in Amerika*

Diese zum Teil recht verwickelte Geschichte kann hier nicht ausgebreitet werden. Es soll nur vermerkt werden, daß sich Löhe sehr für die Erhaltung des Deutschtums bei den Auswanderern einsetzte. In seinem »Zuruf aus der Heimat«, der von vielen unterschrieben wurde und mehrfach umgearbeitet werden mußte, also eine Art Gemeinschaftsarbeit war, heißt es: »Im Gewirr der Sprachen ist keine schöner als die deutsche. Wenn ihr eure Sprache aufgebt, so verliert ihr eure Geschichte, damit das leichteste Verständnis der Reformation, der wahren Kirche Gottes auf Erden, die deutsche Bibel und eure Lieder, die bis in den Himmel klingen.«

Es wird heute Widerspruch zu dieser Meinung und Mahnung geben. Aber auf der anderen Seite sollte man auch die Bedeutung der Sprache nicht übersehen; sie hat in den vielen Übersetzungen in die Sprachen der Bewohner von Neuguinea auch einen Aus-

druck in der Mission Neuendettelsaus gefunden. Und zum anderen ist nicht zu übersehen, daß es Löhe um die »Eine Kirche Gottes« geht, wenn er von der reformatorischen Kirche spricht.

Wir wollen hier nur von der Missionsarbeit unter den Indianern reden. Schon 1845 wurde August Crämer mit anderen Kolonisten nach Nordamerika ausgesandt. Er fuhr mit ihnen 50 Tage »über Wasser« und begründete die Kolonie Frankenmuth im Staate Michigan. Im Laufe der Jahre wurden weitere Siedlungen gegründet, die den Namen Frankenkust, Frankentrost und Frankenhilf erhielten. In Frankenmuth sollten die Indianer mit eigenen Augen schauen, »wie schön und gut es bei Jesus ist«. Es kam auch bald zu den ersten Taufen (1846), und die erste von Neuendettelsau ausgehende Missionsarbeit schien Frucht zu tragen. Da aber kam es, durch den Weggang des Missionars Baierlein (kein Neuendettelsauer) nach Ostindien zum verheerenden Einbruch westlicher Zivilisation, die ja meist mit Alkohol verbunden zu sein pflegt. Mit dem Abfall der ganzen neuen Indianergemeinde nahm diese Arbeit ein Ende.

### *Moritz Bräuninger*

Schon bald wurde ein neuer Anfang gewagt. Löhe war der Meinung, man müsse die geringen Kräfte einer kleinen Kirche auf eine einzige Aufgabe konzentrieren. »Ich stimme für die roten Indianer«, schrieb er. Er fügte hinzu: Wir haben vieles wieder gutzumachen, was andere verschuldet haben.

Dabei wies Löhe Bedenken ab, die sich später wieder bei den Papua einstellen sollten: »Sittliche Versunkenheit sollte überhaupt die missionierende Kirche nicht abstoßen; sie ist doch selbst nur im Blute dessen gereinigt, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.« Er will warten, bis Gott eine Tür auftut; aber »was will das anderes heißen, als man müsse das Evangelium verkündigen?« Dabei trägt Löhe die Meinung vor, daß man die Leitung der Mission nicht in Europa einrichten könne. »Man soll nicht regieren wollen, wo man nicht kontrollieren kann.«

1855 nun wurde Johann Jakob Schmidt ausgesandt, dem Moritz Bräuninger 1857 nachreiste. Dieser hatte, sein Schicksal vorausahnend, eine Dornenkrone geflochten, die im Missionshaus jahrzehntelang über seinem Bild hing und heute als Kostbarkeit von der »Gesellschaft für Innere und Äußere Mission« aufbewahrt wird. Nach ungeheuren Strapazen begannen die Männer ihre Missionsarbeit in den »Schwarzen Bergen« und gründeten 1860 eine Missionsstation am Powder River. Hier wurde am 23. Juli 1860 Bräuninger ermordet. Auch die zurückverlegte Station wurde dann 1864 zerstört, so daß weitere Versuche aufgegeben wurden. So hat das »Missionshaus« auch einen Märtyrer, dessen Name leider in der Dorfgemeinde viel zu wenig bekannt ist.

Bis in unsere Zeit ist die Mission unter den Indianern eine Aufgabe der Neuendettelsauer Mission geblieben. Wohl der letzte Missionar unter ihnen war Pfarrer Friedrich Richter (geb. 1932), dessen Erfahrungen aus

seiner Missionsarbeit bei den Amazonas-Indianern neuerdings in einem Buch veröffentlicht wurden. Indianermission war immer ein Ringen gegen den Machthunger und die Geldgier des weißen Mannes.

### *Missionswerk*

Wer von Löhe als Missionsmann reden will, kann auch von der Erfüllung manchen Wunsches dieses Mannes sprechen. So wurde 1972 das Missionswerk der Evang.-Luth. Kirche in Bayern begründet, das die alte Missionsanstalt ablöste. Die »Gesellschaft« trat von der Rechtsträgerschaft zurück, und die Integration der Mission in die Kirche vollzog sich gemäß dem Beschluß der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1961 in Neu Delhi. Dies hat große Veränderungen auch für Neuendettelsau gebracht. Nicht nur daß bald darauf die Landessynode das Auslaufen des Seminars beschloß, sondern auch daß die Aufgaben dieses Missionswerkes (MWB) sich weit über den bisherigen Rahmen hinaus erstrecken. So kommt es kaum noch zu Auswendungen in St. Nikolai, so fehlen die Seminaristen im Gemeindeleben, so ist auch der Muschelchor, das »Markenzeichen« der Neuendettelsauer Mission, verstummt.

Freilich ist an die Stelle des Seminars das »Missionskolleg« getreten, aber es wird lange Zeit dauern, ehe sich dies wieder durch gegenseitige Kontakte auf die Gemeinde auswirken kann. Auf der anderen Seite steht zu hoffen, daß die Eingliederung der Mission in die Kirche ihr neue Impulse

vermittelt und das Missionswerk zu einer Brunnenstube geistlichen Lebens in unserer Kirche wird, wie die Missionsanstalt es über Jahrzehnte gewesen ist.

Denn wir haben dies alles dargestellt, damit es deutlich wird: Neuendettelsau – das ist nicht nur ein »Ort« auf der Landkarte, den man kaum findet, weitab vom Getriebe dieser Welt, sondern ein Zentrum geistlichen Lebens mit einer großen Ausstrahlung. Wenn wir von Bräuninger gesprochen haben, so soll auch die Arbeit in der Ukraine noch einmal erwähnt werden; sie war eine Arbeit unter Blut und Tränen. Gott weiß, welche Frucht sie und alle Arbeit von Neuendettelsau gebracht hat.

### *Drei Bücher von der Kirche*

Man kann und darf das Kapitel Neuendettelsauer Mission nicht beschließen, ohne noch auf Löhes Schrift »Drei Bücher von der Kirche« zu verweisen, deren erste Gedanken ihm in den Betstunden in St. Nikolai zuwuchsen, die ihm auch durch die Gespräche mit seiner dann bald darauf verstorbenen Frau wichtig wurden. Das Büchlein er-

schien 1845 und wurde auch in andere Sprachen übersetzt.

Hier lesen wir: »Die Kirche des Neuen Testaments, nicht mehr eine Landeskirche, sondern eine Kirche aller Völker, eine Kirche, die ihre Kinder in allen Landen hat und aus allen Landen sammelt, die Eine Herde des Einen Hirten, die allgemeine, die wahrhaft katholische Kirche, sie ist der große Gedanke, der noch in Erfüllung geht, das Wort Gottes in der letzten Stunde der Welt, der Lieblingsgedanke aller Heiligen im Leben und im Sterben, für den sie lebten und leben, für den sie starben und sterben, der Gedanke, welcher die Mission durchdringt, oder sie weiß nicht, was sie ist und was sie will. Denn Mission ist nichts als die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung.«

Und dabei hat Löhe wohl gewußt, was er auch an seine Freunde 1860 schreibt: »Wer lutherisch sein will, muß lutherisch werden. Wer nicht im Werden ist, der hört auf zu sein.« Möge dieses ökumenische Vermächtnis in Neuendettelsau wach bleiben und wach werden. In diesem Sinne: »Brüder, steht auf in Gottes Namen!«

(Werner Ost)

### *Quellen und Literatur*

Über die Geschichte der Neuendettelsauer Missionsanstalt informieren neben den periodischen Veröffentlichungen (Concordia – Korrespondenzblatt der Neuendettelsauer bzw. Mitteilungen des Neuendettelsauer Missionskreises 1914 ff.) vor allem die Broschüren von Wilhelm Koller (Die Missionsanstalt in Neuendettelsau, Neuendettelsau 1924) und Georg Pilhofer (Geschichte des Neuendettelsauer Missionshauses, Neuendettelsau 1967).



# 125000 Backsteine

## Löhe und die Diakonissenanstalt

»Man fuhr (von Nürnberg) drei Stunden lang mit der Ansbacher Post bis Kloster Heilsbronn. Ich war ganz allein im Wagen, und mein Postillon blies korrekt und herbewegend liebliche Weisen. Die großen Sehenswürdigkeiten in dem historisch bedeutsamen Ort mußte ich links liegen lassen und ging gleich auf dem anmutigen Waldweg dem ersehnten Ziel entgegen... Nach einer guten Stunde ging es durch ein freundliches Tal (Aurachtal), drüben wieder die Anhöhe hinauf, durch ein niedriges Kiefernwäldchen hindurch, und da lag das eigentlich unansehnliche Dorf vor meinen erwartungsvollen Blicken auf einer stillen Hochebene, zum Teil eingeschlossen von kleinen Wäldern. An dem einen Ende des Ortes konnte man den roten Backsteinbau des Diakonissenhauses mit dem goldenen Kreuz auf dem Giebel deutlich erkennen... Bald stand ich inmitten des Ortes vor dem Pfarrhaus, das mir ziemlich klein vorkam... Ich ...brauchte gar nicht lange warten, da kam der Herr Pfarrer (Löhe) selbst heraus, mich äußerst leutselig zu empfangen und hineinzuführen. Den Eindruck, den seine Erscheinung auf mich machte, war ganz anders, als ich gedacht hatte, aber gleich anfangs unvergeßlich. Mittelgroß, höchst einfach, aber ungemein akkurat gekleidet, das pastorale Barett in der Hand, so daß das edel geformte Angesicht mit der hohen Stirn und den tief-

blickenden Augen hell beleuchtet war: so stand er vor mir. Die tiefe, wohl lautende Stimme, die einfach würdige Haltung, das ruhige Ebenmaß seiner Bewegungen, der tiefe Friede, der von ihm ausging – und dies alles so völlig ungesucht, so männlich und wahr: ...noch kein Mensch (hatte) solch einen starken Eindruck auf mich gemacht.«

Mit diesen Worten schilderte der junge Theologe D. Ernst Lotze (1827–1909) seine erste Begegnung mit Neuendettelsau und mit Wilhelm Löhe im Jahre 1855. Er war damals Leiter und Lehrer der Stoy'schen Erziehungsanstalt in Jena, einer Vorbereitungs- und Übungsschule, die mit dem pädagogischen Seminar der dortigen Universität verbunden war. Als Löhe und Missionsinspektor Friedrich Bauer sich nach einer Hilfe in ihrer ausgedehnten Unterrichtsarbeit umsahen, hatte er sich beworben. Die erste Begegnung fiel zu beiderseitiger Zufriedenheit aus, und so verband sich Lotzes Schicksal bis 1866 mit der Diakonissenanstalt; von 1857–1866 stand er als erster Konrektor der Anstalt unmittelbar an Löhes Seite.

Als Lotze nach Neuendettelsau kam, zeichnete sich bereits ab, daß sich der Plan nicht verwirklichen ließ, den Löhe und seine Freunde mit der Gründung des »Lutherischen Vereins für weibliche Diakonie in Bayern« (27. 2. 1854) ursprünglich im Auge gehabt hatten.

Im § 5 der Vereinsstatuten heißt es: »Der Verein besteht

1. aus einer... Muttergesellschaft,
  2. aus Hilfsvereinen, welche sich der Muttergesellschaft zur Förderung ihrer Zwecke organisch angeschlossen haben.«
- Das heißt, daß man mit der Gründung der Muttergesellschaft für weibliche Diakonie die Initialzündung geben wollte für die Gründung von Diakonievereinen in der ganzen Landeskirche, die zwar unter einer gewissen Oberleitung der Muttergesellschaft, im übrigen aber selbständig arbeiten sollten. Dabei hatte man ursprünglich nicht vor, »Neuendettelsau zum bleibenden Sitz einer solchen Anstalt vorzuschlagen, sondern allein den Anfang da zu machen und weiterzugehen, sowie sich die Sache mehr geformt und erweitert hat.« So hatte Löhe noch im Dezember 1853 in den »Bedenken über weibliche Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns« geschrieben.

In der Tat führte die Dettelsauer Initiative zur Gründung von Zweigvereinen in Nürnberg (30. 3. 1854), Hersbruck (20. 4. 1854), Memmingen (10. 6. 1854), Altdorf (6. 9. 1854) und Nördlingen (17. 12. 1854), die Suppen-, Krippen-, Pflege-, Mägde-, Kinderbewahr-, Krankenwart- oder Rettungsanstalten betrieben. Dann kam der Schwung aber zum Erliegen, und erst 1861 und 1869 folgten wieder zwei Vereinsgründungen (Fürth 17. 5. 1861, Wendelstein Sommer 1869), während die vorhandenen Vereine z.T. ein so geringes Leben entfalteten, daß man ihre Auflösung erwog. So wurde Neuendettelsau entgegen der ursprünglichen Planung zum

Mittelpunkt der Vereinstätigkeit; an die Stelle einer weitgestreuten Vereinsarbeit trat das Konzept der Mutterhausdiakonie.

Die Witwe Anna Maria Meyer aus Bechhofen b.W. (Pfarrei Neuendettelsau) kann für sich in Anspruch nehmen, Löhe zur Gründung der Diakonissenanstalt wesentlich mit angeregt zu haben. Sooft er nämlich nach Bechhofen an ein Krankenbett gerufen wurde, »konnte er sie finden, und sie wußte dann um alles und konnte, oft besser als die Angehörigen, über alles Bericht geben, was er wissen mußte, um sein Amt zu tun. Ihr Dienst«, so fuhr Löhe 1858 bei ihrer Beerdigung fort, »war auch kein bloß leiblicher, sondern sie hatte eine geistliche Gabe, von Gottes Wort zu reden, von der man nur hätte wünschen mögen, daß sie mehr ausgebildet worden wäre«. Solche Frauen »zum Dienst an der leidenden Menschheit« auszubilden, war der Grundgedanke bei der Gründung des Vereins für weibliche Diakonie.

Dabei dachte Löhe vor allem an den »Mittelstand der Bevölkerung des platten Landes«, also z. B. an junge Frauen aus Lehrersfamilien, die – wenn sie ehelos blieben – in der Regel weder eine Ausbildung noch eine Beschäftigung fanden, die sie ausfüllten. In der Tat stammten – nach einer Auszählung von Fr.-Wilhelm Kantzenbach – später die meisten Schwestern aus diesen mittelständischen Schichten: Handwerkertöchter (ca. 25%), Pfarrers- (ca. 15%) und Lehrerskinder (ca. 10%) bildeten die zahlenmäßig stärksten Gruppen, wenn auch Töchter aus Akademikers- (5%) und höheren Beamtenfamilien (6%) keineswegs fehlten. Insgesamt

wurden zu Löhes Zeit (1854–1872) 165 Schwestern eingeseget; 73 von ihnen, d. h. 45%, sind wieder ausgetreten, meist wegen Verehelichung.

Konnte Löhe in diesen mittelständischen Schichten auf einen zuverlässigen, später rasch wachsenden Zustrom begeisterungsfähiger und einsatzbereiter Frauen rechnen, so war auf der anderen Seite der Bedarf an solchen diakonisch ausgebildeten Kräften gerade auf dem »platten« Land unübersehbar. Hier war ärztliche Hilfe in der Regel unerreichbar und für die meisten unerschwinglich. Kranke, Sieche oder Sterbende waren sich in den überheizten Stuben der Bauernhäuser oder in den ungeheizten Knechtstkammern meist selbst überlassen. Geistig oder körperlich Behinderte fanden kaum irgendwo Hilfe oder angemessene Pflege.

Natürlich spielten für Löhe kirchlich-theologische Motive bei seinem sozialen Engagement eine ausschlaggebende Rolle. Die Diakonie war für ihn neben der Mission die wichtigste Lebensäußerung der Kirche, die im Gottesdienst und im Sakrament ihren Mittelpunkt hatte. Dabei war er so sehr Neulutheraner, daß man die Abwehr anderer konfessioneller Strömungen bei ihm als Motiv nicht übersehen darf. »Ich gestehe es gerade heraus«, schrieb Löhe 1868, »daß ich bei der Gründung... des Diakonissenhauses zunächst keine andere Absicht hatte als die, mich für meine heimatlichen Gegenden in den Sachen der inneren Mission und des Diakonissentums der unierten Strömung in den Weg zu legen. Ich verehere die Männer – Löhe meinte hier J. H. Wichern und Theodor

Fliedner – aufrichtigst und bewundere sie... Was ich aber wollte und noch will, ist weiter nichts als den Beweis liefern, daß der HERR auch meine der Augsburgischen Konfession sozusagen angestammte Heimat und uns arme Lutheraner deshalb, daß wir das Fähnlein der ungemischten Abendmahlsgemeinschaft emporhielten, weder von der inneren Mission noch von der heiligen Diakonie des 19. Jahrhunderts ausschließe«. Man darf also das Gewicht des ersten Wortes im Vereinsnamen von 1854 nicht unterschätzen: »Lutherischer Verein für weibliche Diakonie in Bayern«.

Nach Schloß und Kirche war lange Zeit der Gasthof zur Sonne das stattlichste Gebäude im Ort, dessen Inhaber damals Johann Michael Ottmann war. Ottmann, ein herzensfrommer Mann, der in seinem Hause weder das Tanzen noch andere Lustbarkeiten gestattete, war – wie glaubhaft überliefert wird – Geisterseher, der z. B. Engel sah oder die Aura eines Menschen wahrnehmen konnte. Im Obergeschoß seines Hauses fand die Diakonissenanstalt ihr erstes Unterkommen, nachdem sie am 9. Mai 1854 feierlich gegründet worden war. Auf engem Raum wohnten dort die drei Vorsteherinnen, sechs Diakonissenschülerinnen sowie ein schwachsinniger Knabe zusammen, der Löhe von seinem Vater, dem Ortsvorsteher von Reuth, zur Erziehung übergeben worden war. Hier fand auch der Unterricht statt, den Löhe selbst, Lehrer Georg Güttler (Musik) und Dr. Schilffarth aus Windsbach (Einführung in die Physiologie) schon am nächsten Tag begannen.

Ausgehend von dem modernen Gedanken, daß ein Verein für weibliche Diakonie von Frauen geleitet werden müsse, hatte die Muttergesellschaft drei Frauen als »Vorsteherinnen« berufen.:

– Karoline Rheineck (1811–1855), die das Diakonissenhaus Kaiserswerth aus eigener Anschauung kennengelernt und sich jahrelang als Leiterin einer Kleinkinderschule in Memmingen bewährt hatte;

– Amalie Rehm (1815–1883), Dekanstochter aus Memmingen, die 1858 bis 1883 als erste »Oberin« der Diakonissenanstalt vorstand, und

– Helene von Meyer (1827–1888), Tochter eines Legationsrates in Nürnberg, die nach Karolines Tod den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nach Nürnberg verlegte.

Den drei Vorsteherinnen stand das »Kollegium der Helferinnen« beratend zur Seite, das aus Frau Dekan Bachmann aus Windsbach, Frau Pfarrer Müller von Immeldorf, Frau Pfarrer Kündinger von Petersaurach, Frau Pfarrer Emmerling von Dürrenmungenau, Frau Inspektor Hensolt von Windsbach und Fräulein Sophie von Tucher aus der Familie des Münchner Oberappellationsrates und Löhefreundes von Tucher bestand.

Die Oberaufsicht hatte freilich das »Kollegium der männlichen Helfer«, das zusammen mit dem Frauenvorstand die Muttergesellschaft bildete. Ihm gehörten Dekan Eduard Bachmann von Windsbach als Vorstand sowie außer den Ehegatten der oben genannten Pfarrfrauen der Pfarrverweser Fischer von Weißenbronn, der Leiter der Misionsanstalt Friedrich Bauer und Pfarrer

Wilhelm Löhe an. Hat schon – entgegen dem Grundgedanken – das Helferkollegium ein eindeutiges Übergewicht über das der Helferinnen, so steht außer Zweifel, daß Wilhelm Löhe nicht nur der geistliche, sondern auch der praktische Leiter des jungen Werkes war. Doch umschreiben die hier genannten Namen ziemlich genau den Kreis, in dem Löhes Gedanke der weiblichen Diakonie Gestalt angenommen hat und der die Anstalt ideell und finanziell mitgetragen hat. Um diesen Kern bildete sich mit der Zeit ein weiterer Kreis, der mit seinem persönlichen und finanziellen Opfer Löhes diakonische Arbeit mit vorantrieb. Er umfaßte – wie Fr.-W. Kantzenbach festgestellt hat – nie viel mehr als 750 bis 1000 Menschen, vorwiegend wieder Frauen.

Von vorneherein war klar, daß die Mieträume in der »Sonne« nur eine Übergangslösung darstellten. Zeitweilig bemühte sich Löhe, das von Eyb'sche Schloß anzumieten, das leerstand, seitdem der hochbetagte und kinderlose Schloßherr Friedrich Karl von Eyb verstorben war. Als sich das als unmöglich erwies, mußte man sich, da andere geeignete Gebäude nicht zur Verfügung standen, beherzt zu einem Neubau entschließen. Löhe hatte durch Spenden knapp 1200 Gulden zur Verfügung. Das zweigeschossige Gebäude, für das Professor Böhler in Nürnberg den Plan geliefert hatte, war allerdings auf ca. 13000 Gulden veranschlagt; der Rest mußte mit Krediten finanziert werden. Es war also »ein reines Wagnis, aus solcher Armut sich zum Bau zu entschließen«, und wiederholt gingen dem Bauherrn, wie Löhe

später schrieb, »die Wasser der Sorge bis an den Hals«.

125000 Backsteine waren nötig, und da die nähere Umgebung selbst kein geeignetes Baumaterial besaß, rief Löhe einen Bauhandwerker namens Lehmkuhl nach Neuendettelsau, der im Gebiet der heutigen Ziegelhüttenstraße eine Feldziegelei in Gang setzte. Mit Genugtuung stellte Löhe

später fest, daß auf diese Weise fast jeder Bauer von Neuendettelsau gelernt habe, Ziegel zu streichen, Brandhaufen zusammenzusetzen und sich »zu wohlfeilerem Baumaterial (zu) verhelfen«.

Das Grundstück zwischen dem Waldweg und der Fahrstraße nach Altendettelsau, einen Hopfengarten, hatte man für 745 Gulden von dem Schenkwirt Förthner gekauft,



*Das Mutterhaus der Diakonissenanstalt, errichtet 1854, mit dem 1855 angebauten Ostflügel. Die Diakonissen im Vordergrund tragen noch den Schleier, der um 1858 durch die Haube ersetzt wurde.*

*(Original im Besitz der Familie von Eyb)*

dessen übriges Anwesen, vor allem die »obere Wirtschaft«, gleichzeitig von Löhes Freund Friedrich Bauer für die Missionsanstalt erworben wurde. Am 23. Juni 1854 wurde auf dem Förthner'schen Hopfenacker der Grundstein gelegt. Dank des unermüdllichen Fleißes der Schopflocher Maurer und der freiwilligen Hand- und Spanndienste der Landwirte der Pfarrei konnte das Mutterhaus bereits am 12. Oktober eingeweiht werden. Kaum ein Jahr später beherbergte es bereits 110 Personen, davon 60 Schülerinnen.

Schon 1853 hatte Löhe in den »Bedenken über weibliche Diakonie« den Grundsatz aufgestellt (Nr. 6): »Ohne Spitäler findet die Lehre keine Praxis, und ohne Praxis ist eine Belehrung über den Liebesdienst der Frauen an der leidenden Menschheit kalt und unverständlich.« Deshalb wohnten und lebten im Mutterhaus nicht nur die Diakonissen und die Diakonissenschülerinnen zusammen, sondern auch die Menschen, für die und an denen die Schwestern ausgebildet wurden. Ein geistig behinderter Knabe war schon in der »Sonne« mit dabeigewesen; die Zahl der geistig Behinderten und Geisteskranken stieg seither rasch. Dazu kamen Epileptiker, Sieche und Kranke und später auch die sog. »Magdalenen«, d.h. minderjährige Mädchen, die mit dem 6. Gebot in Konflikt geraten waren. Sie mußten ein braunes Gewand als Zeichen der Buße tragen. Elternlose oder verwahrloste Kinder und straffällig gewordene Mädchen vervollständigten die bunte Schar der Hausbewohner.

Von den 60 Schülerinnen, an denen die Lehrdiakonissen ihre ersten pädagogischen Erfahrungen sammelten, war schon die Rede. Als seit etwa 1862 auch volksschulpflichtige Mädchen dazukamen, wurden sie in zwei Abteilungen aufgeteilt: die von Ernst Lotze geleitete Rote Schule, deren (noch nicht konfirmierte) Schülerinnen ein rotes Band an der Schürze trugen, und die Grüne Schule (grünes Band), die in etwa dem alten Lyzeum (höhere Schule) entsprach. Die Diakonissenschülerinnen, die das blaue Band an der Schürze trugen, bildeten die Blaue Schule, die anfänglich eng mit der Grünen verbunden war.

Ende Oktober 1855 trat Therese Stählin, die spätere Oberin (1883–1921), in das Mutterhaus ein, um Diakonisse zu werden. Sie war noch nicht ganz 16 Jahre und litt anfänglich sehr unter Heimweh. Dies beruhte z.T. auch auf dem Befremden gegenüber manchen Einrichtungen des Hauses, z.B. gegenüber der Tatsache, daß die Schülerinnen und jungen Schwestern auf dem Dachboden, den sog. Schlafböden, untergebracht waren (erst 1867 erhielt sie ein eigenes Zimmer), oder daran, daß es zum Frühstück nur Milch und Brot gab.

»Wir stehen gewöhnlich erst um sechs Uhr auf«, schrieb sie am 11. Dezember ihrem Bruder Adolf. »Bald darauf schellt es zum Gebet, wobei immer zuvor einige Verse gesungen werden; dann wird gefrühstückt. Nach dem Frühstück verrichtet man einige Hausarbeiten, und dann geht's zur Kirche. Mit dem neuen Kirchenjahr hat Herr Pfarrer (Löhe) angefangen, sich ganz nach den Lek-

tionen der Alten zu richten... Nach der Kirche hat der neue Kurs ärztlichen Unterricht von Herrn Dr. Schilffahrt, und von 11–12 Uhr Singstunde (Gg. Güttler). Beim Mittagessen ist Herr Pfarrer immer zugegen und bleibt bis gegen Abend. Während dieser Zeit kann jedes, das mit ihm zu sprechen wünscht, zu ihm kommen.

Uns aber ruft die Glocke um 1 Uhr zur Nähstunde... Um 3 Uhr ist Stunde von Herrn Pfarrer. Da möchte ich Dir wohl recht viel erzählen, allein ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören. Ich werde Dir einmal meine Hefte schicken. Von 4–5 Uhr haben bloß diejenigen Stunde, die das Mittelhochdeutsche lernen wollen. Herr Pfarrer hat uns die Grammatik kurz und übersichtlich diktiert, und nächste Woche werden wir bei Herrn Inspektor Bauer lesen. Wie freue ich mich darauf! Von nächster Woche an wird uns Herr Pfarrer Unterricht in Kunstgeschichte geben, aber nur uns künftigen Lehrerinnen.

Von 5–6 Uhr hat das ganze Haus (deutsche) Sprachstunde. Ich habe einem Kurs französischen Unterricht zu erteilen. Nach dem Abendessen werden immer Sprüche und Lieder gelernt, dann das aufgegebenes Pensum in der Bibel gelesen. Um 10 Uhr versammelt man sich nochmals im Betsaal, und dann gehen wir in unsere Schlafsäle. Nicht jeden Tag jedoch greifen die Stunden so ineinander wie am (beschriebenen) Freitag. Dienstag z. B. wird gewaschen, Donnerstag gebügelt, Samstag geputzt etc.« Dennoch gewinnt man den Eindruck, daß die Tage bis zur letzten Minute ausgefüllt waren, und

immer wieder klagt Therese, daß ihr kaum zum Briefschreiben die Zeit reiche.

Kurze Zeit nach Therese Stählin kam die Pfarrerstochter Elise Steinlein, begleitet von ihrem Bruder Gustav, nach Neuendettelsau, um sich im Diakonissenhaus zur Sprachlehrerin und Erzieherin ausbilden zu lassen. »Im Diakonissenhaus«, so berichtete später ihre Schwester Caroline darüber, »wurden sie etwas eigenartig empfangen. Elise hatte erwartet, daß sie in ihr Zimmer geführt würde, wo sie bleiben könnte, weil sie ja doch angemeldet war. Statt dessen wurde sie gefragt, ob sie das Mutterhaus ansehen wollten... Mein Bruder Gustav wollte sie damals, ohne mit Herrn Pfarrer Löhe gesprochen zu haben, wieder mit nach Hause nehmen, weil er von diesem ersten Erlebnis und einigem anderen unangenehm berührt war... Erst vor dem Mittagessen klärte sich alles. Frau Oberin hatte von Elise, die eine stattliche Erscheinung war, eine falsche Meinung bekommen. Sie hielt sie für eine Weltdame, die sich nach Neuendettelsau verirrt hatte und wohl bald merken würde, daß sie nicht hierher passe«.

Dieses Fehlurteil wurde später oft belächelt; denn Elise Steinlein wurde eine der tüchtigsten Diakonissen und ihr Bruder, Pfarrer Gustav Steinlein, ein treuer Anhänger Löhes, seitdem er ihn persönlich kennengelernt hatte. Nichtsdestoweniger zeigt die Geschichte sehr schön den Geist der Weltabgewandtheit, der sich nicht nur aus der abgelegenen Lage des Ortes erklärt, sondern als grundsätzliche Ablehnung aller »Weltförmigkeit« bewußt gepflegt wurde.

Diesem Geist entsprach auch die Tracht der Diakonissen. Nur etwas veredelt, lehnte sie sich an die der einheimischen Bäuerinnen an. »Die schwarze Kleidung sollte auf Weltentsagung deuten, die weiße Schürze, die zum feiertäglichen Schmuck gehörte, sollte an jenes Linnentuch erinnern, mit dem ›der größte aller Diakonen‹ sich gürtete, als er sich anschickte, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Dieselbe Schürze wurde an Werktagen in Blau getragen, der Farbe der Beständigkeit und Treue. Vervollständigt wurde diese Tracht durch einen bei feierlichen Gelegenheiten getragenen Schleier.« Da diese »schleierartig herabwallenden Tücher« vor allem auf Reisen oft peinliches Aufsehen erregten, führte man später die Haube ein.

Eine fast preußische Disziplin und Ordnungsliebe waren ein weiteres Kennzeichen des Hauses – und vermutlich unabdingbare Voraussetzung für das Zusammenleben so vieler Menschen auf engem Raum. Anfang der 60er Jahre kam der Jenenser Pädagogikprofessor Karl Volkmar Stoy (1815–1885) nach Neuendettelsau, um seinen ehemaligen Schüler und Mitarbeiter Ernst Lotze an seiner neuen Wirkungsstätte zu besuchen. Nach einem Besuch bei Löhe wollte er die Anstalt mit ihren Schulen kurz besichtigen. Lotze berichtet darüber:

»Die vornehme, lebenswürdige Weise der damaligen Oberin Amalie Rehm und die Freude und Fröhlichkeit auf allen Angesichtern imponierte ihm gewaltig. Schulstunden waren gerade nicht, aber er prüfte mit seinem Kennerblick die Schulräume mit ihren

Einrichtungen, die Lehr- und Stundenpläne usw. Als ich einige Schränke der Schülerinnen öffnen ließ, fiel er fast aus den Wolken über die exakte, rechtwinkelige Ordnung und die genau geführten Inventarverzeichnisse in jedem Fach, Löhes erzieherische Spezialität.

Im ersten Klassenzimmer konnte man die Tischplatten leicht abheben. Alle Bücher, Hefte, Utensilien wiederum in peinlichster Ordnung mit genauen Inventarien. Mit einem Ruf des Staunens ergriff er einige Aufsatzhefte und las die letzten Arbeiten sorgfältig durch. Dann sah er mich an und sprach: ›Gesund, gesund!‹ Er hatte wohl eine kopfhängerische Stümperei erwartet und fand eine meisterhafte Organisation... Beim Abschied gab der berühmte Pädagoge seinem Staunen über unsere Schulen redlichen und bewegten Ausdruck.«

Die Schülerinnen waren in »Riegen« eingeteilt, die jeweils 15–20 Mitglieder hatten. Die »Riegenmeisterinnen« wurden jeweils zu Semesteranfang gewählt. Caroline Steinlein (später Frau Pfarrer Pöschel), die im Herbst 1859 34jährig als Diakonissenschülerin in das Diakonissenhaus eintrat, wurde gleich am ersten Abend in dieses Amt gewählt. »Mir war angst vor der neuen Würde und Bürde, doch da gab's kein Entrinnen. Ungefähr 20 blaue Schülerinnen waren so meine Kinder geworden. Ich hatte jede Woche ihre sämtliche aufgezeichnete Wäsche in Empfang zu nehmen und sie ihnen nach der Wäsche wieder zu übergeben, ihre Schränke zu visitieren und jeden Monat mit ihnen eine Riegenkonferenz zu halten.«

Hier wurden vor allem Führung und Verhalten der einzelnen Diakonissenschülerinnen besprochen.

Als Löhe 1872 starb, war rings um das Mutterhaus eine Kolonie von acht Gebäuden entstanden, verbunden durch Wege und gärtnerische Anlagen: Küche und Waschaus (1855), Betsaal (1858/59), Ökonomie (1861/62), Blödenanstalt (1864), Magdalenium (1865), Männerhospital (1867), Rettungshaus (1868) und Frauenhospital (1869). Außerdem gehörten im Dorf drei weitere Häuser zur Anstalt. Die Zahl der Gebäude wuchs in dem Maß, wie sich die einzelnen Zweige der Diakonissenanstalt vergrößerten.

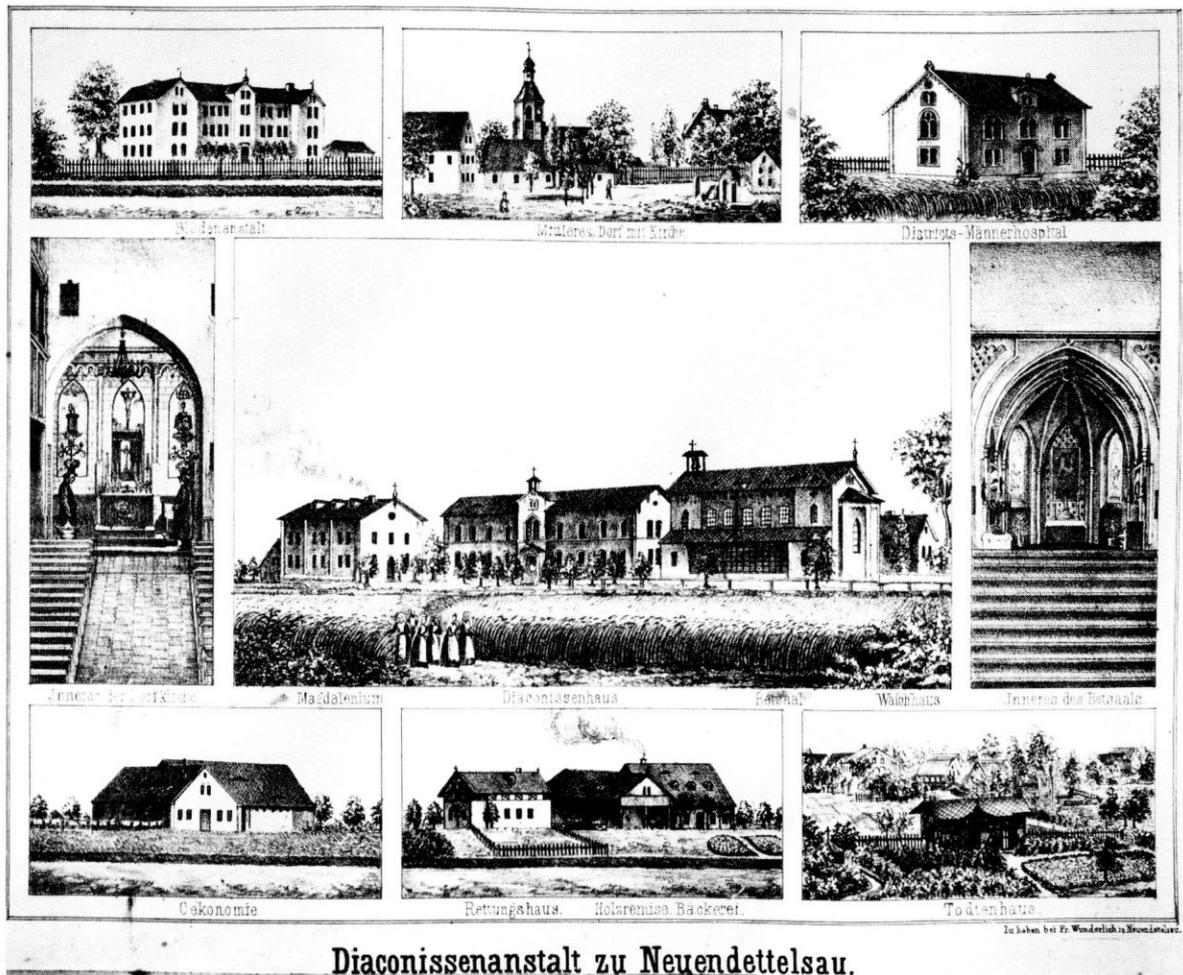
Am schnellsten wuchs die »Blöden«-arbeit aus dem Mutterhaus hinaus. Schon ein Jahr nach der Gründung beherbergte es 28 geistig Behinderte, so daß man sich 1856 entschließen mußte, in der Nähe des Pfarrhauses zwei Häuser anzumieten. Die Detelsauer »Blödenanstalt« war die erste protestantische in Bayern und blieb der einzige Zweig der Diakonissenarbeit, für den (seit 1863) eine Kirchenkollekte erbeten wurde. So konnte man sich 1864 entschließen, einen Neubau zu errichten, der 3 m länger und 1 Stockwerk höher als das Mutterhaus wurde und das Anstaltsgebiet beherrschte. 1866 wurde in Polsingen eine Filiale für männliche »Blöde« errichtet.

In den folgenden Jahren verließen die Abteilungen für gefährdete Kinder und Jugendliche das Mutterhaus. 1862 wurde das Rettungshaus für verwaiste und verwaarloste Kinder errichtet. Dabei hatte man sich

bewußt auf ein kleineres Haus für 12–15 Mädchen beschränkt, um eine familienähnliche Atmosphäre herzustellen.

Seit 1863 kamen aufgrund eines Vertrages mit dem bayerischen Staat Mädchen zwischen 12 und 18 Jahren nach Neuendettelsau, die durch Richterspruch statt in Strafanstalten in Erziehungsanstalten eingewiesen wurden. Ihre Zahl war nie besonders groß, so daß die sog. »Staatserziehungsanstalt« im Mutterhaus verblieb, während für die sog. »Magdalenen« 1865 ein eigenes Gebäude errichtet werden mußte. Für die Mädchen des Rettungshauses und der Staatserziehungsanstalt, später auch für interne Schülerinnen wurde 1865 in einem gemieteten Haus im Dorf eine »Industrieschule« eingerichtet, in der die Zöglinge in Haushaltsführung und weiblicher Handarbeit unterwiesen wurden.

Der Zweig, den Löhe bei der Gründung des Diakonissenhauses vor allem im Auge hatte, nämlich die Krankenpflege, entwickelte sich zu aller Überraschung am langsamsten, auch noch nachdem die Diakonissenanstalt für den Bezirk Heilsbronn die Funktion des »Distriktshospitals« übernommen hatte (1865). Zu groß war die Zurückhaltung der Landbevölkerung gegenüber solchen Einrichtungen, teils aus finanziellen Erwägungen, teils wegen der ungewohnten Lebensart und Hygiene, vor allem aber weil man sich dort »genieren« mußte. So konnte man erst 1867 zur Errichtung eines Männer- und 1869 eines Frauenhospitals schreiten. Die grüne Diakonissenchaise, mit zwei Schimmeln bespannt, Arzt und



Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1869

(Potpourri-Bild im Besitz der Familie von Eyb)

Kutscher auf dem Bock, eine oder zwei Diakonissen im Fonds, unterwegs zum Krankenbesuch oder zum Krankentransport, gehörte zu Löhes Zeiten zum Ortsbild von Neuendettelsau.

Den Hospitälern war eine Unterkunft für wandernde Handwerksburschen bzw. Nichtseßhafte sowie eine »Suppenanstalt«, der Frau Caroline Pöschel vorstand, angeschlossen. Hier erhielten die auswärtigen Schulkinder zwischen Vormittags- und Nachmittagsunterricht, aber auch die »Wanderer« eine warme Eintopfmahlzeit.

Als anlässlich der Eröffnung der Suppenanstalt die Freunde des Diakonissenhauses mit den Schwestern bei einer Rumford-Suppe zusammensaßen, klopfte ein wandernder Handwerksbursche an die Pforte des Männerhospitals. »Man rief ihn sofort herein, gab ihm einen Ehrenplatz und bedeutete dem Überraschten, daß er heute nach Matth. 25, 35 den Herrn Jesus in der Mitte der Versammelten vertrete. Es erregte Heiterkeit und wurde als ein gutes Omen gedeutet, als man den Namen des unvorhergesehenen Gastes erfuhr: Er hieß Schuldenzucker.«

Trotz Schulden gelassen, ja glücklich zu sein, war eine Kunst, die Löhe und die für die Diakonissenanstalt Verantwortlichen in der Aufbauphase des Werkes lernen und oft üben mußten. Es war Löhes Prinzip, die finanzielle Verantwortung auf möglichst viele Schultern zu verteilen. So mußte jede Diakonisse während ihrer Ausbildung Buchführung, Haushaltsplanung und Inventarwesen lernen; diesen Unterricht erteilte

Löhe selbst. In den einzelnen Häusern führten dann die Oberschwwestern selbständig die Rechnung, stellten die Haushaltspläne auf, überwachten ihre Durchführung und trugen auch für die Schuldentilgung die Verantwortung. So war die Einsicht in das finanziell Mögliche und in die Notwendigkeit, sparsam zu wirtschaften, unter den Schwestern weit verbreitet.

Seit sich 1857 das Nierenleiden zum ersten Male gezeigt hatte, zwang es Löhe immer wieder ins Bett, und auch wiederholte Erholungsaufenthalte und Badekuren vermochten die Krankheit nur zu lindern, nicht zu heilen. Dazu kam eine Schwäche des Kehlkopfs und der Luftröhre, die ihm durch eine Art Lähmung immer wieder beim Sprechen die Stimme raubte; das war vor allem während der Predigt peinlich und schmerzlich. Ängstlich betroffen nahm Löhes Gemeinde an seinem Wohlergehen Anteil. Die Briefe der Therese Stählin sind ein getreues Spiegelbild seines Gesundheitszustandes.

Seit 1869 war Löhe fast ständig leidend und meist bettlägerig. Zuletzt konnte er sich, selbst wenn es ihm besser ging, nicht mehr selbst fortbewegen, sondern mußte in der Kutsche oder im Rollstuhl gefahren werden. Am 2. Januar 1872 schloß er die Augen für immer.

Zur 10-Jahresfeier der Diakonissenanstalt 1864 war ein Festgottesdienst abgehalten worden. Nach E. Lotze und dem Löhefreund Prof. von Zezschwitz sprach auch Löhe: »Wie staunten wir«, so berichtet Lotze, »als er in ruhig nüchterner Weise darlegte, wie sehr er sich freue, daß seine Bauern

jetzt einen viel besseren Absatz hätten für Milch, Butter und andere Erzeugnisse, daß ein eigener Arzt und eine Hebamme im Orte seien, daß für Kinder, Kranke, Hilfsbedürftige aller Art ausreichend gesorgt wäre und daß vor allem das gemeindliche, vornehmlich gottesdienstliche Leben einen neuen kräftigen Anstoß empfangen habe. »Das ist meine Hauptfreude«, sagte er »denn ich bin Pfarrer von Dettelsau.«

Vom Pfarramt also, vom pastoralen Dienst her erhielt Löhe seine Motivation, und auch als Gründer, Organisator und Rektor der

Diakonissenanstalt wollte er nichts anderes sein als Pfarrer und Seelsorger, Pfarrer der lutherischen Kirche, der er den missionarischen und diakonischen Geist der Apostel neu erschließen wollte. So wuchs er freilich rasch über das Gardemaß des Dorfpfarrers weit hinaus – durch seinen ausgeprägten Sinn für das Praktische, durch seine Freude am Organisatorischen, durch sein empfindliches Gespür für die Problemlagen seiner Zeit und durch seine reiche kreative Phantasie bei seinem Beitrag zu ihrer Lösung.

#### Quellen und Literatur

Eine modernen Ansprüchen genügende Löhebiographie liegt noch nicht vor. So muß man zurückgreifen auf die materialreiche, aber teilweise veraltete Darstellung von Löhes Vikar Johannes Deinzer: Wilhelm Löhes Leben, aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt, 3 Bände, Gütersloh 1873–1892 (seitdem mehrere Neuauflagen).

Zur Geschichte der Diakonissenanstalt enthält der 4. Band der gesammelten Werke, herausgegeben von Klaus Ganzert (Neuendettelsau 1962), wertvolles Material aus Löhes Feder, vor allem seinen Aufsatz »Etwas aus der Geschichte des Diakonissenhauses Neuendettelsau«. Die neuere Löhe-Literatur weist Friedrich Wilhelm Kantzenbach im XI. Kapitel (»Wilhelm Löhe, Frankens großer Lutheraner«, S. 158–198) seiner neuen Kirchengeschichte nach: Evangelischer Geist und Glaube im neuzeitlichen Bayern, München 1980, S. 449. Kantzenbachs zusammenfassende Darstellung über Wilhelm Löhe zeichnet sich durch zahlreiche neue und anregende Perspektiven aus.

Viele Einzelzüge zu dem hier gezeigten Löhebild verdanke ich der Briefsammlung der späteren Oberin Therese Stählin (Meine Seele lobet den Herrn, Briefe von Frau Oberin Therese Stählin, 1854–1883, hrsg. von der Diakonissenanstalt, Neuendettelsau 1957) sowie den autobiographischen Skizzen der Löhezeitgenossen Ernst Lotze (Erinnerungen an Wilhelm Löhe, aus dem Nachlaß hrsg. von der Diakonissenanstalt, Neuendettelsau 1956) und Caroline Pöschel, geb. Steinlein (Er läßt mich nicht allein, wunderbare Führungen im Leben einer Pfarrfrau, hrsg. von Adam Schuster, Neuendettelsau 1956). Die Geschichte einer Dettelsauer Gemeindestation hat neuerdings Wolfgang Wießner in den »Erlanger Bausteinen zur fränkischen Heimatforschung«, 27 (1980) 183–190, nachgezeichnet: 100 Jahre Gemeindestation der Neuendettelsauer Schwestern in Erlangen, geschildert nach einer Chronik der Diakonissen, zugleich ein Beitrag zur Sozialgeschichte Erlangens.



## »Heil Dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands!«

### Neuendettelsau und der Krieg 1870/71

Nur wenige Dettelsauer wissen, daß die prachtvolle Eiche, die sich im Rasendreieck zwischen der Altendettelsauer und der Löhe-Straße erhebt, nicht nur ein Naturdenkmal, sondern auch ein Geschichtsdenkmal von Rang ist. Sie wurde am 19. Mai 1871 in einer feierlichen Zeremonie von der Oberin der Diakonissenanstalt, Amalie Rehm, und Vikar Johannes Deinzer, dem Stellvertreter des erkrankten Dorf- und Anstaltspfarrers Wilhelm Löhe, gepflanzt.

»Wenn der Sohn den Vater fragt«, so führte Deinzer in seiner Festansprache aus, »was habt ihr da für eine Eiche gepflanzt?«, so soll der Vater sagen: »Diese Eiche hat man gepflanzt zum Andenken eines Krieges ohne Gleichen und eines Friedens ohne Gleichen. Im Jahr 1870 hat der alte Erb- und Erzfeind Deutschlands unser Vaterland mit unerhörtem Frevelmut angefallen. Aber Gott hat Deutschland gestärkt, so daß es sich erhob wie ein Mann... Da ist dem Feind sein Herz entfallen, und seine Legionen flohen von den Grenzen ins Innere..., bis er unter das Joch des Friedens sich beugte, eines Friedens so schimpflich für ihn und so ehrenvoll für uns, wie noch nie ein Friede zwischen beiden Völkern geschlossen worden ist.« So soll in späten Zeiten noch der Vater zum Sohn sagen, und der Sohn soll dann seine Hände falten und ein Dankgebet emporschicken zum HERRN, der droben die Völker

richtet und der durch sein Gericht den Einwohnern des Erdbodens Gerechtigkeit lehrt.« Mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm I., den preußischen Kronprinzen, König »Ludwig den Deutschen von Bayern« (= Ludwig II.), die tapferen Soldaten und einem drei-



*Die Friedenseiche (am Beginn der Altendettelsauer Straße), gepflanzt am 19. Mai 1871*

*(Foto: Dorle Lindenberg)*

fachen Hoch auf Pfarrer Löhe schloß die »liebliche und in ihrem Verlauf sich immer mehr ins Herz legende sinnige Feier« (Deinzer).

Diese Anteilnahme an der Feier ist umso leichter verständlich, da Neuendettelsau auf zweifache Weise mit dem nun beendeten Kriegsgeschehen verbunden gewesen war: durch die Dettelsauer Männer, die als Soldaten am Krieg teilgenommen hatten, aus dem nur einer nicht mehr heimkehrte (Georg Meier aus Bechhofen, gestorben am 16. 9. 1871 im Lazarett Chateau La Grange), und durch die ca. 50 Diakonissen, die in den Front- und Heimatlazaretten aufopferungsvoll gearbeitet hatten.

Von der Arbeit und den Abenteuern dieser Frauen zeichnen die im Korrespondenzblatt der Diakonissen veröffentlichten Briefe ein anschauliches Bild. »O Gott, jetzt weiß ich, was Kriegsschauplatz ist!« schrieb Schwester Sara Hahn unmittelbar nach den verlustreichen Kämpfen bei Wörth im Elsaß (6. August 1870) aus einem Notlazarett. »Sie können sich keine Vorstellung machen«, fuhr sie fort, »von dem namenlosen Elend hier in Wörth... Viele Privathäuser mußten Verwundete aufnehmen, alle liegen auf der Erde auf purem Stroh. Als wir ankamen, fanden wir die Armen noch mit dem Notverband vom Schlachtfeld her, in drei Tagen nichts gegessen. Waschen sollten wir vor allem die Kranken, vom Blute reinigen, das thaten wir treulichst, aber... Ärzte waren keine zur Hand. So gut wir's verstanden, legten wir Verbände an... Wir thun, was wir können, arbeiten Tag und Nacht. An Versorgung des Pflegepersonals ist nicht zu

denken, zu essen haben wir kaum nothdürftig, Brot müssen wir betteln; an ein Bett für uns ist kein Gedanke, nicht mal ein Strohsack...«

Schwester Sara war am 2. August 1870 zusammen mit acht weiteren Schwestern mit dem IX. bayerischen Feldspital (= Sanitätseinheit) eingerückt. Zuletzt wirkten diese Schwestern in einem Feldspital, das im Schloß von Versailles eingerichtet worden war. Dort wurden sie am 18. Januar 1871 Zeugen der Kaiserproklamation, d.h. des Festaktes, der als die Geburtsstunde des deutschen Kaiserreiches gilt. Schwester Sara Hahn berichtete darüber in einem Privatbrief an die ihr befreundete Familie des Muggendorfer Dekans Friedrich Mergner sehr anschaulich:

...»Wenn in der nächsten Nummer des ›Daheim‹ etwa eine Abbildung der Proklamationsfeier des deutschen Kaisers im Prunksaale des Schlosses zu Versailles nebst Beschreibung zu sehen und zu lesen sein wird, geben Sie fein Obacht, ob Sie nicht unter den dort abgezeichneten Personen fünf Dettelsauer Diakonissinnen erblicken. Mein Portrait werden Sie doch auf den ersten Blick erkennen. Hinter den Fähnrichen müssen Sie uns suchen, ganz gewiß werden wir dort zu sehen sein. Die Beschreibung aber liefere ich Ihnen hier zu dem Bilde, denn freilich sind wir dagewesen, glauben Sie's denn nicht? Den nachfolgenden Generationen werden wirs noch erzählen, was wir am 18. Januar 1871 gesehen haben bei der Proklamation des deutschen Kaisers Wilhelm!! Hätte doch jemand ge-

fehlt, wenn wir nicht hingegangen wären, waren obendrein die einzigen Damen in dem weiten Raum voll uniformierter Großen und Kleinen des deutschen Reiches. Das hätte doch auch niemand von uns geglaubt, daß wir diesen wichtigen Tag in Versailles erleben und in unmittelbarer Nähe Zeuginnen des erhabenen Schauspiels sein würden! Ich glaube sogar, wir hatten den besten Platz, es entging uns von dem, was öffentlich geredet wurde, gar nichts, und übersehen konnten wir von unserem Versteck aus den ganzen weiten Raum mit allen Großen des Reiches. Das aber trug sich folgendermaßen zu:

Erfahren mußten wir doch absolut etwas von dem großen Ereignis des Tages, es mochte nun werden, wie es wollte. So zogen wir denn gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr mittags alle fünf aus und begaben uns auf den Schloßplatz. Dort herrschte bereits reges Leben. Welche bunte Menge! In den prachtvollsten Gala-Uniformen konnte man die bekannten und unbekanntenen Großen des zukünftigen deutschen Kaiserreiches zu Wagen und per pedes herankommen sehen. Eine Karosse nach der anderen rollte auf den Schloßplatz und ihre Insassen verschwanden in den weiten Hallen des kaiserlichen Schlosses. Aber wohin sollten wir verschwinden? Noch standen wir unter dem ehernen Ludwig XIV., der auf seinem Rosse den Arm mit dem Revolver gebieterisch ausstreckt, wie Tod und Verderben predigend. Aber es hilft ihm nichts, heute sieht man ihn nicht einmal mit-leidig an; aller Augen sind auf die Einfahrt zum Schloßplatz gerichtet. Der greise Held

des Tages muß erscheinen; es ist bald 12 Uhr.

Ein freundlicher preußischer Herr im Gummimantel ermuntert uns, ins Schloß hinaufzugehen. Dürfen wir denn? Sollten wirs wagen? Versuchen wirs. Jedoch der Eingang an der Stelle, wo wirs versuchen, ist verschlossen. Sehr günstig ist das Wetter nicht; die Straße von Regen weich und schmutzig. Wir werden wohl unten bleiben müssen. Plötzlich fröhliche Begrüßung. Das bekannte Gesicht eines freundlichen preußischen Postbeamten, den wir während unseres dienstlichen 14tägigen Aufenthaltes im Schlosse täglich sahen, weil er uns immer unsere Briefe einhändigte, tritt uns entgegen, und der Herr bietet sich an, uns an einen Ort zu führen, von dem aus wir unbenutzt die ganze Szene beobachten könnten. Daß wir uns das nicht zweimal sagen lassen, ist wohl denkbar. Wir folgen ihm sofort, er führt uns durch etliche Krankensäle, in denen Verwundete liegen, so gelangen wir in eine Art Vorzimmer, in welchem eben etliche Preußen beschäftigt waren, einen langen roten Samtvorhang zu befestigen, der dasselbe von dem Proklamationsaale trennte. Einstweilen begnügten wir uns, hinter dem Vorhange vorzulugen und den rotsamtenen Schleier auf den Seiten zu lüften, auf einem erhöhten Platze standen die Fähnriche mit ihren Fahnen im Halbkreise. Wir sahen ihre »Photographie von hinten«. Die Fahnen waren teils gestickte, teils gemalte, unter letzteren trugen mehrere die Spuren entweder des Krieges oder des Alters, waren ziemlich defekt.

Tiefe Stille folgte jetzt dem bisherigen dumpfen Gemurmel; der König mußte wohl den Saal betreten haben. Ein mehrstimmiger Choralgesang begann. Wir aber folgten dem Beispiele mehrerer mit uns ins Vorzimmer eingedrungener deutscher Herren in Zivilkleidern, schlüpfen hinter den Kullissen hervor, stiegen hinter den Fähnrichen

empor und standen nun mit auf dem großen kaiserlichen Teppich, die wachhabenden Preußen im Vorzimmer ignorierend, deren einer auf der Leiter stehend den Vorhang bewachte und ein »unverschämt«! zwischen den Zähnen murmelte.

Die Feier begann mit einem Gottesdienst, der mein Herz und Gemüt erquickte. In der



*Die Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles. Der Standort der Dettelsauer Diakonissen war hinter den Fähnrichen auf dem Podium. In der Mitte des Podiums Kaiser Wilhelm I., links von ihm (mit Kinnbart und Schärpe) Kronprinz Friedrich, rechts an den Stufen des Podiums Reichskanzler Otto von Bismarck (Gemälde von Anton von Werner)  
(Foto: Süddeutscher Verlag)*

Mitte des Saales war ein Altar und ein siebenarmiger Leuchter sichtbar, vor welchem der fungierende Geistliche Liturgie und Ansprache hielt. Vier Feldgeistliche im Ornat waren außerdem im Saale anwesend. Nach dem Gesange sprach der Geistliche, Pastor Rogge, zum Eingang: Ehre sei dem Vater und dem Sohne usw., darauf ein kurzes Gebet, nach welchem »Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut« unter rauschenden Klängen der Blasinstrumente gesungen wurde. Besonders schön fand ichs, daß gerade bei dieser Feier das Konfiteor seine Stelle hier fand, welches der Geistliche mit Beziehung auf die Ereignisse der verflossenen Monate sprach.

Das hierauf folgende mehrstimmige große Gloria mußte eine sehr junge Komposition sein und erinnerte mich lebhaft an Neithardt. Als Text las der Geistliche nun Psalm 21, an welchen sich der Vortrag anschloß. Nun sollte ich wohl den Inhalt der Rede angeben, aber jedenfalls wird dieselbe in Druck erscheinen und die sich dafür interessierenden Leser besser befriedigen, als es meine Feder vermöchte. Schön war sie, jedenfalls aber für ein hyperpatriotisches Bayernherz zu preußisch. Bekanntlich ist das meine kein solches.

Nach dem Vortrag folgte ein allgemeines Kirchengebet, welches mit dem »Unser Vater« schloß. Hierauf Gesang des bei allen norddeutschen feierlichen Gelegenheiten üblichen Liedes: »Nun danket alle Gott« mit Blasinstrumentenbegleitung, Friedensgruß, Segen und dreimal gesungenes Amen.

Es wird beweglich im Saale und für uns

auf unserem Posten gefährlich; wir ducken uns ein wenig hinter den Fähnrichen; die stehen wie die Mauern aneinander, haben übrigens Mühe fest zu stehen und nicht vorgeschoben zu werden von den Neugierigen hinter ihnen. Er kommt näher, – Wer? Der König, der Kaiser in spe, seine Gewaltigen mit ihm. Alles wendet das Angesicht gegen die erhöhte Stelle, er tritt auf die Stufen, hinter ihm und um ihn herum seine Getreuen. Nun steht er unter seinen Fahnen. Lautlose Stille! Zum ersten Male in meinem Leben höre ich ihn reden, den Gefeierten, den Geliebten seines Volkes, Wilhelm den Siegreichen! Wir stehen ja keine drei Schritte hinter ihm. Seitwärts gewendet, so daß wir sein Profil sehen, verkündigt der greise Held, daß Bayerns Monarch den anderen Bundesfürsten vorangegangen und im Einverständnis mit jenen ihm die Kaiserkrone angetragen habe. In seiner Hand zittert das Blatt, von dem er liest. Dem aufmerksamen Ohr entgeht es auch nicht, wie trotz der männlichen Stärke die Stimme schwankt. Er beauftragt nun seinen Kanzler, die Proklamation vorzutragen. Bismarcks Stimme, silberklar, ertönt und gibt dem deutschen Volk den Kaiser. Der Toast, ausgebracht von Badens Regenten, ruft dreimal donnerndes Hoch hervor, bei dem alle Fahnen in die Höhe fliegen und die Federbüsche auf den emporgehobenen Kopfbedeckungen der Großen sich fröhlich schütteln. »Heil Dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands« braust es daher. Die Nationalhymne reißt das begeisterte deutsche Herz mit sich fort. Es war das der ergreifendste Moment. Da

seht hin! Der Kronprinz kniet vor dem Kaiser! Dieser aber nimmt sein Haupt in beide Hände und drückt ihm einen Kuß auf die Stirne, dicke Tränen rollen über die kaiserlichen Wangen hinunter; mehrere Umarmungen und Küsse mit anderen Großen finden noch statt.

Jetzt folgte ein wohl über eine Stunde währender Verneigungsakt. Der deutsche Kaiser stand in fortwährendem Hauptneigen, während alle Anwesenden im Saal nacheinander vortraten, eine tiefe Verbeugung schweigend machten und sich wieder zurückzogen. Es mochte ihm schier sein kaiserliches Genick weh tun. Plötzlich wendete er sich um und redete die Fähnriche nacheinander huldreich an, von einem zum anderen gehend. Uns wurde dabei etwas schwül zu Mute; verbergen war nicht möglich, er war zu nahe. Wir duckten uns und fürchteten, er käme gar noch weiter hinter zu uns, aber die Gefahr ging vorüber. Der Kaiser stieg herunter und ging in den Saal, der sich allmählich leerte. Wir standen noch immer hinter den Fähnrichen und machten wieder lange Hälse. Plötzlich wie ein Mann marschierten sämtliche Fähnriche ab durch den Saal. Da standen wir unbedeckt und hatten nichts eiligers zu tun, als so schleunig wie möglich hinter den rotsamtenen Kulissen zu verschwinden und den Rückzug anzutreten – ein höchst ergötzlicher Moment.

Unten auf dem Schloßplatz harter die Menge des neuen Kaisers, der aus den Hallen des Schlosses heraustrat, seinen viergespannten Wagen bestieg und unter dreimaligem jubelnden Hurra! dahin fuhr. Mit der

einen Hand grüßte er sein Volk, mit der anderen wischte er die feuchten Augen.

Um 2 Uhr kamen wir nach Hause und wurden von unseren Spitalherren zum Teil benedict, die in Rom gewesen und den Papst nicht gesehen, d. h. schlechte Stellungen trotz ihrer Gala-Uniformen gehabt hatten, weshalb ihnen manches entgangen war, was wir genau beobachten konnten.«

Sara Hahn, die diesen farbigen Bericht hinterlassen hat, und ihre Mitschwester waren nicht die einzigen Diakonissen aus Neuendettelsau, die am Frankreichfeldzug teilgenommen hatten. Schon zehn Tage nach der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland am 19. Juli 1870 waren zwei Schwestern mit dem V. Hauptfeldhospital des I. königlich bayerischen Armeekorps, das zunächst in Bretten, ab Oktober 1870 bei Corbeil an der Seine (südlich von Paris) zum Einsatz kam, ins Feld gezogen. Anfang August 1870 folgte ihnen eine weitere Gruppe von acht Schwestern mit dem III. Hauptfeldhospital in den Krieg; diese wurden zunächst bei Nancy (September 1870), dann in Lagny (Anfang 1871) eingesetzt. Dort lebten sie »in solcher Nähe des Bombardements auf Paris, daß die Häuser...zitterten«, wie Schwester Margarethe Herbst in einem Brief mitteilte. Die Beschießung von Paris (September bis Januar 1870/71) hatte Bismarck gegen verschiedene Bedenken, vor allem der preußischen Königin und Kronprinzessin, »aus zwingenden militärischen Gründen« durchgesetzt.

Zweimal begleiteten Neuendettelsauer Schwestern Sanitätszüge, die Verwundete

aus Frankreich in die Heimat brachten. Die abenteuerliche Reise der acht Schwestern (unter ihnen Therese Stählin), die unter Anführung des Anstaltsarztes Dr. Alfred Riedel (Verfasser eines ad hoc erschienenen Leitfadens »ueber Lazarethkrankenpflege«) am 22. Oktober 1870 nach Chalons aufbrachen, dauerte hinwärts zwei Wochen, heimwärts sechs Tage, da voll belegten Sanitätszügen auf den verstopften Schienenwegen die Vorfahrt eingeräumt wurde.

Ein zweites Mal begleiteten fünf Schwestern (wieder mit Therese Stählin) vom 7. bis zum 23. Dezember 1870 einen Lazarettzug nach Lagny. In bayerischen Lazaretten (Ansbach, Notlazarett Orangerie; Roggenburg bei Ulm, Fürstenried bei München, Würzburg, Kreuzwertheim und Schweinfurt) waren etwa 20 Schwestern tätig, so daß die Diakonissenanstalt insgesamt etwa 50 Schwestern aus der damals 150 Personen zählenden Schwesternschaft für einen längeren oder kürzeren Lazarettendienst zur Verfügung stellte.

So ist es verständlich, daß Dorf und Anstalt den Vorfrieden von Versailles (26. Februar 1871) mit Freude, Stolz und Dankbarkeit mitfeierten (am 3. März), sobald er in Neuendettelsau bekannt wurde. »Es wurde in aller Eile eine Friedensfeier arrangiert«, schreibt Missionsinspektor Bauer. »Ein Fackelzug, Illumination, Musik und Gesang ließen Neuendettelsau in einem Festglanz erscheinen, den es noch nie gesehen.«

In den Erinnerungen der Frau Pfarrer Pöschel lesen wir, daß zunächst ein Dankgottesdienst gehalten wurde, »an dem auch die

ganze Schuljugend, alle mit Fähnchen und grünen Zweigen in den Händen, teilnehmen durfte. Abends waren alle Häuser beleuchtet. Löhe fuhr in einem offenen Wagen, von Freunden begleitet, das Dorf auf und ab und zeigte seine warme Anteilnahme. Im Gasthaus Öchsle (heutiges Hospiz) waren die Männer des Dorfes und die Herren der Anstalt zusammen. Es wurden Reden gehalten, und die Musikkapelle von Windsbach blies Lieder und Märsche, und der Jubel, wieder einen Kaiser zu haben, gab sich in großer Begeisterung kund.«

Als die Musikanten um Mitternacht nach Windsbach zurückkehrten, hielten sie vor Löhes Pfarrhaus an und spielten das bekannte Lied:

Du hast Diamanten und Perlen,  
hast alles, was Menschen Begehrt!  
Du hast die schönsten Augen,  
mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Löhe schrieb am nächsten Morgen dem Bürgermeister, der diese Ehrung veranlaßt hatte, einen Dankesgruß – sehr zur Erleichterung seiner Umgebung, die seine Strenge kannte und eine andere Reaktion erwartet hatte.

### *Quellen und Literatur*

Die Briefe der Diakonissen, der Bericht über die Feier an der Friedenseiche und anderes Material zu diesem Kapitel finden sich im Korrespondenzblatt der Diakonissen 13 (1870) Nr. 8–12 und 14 (1871) Nr. 1–5 sowie im 17. Jahresbericht über den Fortgang der Diakonissenanstalt 1869/70. Der ausführliche Bericht über die Kaiserproklamation in Versailles aus der Feder von Schwester Sara Hahn ist abgedruckt in: Friedrich Mergner – ein Lebensbild (verfaßt von einer Tochter Mergners, mit einem Vorwort von August Sperl), Leipzig 1910, Seite 216–221. Die Berichte über die Friedensfeier in Neuendettelsau von Friedrich Bauer und Karoline Pöschel sind in Adam Schusters Buch »Aus tausend Jahren Neuendettelsauer Geschichte« (Neuendettelsau 1963, Seite 135 f.) zu finden.

Aufzeichnungen von Dettelsauer Diakonissen über ihren Sanitätsdienst im Ersten Weltkrieg wurden in der Neuendettelsauer Chronik 66/70 (1980) Nr. 1 (Seite 9–13) abgedruckt. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Dettelsauer Diakonissen nur für den Lazarettendienst in der Heimat herangezogen; an der Front durften nur die NSV-Schwester und das Rote Kreuz arbeiten. (Vgl. Hedwig Hofstaetter, Oberin Selma Haffner – ein Lebensbild, Neuendettelsau 1967, Seite 52).



# Der Anschluß an die große Welt

## Die Lokalbahn Wicklesgreuth–Windsbach

Der Startschuß für die erste planmäßige Fahrt auf der Strecke Wicklesgreuth–Windsbach fiel am 27. November 1894 in Rohrbrunn im Spessart, wo seine Majestät, Prinzregent Luitpold, gerade auf Sauen jagte. Er selbst mußte genehmigen, daß »die Localbahn von Wicklesgreuth nach Windsbach am 1ten Dezember ds. Js. in Betrieb gesetzt werde.«

Eisenbahnprojekte beschäftigten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viele Menschen. Im Gründerfieber einer aufblühenden Wirtschaft versprach man sich überall vom Anschluß an das Eisenbahnnetz den Beginn eines goldenen Zeitalters. Die bestehenden Wege und das Fuhrwerk- bzw. Postsystem waren auch auf dem Land der Eisenbahn hoffnungslos unterlegen. Posthalter und Fuhrunternehmen kämpften gegen die Bahn an, mußten aber verlieren. Hartnäckig hält sich das Gerücht, daß es die Heilsbronner Fuhrleute waren, die verhinderten, daß ihre Stadt Abzweigpunkt wurde.

In den 70er Jahren wurde eine Rezattalbahn von Georgensgmünd über Spalt, Wassermungenau, Windsbach, Immeldorf und Lichtenau nach Ansbach ernsthaft erwogen, dann aber nicht ausgeführt, wahrscheinlich aus Kostengründen. Das Lokalbahngesetz von 1884 schuf eine neue Ausgangslage: Es erleichterte den Nebenbahnbau beispieis-

weise dadurch, daß der Unterbau billiger erstellt werden durfte. Es behielt aber das Eisenbahnwesen in Staatshand, was manchen Vorteil hatte, z. B. einheitliches Maschinen- und Wagenmaterial, zumeist Normalspurbetrieb.

Als man nun Ende der 80er Jahre wieder an eine Projektierung ging, war die vormals erwogene Rezatgrundbahn aus dem Spiel. Es bestand kein Zweifel, daß das Ergebnis der Planungen eine Stichbahn mit dem Kopfbahnhof Windsbach sein würde. Die meisten Lokalbahnen wurden als Stichbahnen ausgeführt, das war von den damaligen Regionalplanern beabsichtigt. Sie sollten, als »Entwicklungachsen« auf einen zentralen Ort orientiert, diesen fördern. Fest stand schließlich auch, daß die Linie von der Hauptstrecke Nürnberg–Crailsheim abzweigen sollte.

Zweierlei geschah im folgenden: Zum einen mußte die Frage geklärt werden, wo der Anschlußpunkt für die Strecke sein sollte – Heilsbronn oder Wicklesgreuth. Zum anderen wollte man natürlich rasch eine gesetzliche Grundlage, damit der Bau begonnen werden konnte. Also reichten die Oberhäupter der interessierten Städte und Gemeinden Bittschriften ein, um die Entscheidung zu beschleunigen.

In Windsbach dachte man zunächst wohl an einen Anschluß in Heilsbronn: »Zu diesem

Zweck trat das Eisenbahnkomitee mit der Stadt Nürnberg in Verbindung. Die Nürnberger Vertreter standen dem Projekt ziemlich gleichgültig gegenüber. Die Vertreter der Stadt Ansbach dagegen traten für die Erbauung ein und übten auch durch ihren Bürgermeister Keller, der im bayerischen Landtag vertreten war, einen starken Einfluß für die Errichtung der Linie Windsbach–Wicklesgreuth aus.« So ein Bericht aus Windsbach. Mitte 1891 stand es fest: Der Stadtmagistrat Windsbach und die Gemeindeverwaltung Neuendettelsau stellten die »allerunterthänigste Bitte...betreff. die Erbauung einer Lokalbahn von Windsbach über Neuendettelsau an die Nürnberger-Crailsheimer Bahn zu Wicklesgreuth«.

Für die Nachbarstadt standen wirtschaftliche Gesichtspunkte im Vordergrund:

– Der Pferdemarkt in Ansbach. »Die Pferde werden in der Gegend von Neumarkt, Greding und Erding von den Pferdezüchtern dortselbst erkauft und dann auf den Pferdemarkte nach Ansbach getrieben...« Hingegen könne man Kosten sparen, das Vieh wäre nicht so ermattet und sähe besser aus, wenn man es auf der Bahn befördern könne.

– Der Hopfenmarkt. »Für die Rentabilität dieser Bahn spricht insbesondere der starke Hopfenbau in Windsbach, welcher einen jährlichen Ertrag von 1500 Ctr ergiebt, hiezu kommen noch die umliegenden Gemeinden von Windsbach und Umgebung, welche ohngefähr 2000 Ctr bauen, dann Neuendettelsau und Umgegend, welche einen Ertrag von 200–300 Ctr liefern, welcher sämtliche

Hopfen an die Handelsleute des In- und Auslandes verkauft wird.«

Die Bedeutung der Neuendettelsauer Anstalten ist ein weiterer Schwerpunkt der Argumentation: »Gegenwärtig besuchen schon über 4000 Fremde die Anstalten in Neuendettelsau, bei dem Bau dieser Bahn würde sich die Zahl auf das Doppelte, man darf annehmen, auf das Dreifache erhöhen. Die Ausgaben für Fracht per Achse, welche jährlich von der Direktion der Anstalten geleistet werden, belaufen sich auf ohngefähr 2000 M, es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese wohlthätigen Anstalten eine Ersparnis durch den Bau der Eisenbahn erhalten würden.« (Eingabe der Stadt Windsbach 6. 10. 1891) In der Tat hatte unter dem Rekto-



*Der »Postomnibus« am Bahnhof Neuendettelsau, er sorgte für die Verbindung des Bahnhofs mit der Posthalterei (heutiges Hospiz)  
(Originalfoto im Besitz von Herrn Altbürgermeister Alfred Kolb)*

rat von Friedrich Meyer, Löhes Nachfolger, die Bedeutung der »Anstalt« stark zuge-  
nommen. Als Meyer 1891 starb, war die An-  
zahl der Neuendettelsauer Schwestern auf  
331 gestiegen (gegenüber 151 bei Löhes  
Tod). Eine rege Bautätigkeit hatte sich ent-  
wickelt.

»Der Fremdenverkehr ist so großartig, daß  
außer dem dreimal täglich erscheinenden  
Postomnibus noch gewöhnlich jeden Tag  
sechs bis acht Fuhrwerke von Neuendet-  
telsau zur Bahnstation fahren, zur Ferienzeit  
werden wenigstens täglich 25 Fuhrwerke  
zur Bahnstation benutzt. Der Kostenauf-  
wand von Seite derjenigen Fremden, die die  
Anstalten zu Neuendettelsau jährlich besu-  
chen, und denjenigen 650 Personen, die in  
der Anstalt daselbst sich befinden und alle  
Jahre zweimal zur Ferienzeit nach Hause  
oder anderswohin fahren, ist sehr bedeutend  
zu nennen; diese Fremden nehmen meistens  
Fuhrwerke bis zur Bahn und würden sämtli-  
che die Lokalbahn von hier nach Wickles-  
greuth benutzen, damit sie den bedeuten-  
den Fuhrlohn ersparen.«

Im Gegensatz zu solchen Einlassungen  
stand Hermann Bezzel, seit 1891 Rektor, der  
in seinen ersten hiesigen Amtsjahren der  
geplanten und gebauten Bahn geradezu  
feindselig gegenüberstand. Er zog es vor,  
die Hauptlinie zu Fuß oder mit der Anstalts-  
kutsche zu erreichen, wenn er verreisen  
mußte. Es wird berichtet, daß erst die Be-  
schwerden der Ökonomie über zu viele  
Sonntagsfahrten und die Vorhaltungen sei-  
ner Hausdame (Bezzel war Junggeselle) ihn  
zu einer Sinnesänderung bewogen. »Als der

überraschte Schaffner ihn im Abteil II.  
Klasse zum ersten Mal sah, prallte er förm-  
lich zurück«, berichtete Franz Schatten-  
mann 1917 in seinen Erinnerungen an Bez-  
zel.

An Frachtraumbedarf für Diakonissenan-  
stalt und Dorf werden angegeben:  
– jährlich 25 Waggon Steinkohlen für die  
Diakonissenanstalt und die Ziegeleien  
– 20 Waggon Baumaterial und Granitsteine  
– 52 Waggon Mehl für die Bäckerei der An-  
stalt  
– 12 Waggon Steine zum Wegebau für die  
Gemeinde  
– 45 Waggon Düngerkalk für Neuendet-  
telsau und die nächsten Orte.

Schließlich wird im Ergänzungsschreiben  
Neuendettelsaus noch auf die zur Entlas-  
sung heranstehenden Missionszöglinge  
hingewiesen, »da dieselben als Missionare  
in fremde Länder auswandern und ihre  
sämtlichen Kleidungsstücke, Bücher und  
sonstigen Gegenstände, welche sie in ihrem  
Berufe nothwendig haben, mit Fuhrwerken  
nach der Bahnstation bringen lassen müs-  
sen, wodurch dieselben herumgeworfen  
werden...«.

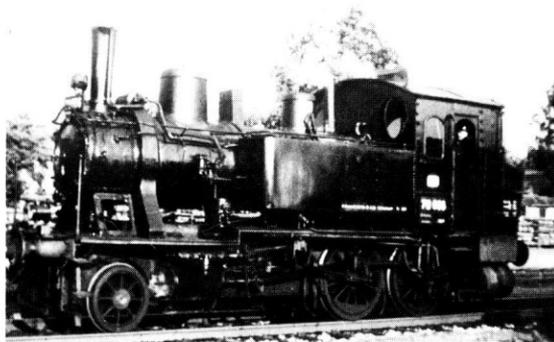
Inzwischen meldeten sich auch die Klo-  
sterstädter. Erregung habe sich der Bevölke-  
rung bemächtigt, Heilsbronn sei der Sitz des  
königlichen Amtsgerichtes, des Rentamtes,  
des Notariats und des Forstamtes. Über  
Wicklesgreuth wissen die Heilsbronner  
Oberen dagegen wenig Gutes zu schreiben:  
»Zudem ist Wicklesgreuth eine im Walde  
abgelegene Station, von welcher man min-  
destens zwanzig Minuten in das nächste

Dorf hat und dürfte nicht ausbleiben, daß die dortigen Bahngelände erweitert werden müßten, um dem wartenden Publikum den nöthigen Schutz und Unterkunft zu gewähren, was in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Baugrundes und der sanitären Verhältnisse nicht als zweckmäßig erscheinen dürfte: die Station Wicklesgreuth steht nämlich auf sumpfigem Boden und hat ein kaum genießbares und ungesundes Trinkwasser.« Schließlich befürchtet man im Falle einer Nichtberücksichtigung noch recht konkrete Nachteile: Rückgang des Fremdenverkehrs um mehr als die Hälfte und Schaden für alle Heilsbronner Geschäftsleute. Außerdem wird davor gewarnt, den Weg nach Nürnberg für das Windsbacher und Neuendettelsauer Publikum um »weitere acht Kilometer zu verlängern«.

In der Tat wurde eine Bahnlinie Heilsbronn–Aich–Neuendettelsau–Wernsbach–Windsbach projektiert, kalkuliert und der Streckenplanung Wicklesgreuth–Windsbach gegenübergestellt.

Es wurde alles durchaus ernsthaft geprüft. Doch die Entscheidung fiel für Wicklesgreuth und eine Einmündung in Richtung Ansbach, wie ursprünglich beabsichtigt. Die gesetzliche Grundlage wurde am 26. Mai 1892 geschaffen. Der Bau konnte beginnen.

Gleichzeitig konnte das rollende Material beschafft werden. Da der Zug auf der Fahrt von Windsbach eine stattliche Höhe zu erklimmen hat, verordnete man der Strecke die dafür geeignete Lok D VII der Herstellerfirma Krauss-Maffei. Diese Maschine hatte



*DB 70 006 bei der Einfahrt in den Bahnhof Neuendettelsau (im Hintergrund der Holzplatz). Das »Boggele« hieß im Ort auch »Feuriger Elias« oder »Löhe-Expreß«.*  
(Foto: Zwanzger)

---

#### *Technische Daten*

	Wicklesgreuth	Heilsbronn
Länge	11,822 km	13,582 km
kleinster Radius	300 m	200 m
größte Neigung	15‰	25‰

#### *Kosten*

Gesamt	684 200,— M.	776 500,— M.
Grunderwerb	34 046,60 M.	44 074,60 M.
von den Interessenten zu tragen	40 900,— M.	51 200,— M.
verbleiben für den Staat	643 300,— M.	725 300,— M.

---

drei miteinander gekuppelte Achsen und brachte daher viel Kraft auf die Schienen, was zum Klettern günstig war. Ein normaler Zug bestand aus der Lok, einem Personenwagen II. Klasse mit Postabteil, einem Personenwagen III. Klasse mit Schafferraum und einem Stückgutwagen. Das hieß in der II. Klasse 16 Sitz- und 10 Stehplätze, in der III. 54 Sitz- und 20 Stehplätze.

Derart gerüstet konnte nach der Fertigstellung der Strecke – die Hochbauten ließen noch auf sich warten – die offizielle Probefahrt mit geladenen Gästen am 24. November 1894 über die Schiene gehen. Damit war in Windsbach eine »hübsche Festlichkeit verbunden«. Bald nach 1/2 2 Uhr trafen die Ehrengäste und hohen Beamten mit dem Zug ein und wurden durch Böllersalven und Musik empfangen. »Sie wurden vor versammelter Stadtverwaltung ehrerbietig begrüßt und ihnen...pflichtschuldiger Dank zum Ausdruck gebracht. Der Herr Redner (Inspektor Haffner) forderte im Verlauf sei-

ner gediegenen Ansprache zu einem dreimaligen Hoch auf Se. K. Hoheit den Prinzregenten Luitpold auf, dem jubelnd entsprochen wurde, und schloß mit einem Toast auf die erschienenen Herren Gäste. Hierauf wurde von den Schülern der Lateinschule die Königshymne gesungen. Nach 5/4 stündigem Verweilen verließen die Herren unsere Stadt, von einer stattlichen Anzahl hiesiger Herren und der Stadtkapelle nach Wicklesgreuth begleitet. Auch die Lateinschüler durften im Zug mitfahren und gaben ihrer Freude durch fröhliche Gesänge Ausdruck.«

So konnte denn Bayerns Minister Krafft Freiherr von Crailsheim guter Dinge dem Prinzregenten einen »allerunterthänigsten« Antrag nach Rohrbrunn senden, »die Inbetriebsetzung der Localbahn Wicklesgreuth–Windsbach betreffend«. Am 1. Dezember 1894 nahm unsere Bahn den planmäßigen Betrieb auf.

Zum Zeitpunkt der Eröffnung waren die

90. Wicklesgreuth—Windsbach n. zur. Giltig vom Tage der Eröffnung.										
Fahrpr.		km	3435	3437	3439	Lokalzüge v. B. St.	Stationen	3434	3436	3438
II	III									
ab Wicklesgreuth			6.28	11.59	7.02	ab Ansbach 89 an		6.25	1.38	8.42
			5.02	12.13	7.25	ab Nürnberg 89 an		7.38	1.16	11.45
			6.50	1.25	8.25	ab Wicklesgreuth an		5.12	12.10	8.05
20	15	8	7.00	1.35	8.45	Wetersauach ↑		5.41	12.01	7.56
40	25	7	7.13	1.48	8.18	Neuendettelsau ↑		5.28	11.48	7.43
50	35	9	×7.21	×1.56	×9.06	Wernsbach ↓		×5.13	×11.39	×7.34
65	45	12	7.30	2.05	9.15	an Windsbach ab		5.10	11.30	7.21

Winterfahrplan 1894/95 der Lokalbahnstrecke Wicklesgreuth–Windsbach der Königlich Bayerischen Staatsbahnen (K. B. St. B.)

Hochbauten freilich noch nicht fertig, Dienst- und Warteräume nicht benutzbar. Außergewöhnlich ungünstige Witterungsverhältnisse im Sommer 1894 hatten ihre termingerechte Fertigstellung verhindert. So dauerte es wohl noch einige Zeit, bis in Neuendettelsau das solide Sandsteingebäude (Erdgeschoß Diensträume, Obergeschoß Wohnung) bezogen werden konnte. Es bestand in seinem ursprünglichen Zustand nur aus dem heutigen Mittelbau und einer Ladehalle. Die weithin sichtbare Stationstafel NEUENDETTELSAU in fast klassischer Antiquaschrift wurde bei späteren Umbauten beseitigt. Die Ausführung der Stationsbezeichnung in dieser Weise war typisch für bayerische Lokalbahnhöfe – und ist in Windsbach noch erhalten.

Zu der gesamten Bahnhofsanlage gehörte schließlich auch die Fäkalienanlage – ein kulturhistorisches Kuriosum. Sie war ursprünglich auf dem heutigen Holzplatz gelegen; später wurde sie nach einer Vergrößerung des gesamten Bahnhofsbereichs an die Stelle des nachmaligen Anwesens Högner verlegt. Die Funktion dieser Anlage wird erst durch einen Blick auf die allgemeine Geschichte der Hygiene deutlich. In

den Städten – geschweige denn auf dem Land – hatte man um die Jahrhundertwende mangels Wasserversorgung noch keine WCs sowie kaum Kanalisationssysteme. Immerhin hatten die großen Choleraepidemien gelehrt, daß es ratsam ist, die menschlichen Exkreme nicht in der Stadt zu lagern. So sammelte man den »Stoff« in Gruben, die regelmäßig geleert wurden. In Nürnberg gab es mehr als 10000 solcher Gruben, 30 Fuhrwerke waren täglich im Einsatz, um die Fäkalien nach dem Entleeren der Gruben zu einem besonderen Verladebahnhof zu bringen. Von dort ging die Fracht in Bahnkesselwagen aufs Land, u. a. nach Neuendettelsau, wo die Bauern den Stoff gerne annahmen – zur Düngung der Felder; denn Mineraldünger im heutigen Sinn gab es damals noch nicht.

Wir haben uns die Fäkalienanlage als Senke vorzustellen, in die die Bauern mit ihren Faßwagen fuhren, um aus den auf den Geleisen erhöht stehenden Kesselwagen ihre Odelfässer vollaufen zu lassen. Augenzeugen berichten, daß es den Bahnbediensteten gestattet wurde, etwaige übergelaufene Reste in ihren Hausgärten zu »verdüngen«.  
(Friedrich Weiß)

#### *Quellen und Literatur*

Der Beitrag beruht auf den Akten des Archivs des Verkehrsmuseums in Nürnberg. Ergänzend wurden zwei neuere Veröffentlichungen von Robert Zintl (Bayerische Nebenbahnen, Stuttgart 1977) und Siegfried Bufe (Dampflokomotiven in Mittelfranken, München 1980) herangezogen. Zum Stichwort »Fäkalienanlage« wurde der Aufsatz »Krankwerden – Gesundbleiben« von Hans-Joachim Jahn in dem Sammelband »Industriekultur in Nürnberg« (hgg. von Hermann Glaser, München 1980, Seite 229 ff.) benutzt.



## »Ich will noch nicht sterben, rette mich doch!«

### Die Diakonissenanstalt und die nationalsozialistische Gewaltaktion »Gnadentod«

Den Postkarten-Heiner kannten in Coburg viele Menschen. Denn der geistig behinderte Mann kam als Hausierhändler mit seinen Postkarten in viele Häuser. Als seine letzten Angehörigen gestorben waren, wurde er in Neuendettelsau in einem Heim der Diakonissenanstalt untergebracht. Sein Vormund war der Pfarrer seiner Heimatgemeinde.

Im Februar 1941 erhielt sein Pfarrer ein Schreiben des staatlichen Kostenträgers für den Heimaufenthalt seines Mündels. Der Kostenträger, so hieß es dort, verfüge derzeit in seinen eigenen Einrichtungen über genügend freie Plätze und habe deshalb die Verlegung des Mannes in das Bezirkskrankenhaus Ansbach angeordnet. Empört schrieb der Pfarrer zurück, daß er mit der Verlegung nicht einverstanden sei, und verlangte, daß sein Mündel sofort nach Neuendettelsau zurückgebracht werde.

Dieses Protestschreiben blieb ohne Antwort. Wenige Wochen später erhielt der Vormund ein Schreiben der Pflegeanstalt Schloß Hartheim bei Linz/OÖ. Darin teilte ihm der Anstaltsarzt mit, daß sein Mündel trotz aller ärztlicher Bemühungen an einer Lungenentzündung verstorben sei. Die Leiche sei aus seuchenpolizeilichen Gründen eingäschert worden; der Nachlaß stehe auf Wunsch zur Verfügung. Ein amtlich korrekter Totenschein lag bei.

Der Pfarrer bat um Übersendung des Nachlasses und erhielt wenige Tage später ein kleines Postpaket. Es enthielt die Nickelbrille des Verstorbenen, sonst nichts.

Nachrichten dieser Art erhielten in diesen Monaten auffällig viele Vormünder oder Angehörige geistig oder körperlich behinderter Männer, Frauen und Kinder. Wiederholt kam es vor, daß als Todesursache Blinddarmentzündung genannt wurde, obwohl der Blinddarm schon vor Jahren entfernt worden war. In diesen Fällen wurde zur Gewißheit, was damals viele ahnten und nicht wenige wußten: Die »Verstorbenen« waren Opfer der systematischen Ausrottung des angeblich »lebensunwerten Lebens« geworden; sie waren von den Vollzugsgehilfen des NS-Regimes ermordet worden.

Heute wissen wir, daß im gesamten Reichsgebiet mindestens 70000 geistig Behinderte und Kranke dieser »Aktion« zum Opfer gefallen sind. Etwa 1100 von ihnen stammten aus den Pflegeheimen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau.

Die »Aktion Gnadentod«, d.h. die Ermordung unheilbar Kranker, wurde im Oktober 1939 durch einen Geheimerlaß Adolf Hitlers, der auf den Tag des Kriegsausbruchs zurückdatiert wurde (1. 9. 1939), in Gang gesetzt. Mit der Durchführung wurde eine eigens geschaffene Dienststelle in Berlin betraut, die nach ihrem Amtssitz in der Tiergar-

tenstraße 4 unter dem Decknamen »T 4« firmierte. Die Leitung hatten der Reichskommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, Hitlers Leibarzt Dr. Karl Brandt, und der Leiter der Führerkanzlei Philipp Bouhler. Die an sich zuständigen Behörden wurden nur hilfswise herangezogen oder gar nicht informiert. Der Reichsminister der Justiz, Dr. Gürtner, erfuhr z.B. erst im Juni 1940 von Hitlers Geheimerlaß – aufgrund eines Protestes der Inneren Mission. In rascher Folge gründete die Dienststelle T 4 drei Organisationen zur Durchführung ihres Euthanasie-Programmes:

- die »Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten«, der die Auswahl der »geeigneten« Patienten oblag;
- die »Gemeinnützige Stiftung für Anstaltspflege«, die die Ermordung der Patienten in sechs »Euthanasieanstalten« durchführte (Landespflegeanstalten Brandenburg, Bernburg, Grafeneck/Württemberg, Hadamar bei Limburg a. d. Lahn, Hartheim bei Linz und Sonnenstein bei Pirna/Sachsen);
- die »Gemeinnützige Krankentransport-GmbH«, die die Aufgabe hatte, die Patienten aus den Stammanstalten in die »Euthanasieanstalten« zu bringen.

Die Ermordungsaktion wurde noch im Oktober 1939 in den Gauen Pommern, Brandenburg-Berlin, Sachsen, Württemberg und Hamburg in die Wege geleitet. Die betroffenen Anstalten erhielten ein Rundschreiben des Reichsministers des Inneren, in dem sie aufgefordert wurden, die beigelegten Meldebogen für alle geistig behinderten Patienten sowie für diejenigen Pa-

tienten auszufüllen, die sich mindestens fünf Jahre in Anstalten befinden oder »nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind«. Begründet wurde die Fragebogenaktion mit der »Notwendigkeit planwirtschaftlicher Erfassung«. Wenig später wurde den Anstalten mitgeteilt, daß »auf Anordnung des Reichsverteidigungskommissars« der größte Teil der gemeldeten Personen in andere Anstalten verlegt werden müßte. In den Anstalten der Inneren Mission Württembergs begannen diese Verlegungen im Januar 1940. Sie führten, wie sich später herausstellte, unmittelbar in die Euthanasieanstalten, vor allem nach Schloß Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Dort wurden die Patienten vom Anstaltsarzt nur flüchtig untersucht und meist unmittelbar darauf in die Gaskammern geführt, die als Duschaum getarnt waren. Nach der Tötung durch Kohlenmonoxydgas wurden die Leichen unverzüglich in anstaltseigenen Krematorien verbrannt.

Informationen über diese Vorgänge wurden zwischen den betroffenen Anstalten ausgetauscht, an die Kirchenleitungen weitergegeben und auch in den Landesverbänden sowie im Zentralauschuß der Inneren Mission (Berlin) gesammelt und diskutiert. So war man in Neuendettelsau über die wahren Absichten orientiert, als Ende Juni 1940 das Rundschreiben des Reichsinnenministers mit der Aufforderung eintraf, die beigelegten 1500 Meldebogen bis zum 1. 9. 1940 ausgefüllt zurückzuleiten. Gleichzeitig hatten auch die Bodelschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld die Melde-

bogen erhalten. Vermutlich in Absprache mit Pastor Friedrich von Bodelschwingh verfuhr die Neuendettelsauer Anstaltsleitung ebenso wie dort. Am 27. Juli teilte die Direktion der Pflegeanstalten dem Innenministerium mit, daß es unmöglich sei, die Fragebogen fristgemäß auszufüllen, da infolge des Krieges hierzu geeignete Kräfte fehlten. Gleichzeitig wurde darum gebeten, die Meldebogenaktion bis nach Beendigung des Krieges zu verschieben.

Rückfragen beim Amtsarzt und beim Medizinalreferenten der Regierung von Mittelfranken in Ansbach ergaben, daß beide Behörden von der anlaufenden Aktion nicht informiert waren. Um durch eine Aussprache mit Pastor von Bodelschwingh größere Klarheit über die Vorgänge und das eigene Verhalten zu gewinnen, reisten der Direktor der Pflegeanstalten, Pfarrer Hilmar Ratz (1900–1977), und der psychiatrische Chefarzt der Anstalt, Dr. Rudolf Boeckh, am 1. September 1940 nach Bethel. Dr. Boeckh, Parteigenosse seit 1932, war als Facharzt für Neurologie und Psychiatrie bis 1936 Oberarzt an den Betheler Anstalten gewesen, dann nach Neuendettelsau berufen worden, um dort im Kurheim Friedenshort eine Spezialanstalt für die klinische Behandlung von Nerven- und Gemütskranken einzurichten.

Da passiert etwas Unerwartetes: Nur wenige Stunden vorher durch einen Telefonanruf des Bayerischen Innenministeriums angekündigt, erscheint am 2. September 1940 in Neuendettelsau eine siebzehnköpfige Kommission mit dem Auftrag, die Ausfüllung der Fragebogen an Ort und Stelle

durchzuführen. Die Kommission, die von Dr. Theodor Steinmeyer, dem Chefarzt der Heil- und Pflegeanstalt Werstein (verstorben am 25. 5. 1945 durch Selbstmord), angeführt wird, besteht aus acht jungen Ärzten bzw. Medizinstudenten und ebenso vielen Stenotypistinnen. Im weiteren Verlauf stellt sich heraus, daß die acht jungen Mediziner psychiatrisch nicht vorgebildet sind.

Rektor D. Hans Lauerer (1884–1953) befand sich zu diesem Zeitpunkt in Urlaub, während Pfarrer Ratz und Dr. Boeckh in Bethel weilten. Die Oberin, Diakonisse Selma Haffner (1878–1965), setzte sich deshalb sogleich telefonisch mit Bethel in Verbindung. Von dort erhielt sie die Auskunft, daß man der Kommission die Akteneinsicht nicht verweigern könne, da sie sich durch eine Legitimation des Bayerischen Innenministeriums ausweisen könne, die am nächsten Tage in einem Eilbrief auch schriftlich nachgereicht wurde. Die Oberin gab also die Patientenakten frei und stellte die notwendigen Schreibtische zur Verfügung.

Die Kommission machte sich sogleich an die Arbeit und hielt sich dabei ausschließlich an die schriftlichen Unterlagen, ohne auch nur einen einzigen Patienten persönlich zu untersuchen. Das war um so bedenklicher, als die Krankenblätter keine systematischen fachärztlichen Eintragungen enthielten, sondern nur gelegentliche Beobachtungen des betreuenden Personals.

Als Pfarrer Ratz und Dr. Boeckh aus Bethel zurückkehrten, waren bereits einige hundert Fragebogen ausgefüllt und an das Reichsinnenministerium in Berlin abge-

sandt worden. Dr. Boeckh erhob dagegen scharfen Protest, da nach der Anweisung der Regierung die Meldebogen nur im Benehmen mit dem zuständigen Arzt ausgefüllt werden sollten, und lehnte jede weitere Zusammenarbeit mit der Kommission ab. Unbeeindruckt von dieser Reaktion, schloß die Kommission am 3. September ihre Arbeit ab.

Pfarrer Ratz war durch den Einbruch der Kommission tief erschüttert und beunruhigt, da er die Konsequenzen kannte. »Es war, als wenn ein Leichentuch über die Anstalt gebreitet war«, sagte er zu einem Kollegen. Aus Bethel berichtete er, Pastor v. Bodelschwingh habe sehr eindeutig erklärt, »man könne hier nichts unternehmen, da die Kommission sowohl vom bayerischen Staatsministerium des Inneren wie auch vom Reichsinnenministerium autorisiert sei. Unmittelbar aktiver Widerstand habe keinen Sinn. Man solle versuchen, möglichst viele Kranke zu den Angehörigen zu entlassen oder in noch nicht gefährdete Anstalten, z. B. Altenheime, zu verlegen.«

Unmittelbar nach der Abreise der Kommission legte Dr. Boeckh wegen deren oberflächlichen Arbeitsweise schriftlich Protest beim Reichsinnenministerium ein. Bei mündlichen Vorsprachen im Bayerischen Staatsministerium des Inneren am 13. und 14. September wiederholte er diese Beschwerden. Er erreichte die Zusage, daß die Beschwerden überprüft und die Meldebogen ggf. nach Neuendettelsau zurückgesandt würden. Zugleich wurde ihm in München erneut nachdrücklich versichert, daß die Meldebögen lediglich der planwirt-

schaftlichen Erfassung der Heil- und Pflegeanstalten dienen.

Außerdem hatte Boeckh bereits im Anschluß an die Arbeit der Kommission Steinmeyer damit begonnen, alle in den Meldebögen erfaßten Patienten persönlich zu untersuchen und nur die schwersten Fälle für eine eventuelle »Verlegung« vorzumerken. Seine Absicht war es dabei, »zu retten, was zu retten war«. Seine Bemühungen blieben allerdings ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Ereignisse. Trotzdem mußte er sich wegen dieser Maßnahme noch 1978/79 einem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren wegen des Verdachtes auf »versuchte Beihilfe zum Mord« unterziehen. Es wurde freilich am 11. Januar 1979 eingestellt, da »der Beschuldigte Boeckh... aus tatsächlichen wie aus rechtlichen Gründen nicht strafbar« ist.

Während Dr. Boeckh als Arzt gegen das drohende Unheil anzugehen versuchte, beschritten Rektor D. Lauerer und Pfarrer Ratz einen anderen Weg. Sie unterrichteten Landesbischof D. Hans Meiser persönlich über das Vorgehen der Kommission Dr. Steinmeyer und baten ihn, den Reichsstatthalter Ritter von Epp in dieser Sache anzugehen. Bischof Meiser hatte bereits im Februar 1940 von Epp wegen der Euthanasieaktion aufgesucht; ob er sich nun erneut an den Reichsstatthalter wandte, ist den Akten bislang nicht zu entnehmen. Ferner wandte sich die Neuendettelsauer Anstaltsleitung an den Oberbürgermeister von Nürnberg, der als Kostenträger eine große Zahl von Kranken in den Dettelsauer Häusern untergebracht

hatte, mit der Bitte, auf das Reichsinnenministerium in dem Sinne einzuwirken, daß die Meldebögen wenigstens ordnungsgemäß ausgefüllt würden. Schließlich suchten Rektor Lauerer und Dr. Boeckh im Oktober in dieser Sache auch den Regierungspräsidenten in Ansbach auf.

Gleichzeitig bereitete man sich innerhalb der Diakonissenanstalt auf den Ernstfall vor. Die Schwestern und Mitarbeiter der Pflegeanstalten wurden über die vorliegenden Informationen und die ernststen Befürchtungen, die man seit der Meldebogenaktion hegen mußte, unterrichtet. Eine Bruckberger Schwester berichtet, daß »im Herbst 1940 Herr Pfarrer Harleß (der Leiter der Bruckberger Heime) das Pflegepersonal im Brüderzimmer zusammenrief und mit bewegter Stimme erzählte, daß... die (nach Württemberg verlegte badische) Anstalt Kork für epileptische Kranke von der Vernichtung »lebensunwerten Lebens« durch den NS-Staat bedroht und die Kranken in einer nahegelegenen Vernichtungsanlage umgebracht worden waren«. Die Schwester fährt fort: »Erstaunt, stumm, ja fast ungläubig hörten wir den Bericht«, und charakterisiert damit sehr zutreffend die Reaktion der Schwesternschaft, wie sie auch aus anderen Filialen berichtet wird: Ausmaß und Durchführung der Mordaktion waren in einem solchen Maß unvorstellbar, daß sich Vernunft und Erfahrung gegen diese Perspektive sträubten.

In einer Art Dienstanweisung wurden die Schwestern und Mitarbeiter der Diakonissenanstalt auf den Ernstfall eingestellt. Ge-

nerell wurde ihnen von der Anstaltsleitung strikt untersagt, Informationen über die erwarteten Ereignisse an die Öffentlichkeit zu geben, um Gerüchten vorzubeugen. Ferner wurde bestimmt:

»Wir werden, wenn Pfleglinge abgeholt werden sollen, die Kommission nach einer doppelten Legitimation befragen: Zunächst werden wir eine schriftliche Vollmacht darüber verlangen, von wem die Kommission beauftragt ist. Die Kommission wird ohne Zweifel eine solche Vollmacht von einer Staatsbehörde (Ministerium) vorweisen. Sodann werden wir betonen, daß unsere Pfleglinge uns anvertraut seien, die einen vom Landesfürsorgeverband usw., die anderen von den Angehörigen. Wir werden erklären, daß wir die Pfleglinge ohne schriftliches Einverständnis derer, die sie uns anvertraut haben, nicht herausgeben können. Die Kommission wird eine solche Legitimation wohl nicht aufzuweisen haben. Wir werden also versuchen, den Eingriff aufzuschieben, bis diese Legitimation beigebracht ist; zum mindesten werden wir versuchen, telefonisch beim Landesfürsorgeverband Ansbach anzufragen. Wenn unser Einspruch von der Kommission nicht angenommen wird, auch ein Aufschub uns nicht gewährt wird, so werden wir in Gegenwart von Zeugen und womöglich in einem schriftlichen Protokoll Protest gegen die Wegnahme der Pfleglinge einlegen. Wir sind aber nicht in der Lage, der Staatsgewalt einen Widerstand entgegenzusetzen. Wir werden erklären, daß uns nichts anderes übrig bleibe, als der Staatsgewalt uns zu fügen. Wenn wir es

schon nicht verhindern können, daß unsere Pfleglinge weggeführt werden, so erscheint es richtig, daß wir ihnen bis zum letzten Augenblick wenigstens noch alle Fürsorge zuwenden, die uns möglich ist, daß also die Schwestern der Kommission die zum Abtransport bestimmten Pfleglinge zeigen und diesen helfen, daß sie mit dem Nötigsten versorgt werden.«

Die Ereignisse entwickelten sich freilich ganz anders, als sie hier erwartet wurden. Die befürchteten »Verlegungen« erfolgten in einer so perfekten Scheinlegalität, daß juristischer Einspruch unmöglich war: Sie wurden nämlich nicht, wie erwartet, durch das Innenministerium angeordnet, sondern von den Kostenträgern selbst, d.h. von den Landesfürsorgeverbänden, und zwar in deren eigene Heil- und Pflegeanstalten (also nicht mehr – wie zuletzt noch in Württemberg – direkt in die »Euthanasieanstalten«). Nach dem damals geltenden Fürsorgerecht hatte nämlich der kostentragende Fürsorgeverband darüber zu bestimmen, wo der von ihm betreute Hilfsbedürftige untergebracht wird.

Als erster teilte der Landesfürsorgeverband Schwaben am 11. November 1940 der Diakonissenanstalt mit, daß die Pflegebefohlenen, die auf seine Kosten in Neuendettelsau untergebracht seien, in die Heil- und Pflegeanstalt Günzburg verlegt werden müßten. Als Grund wurden wieder planwirtschaftliche Maßnahmen sowie die Tatsache genannt, daß in der eigenen Anstalt genügend freie Plätze zur Verfügung stünden. Der Abtransport erfolgte im Dezember

1940 durch die grauen Omnibusse der Gemeinnützigen Krankentransport-GmbH. Zu diesem Zeitpunkt erfolgte die Vorbereitung der Pfleglinge noch so, daß man ihnen sagte, es werde ein »Ausflug« unternommen. Die Zahl der damals verlegten Patienten ist nicht genau bekannt (vermutlich ca. 50); sie war jedenfalls so groß, daß die Pflegeanstalt II in Neuendettelsau für die Kinderlandverschickung freigemacht werden konnte. Das weitere Schicksal der damals (und später) verlegten Patienten ist im einzelnen nicht bekannt. Man muß jedoch davon ausgehen, daß der größte Teil von ihnen nach kurzem Aufenthalt in Günzburg in eine »Euthanasieanstalt« verbracht und ermordet wurde. Todesnachrichten, die in den folgenden Wochen in gehäufter Zahl auch in Neuendettelsau eintrafen, ließen nun auch die dort verbliebenen Pfleglinge ahnen, was der Zweck jenes »Ausfluges« gewesen war.

Am 9. Februar 1941 folgte der Landesfürsorgeverband Mittel- und Oberfranken mit der Anordnung, daß 637 Pfleglinge, für deren Kosten er aufzukommen hatte, in die Heil- und Pflegeanstalten Ansbach, Erlangen und Kutzenberg/Ofr. verlegt werden müßten. Die Begründung glich der, die der Landesfürsorgeverband Schwaben im November gegeben hatte. Nach den Erfahrungen mit der ersten »Verlegung« entfaltete die Anstaltsleitung nunmehr eine energische Aktivität, um zu retten, was zu retten war.

Sogleich nach der Verlegungsanordnung wurden die Angehörigen der betroffenen Patienten schriftlich benachrichtigt und

aufgefordert, gegen den Beschluß des Landesfürsorgeverbandes Beschwerde einzulegen. Die Beschwerden liefen dort so zahlreich ein, daß sie durch ein vielfältiges Schreiben beantwortet wurden. Darin hieß es, daß die betreffenden Pflinglinge trotzdem »in die Heil- und Pflegeanstalten mitüberführt (würden) und erst nach Feststellung, daß die Angehörigen zur Übernahme der Kosten in der Lage seien«, anders entschieden werden könne.

Schon vorher hatte die Diakonissenanstalt Sprechtag für die Angehörigen der betroffenen Pflinglinge eingerichtet. Denn hier konnte offener über die drohende Gefahr gesprochen werden als in Briefen. »Man mußte dabei jedoch die erschütternde Feststellung machen«, schrieb Pfarrer Ratz im Rückblick, »daß verhältnismäßig wenige Angehörige bereit waren – trotz der drohenden Vernichtung der Kranken – diese zurückzunehmen«.

Am 12. Februar 1941 suchten Rektor D. Lauerer, Pfarrer Ratz und Pfarrer Burkert den stellvertretenden Regierungspräsidenten Hetzel in Ansbach auf. Bei der Unterredung waren auch der Medizinalreferent der Regierung sowie Landrat Nattermann zugegen, der – wie sich später herausstellte – der Sachbearbeiter für die Verlegungsaktion war. »Es wurde unsererseits ganz deutlich betont«, so berichtete Pfarrer Ratz später, »daß wir den Eindruck hätten, daß die ganze Aktion mit der ›Vernichtung lebensunwerten Lebens‹ in Zusammenhang stünde. Unsere geäußerten Vermutungen wurden mit Entrüstung und Strafandrohung zurückge-

wiesen, insbesondere der klare Protest des Rektors, in dem er aussprach, daß wir um des christlichen Gewissens willen unter allen Umständen gegen jede Tötung lebensunwerten Lebens uns wenden müßten. Darauf wurde ausdrücklich erklärt, daß die Heil- und Pflegeanstalten nun in Heilanstalten umgewandelt würden, wo die Insassen einen Daueraufenthalt finden würden. Mit einer anderen Aktion (Euthanasie) habe die Verlegung nichts zu tun.« Angesichts dieser skrupellosen Lügenmethode war an dieser Stelle nichts zu erreichen.

Die in der Unterredung erwähnte Strafandrohung wurde am folgenden Tag unmittelbare Wirklichkeit. Am 13. Februar erschienen in Neuendettelsau zwei Beamte der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), um die leitenden Herren der Diakonissenanstalt zu vernehmen. Sie ermittelten wegen des Verdachts der Verbreitung unwahrer Behauptungen und der Beunruhigung der Bevölkerung durch Information der Angehörigen über die Verlegungen. Eine weitere Benachrichtigung der Angehörigen wurde untersagt. Die Vernehmung selbst hatte keine weiteren Folgen.

So blieben zur Rettung der Pflegebefohlenen nur noch interne Maßnahmen:

– Eine Reihe von Pflinglingen wurde auf Freiplätze übernommen, die durch Heranziehung kirchlicher Gaben sowie von werkseigenen Mitteln geschaffen wurden, und so den Verfolgungsmaßnahmen entzogen.

– Andere geeignete Pflinglinge wurden rechtzeitig vor der Verlegung in weniger ge-

fährdete Anstalten, vor allem in Altenheime, aber auch in außerbayerische Einrichtungen überführt.

– Eine größere Zahl von Pflegelingen konnte in Neuendettelsau verbleiben, weil man sie als sog. halbe Arbeitskräfte für die Wirtschaftsbetriebe der Anstalt als unentbehrlich bezeichnete.

– Schließlich gelang es, sämtliche bildungsfähigen geistig behinderten Kinder von der Verlegungsaktion zu verschonen. Die insgesamt 160 Kinder aus den Neuendettelsauer und Bruckberger Heimen wurden ab Mai 1941 im Pflegeheim I in Neuendettelsau zusammengefaßt, das seitdem den Namen »Heilerziehungsheim« führt. Diese Namensgebung sollte ein zusätzlicher Schutz dieser Kinder vor weiteren Eingriffen sein.

Ende Februar fuhren die grauen Busse der »Gemeinnützigen Transport-GmbH« vor den Pflegeheimen der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau (24.2.1941), Bruckberg, Engelthal und Polsingen vor. Erschütternde Szenen ereigneten sich jetzt. Manche Pflegelinge stiegen gefaßt in den Bus. Ein Patient verabschiedete sich z.B. mit den Worten: »Wir sehen uns beim Herrn Jesus wieder. Brauchst net greina, ich grein' auch net!« Ein anderer sagte: »Ich nehme nichts mit. Alles können sie mir nehmen, nur nicht meinen Heiland.« Andere Pflegelinge wurden von Unruhe und Angst gepackt. Ein Bruckberger klammerte sich an die Hausmutter und flehte sie weinend an: »Ich will noch nicht sterben, rette mich doch!« Tief erschüttert und im Gefühl peiniger Ohnmacht blieben die Schwestern und Pfleger



*Abtransport der Behinderten aus Bruckberg 1941. Der Urheber der offenbar heimlich aufgenommenen Fotografie ist nicht bekannt.*

zurück, als die Omnibusse die Anstalt verließen. Zur selben Zeit (21.2.1941) wurden übrigens auch die Anstaltsinsassen des Ottlienheimes in Absberg (Landkreis Gunzenhausen) in zwei Omnibussen »verlegt«.

Der Ortsgruppenleiter der Ortsgruppe Bruckberg der NSDAP berichtete Anfang März 1941 an die Kreisleitung in Ansbach, daß die Verlegung der Bruckberger Pflegelinge »unter der Bevölkerung Bruckbergs größte Beunruhigung« hervorgerufen habe. Sie sei noch dadurch gesteigert worden, »daß ein Teil der zur Verlegung kommenden Pflegelinge – es handelt sich um diejeni-

gen, die nach Ansicht der Bevölkerung ›noch ihren Verstand‹ haben – fast in jedem Haus Abschied nahmen«. Der Ortsgruppenleiter schlug deshalb vor, der Beunruhigung durch Aufklärung auf dem nächsten Mitgliederappell entgegenzuwirken. Demgegenüber vertrat der Kreisleiter in seinem Bericht an die Gauleitung die Meinung, man solle die Angelegenheit nicht öffentlich erörtern.

Die durch die Verlegung freigewordenen Plätze bzw. Häuser wurden in Engelthal, Bruckberg (II) und Polsingen sogleich von der Hitlerjugend für die Kinderlandverschickung – am 20. April 1941 waren es bereits 700 Kinder – in Anspruch genommen.

Seit Anfang März liefen die sich dramatisch zuspitzenden Ereignisse auf zwei Ebenen ab: Einerseits wurde die Euthanasieaktion von den zuständigen Dienststellen planmäßig weiterbetrieben. Andererseits wurde sie beschleunigt durch das Bestreben einflußreicher Stellen in Partei und Staat, die Dettelsauer Anstalten freizumachen, ja u.U. die Diakonissenanstalt ganz zu liquidieren, um mehrere Hundert alte und gebrechliche Südtiroler unterzubringen. Diese sollten im Rahmen des Umsiedlungsprogrammes für Volksdeutsche ins »Reich« zurückgeführt werden. Am 7. April wurde in einer Besprechung zwischen Staats- und Parteistellen in der Führerkanzlei in Berlin festgestellt: »Die Neuendettelsauer Anstalten müssen auf jeden Fall der Einflußnahme der Inneren Mission entzogen werden.« Die Durchführung dieses Beschlusses hätte das Ende der Diakonissenanstalt bedeutet. Um

das drohende Unheil abzuwenden, verfolgte die Anstaltsleitung in Neuendettelsau – letztlich erfolgreich – die Taktik, den staatlichen Stellen in der Südtirolerfrage bis an die Grenze des Möglichen entgegenzukommen.

Um die räumlichen Voraussetzungen für die Unterbringung der Südtiroler zu schaffen, arbeitete Landrat Nattermann als Sachbearbeiter bei der Regierung von Mittelfranken am 3. April 1941 einen Verlegungsplan aus. Er sah vor,

- 69 psychisch Kranke aus der Pflegeanstalt I und
- 20 aus dem Kurheim in Neuendettelsau in die Heil- und Pflegeanstalt Erlangen,
- 81 psychisch Kranke aus Polsingen I und
- 89 aus Polsingen II sowie
- 139 aus Bruckberg I in die Heil- und Pflegeanstalt Ansbach und
- 103 psychisch Kranke aus Himmelkron I sowie
- 35 aus Himmelkron II in die Heil- und Pflegeanstalt Kutzenberg zu verlegen (zusammen 536 Personen).

Am 7. April wurde die Verlegung durch das Bayerische Staatsministerium des Inneren angeordnet und am 24. April 1941 durchgeführt, und zwar diesmal ohne Rücksicht darauf, wer der Kostenträger ist. Auch die diesmal betroffenen Pfléglinge dürften zum größten Teil nach kurzem Aufenthalt in einer der drei Heil- und Pflegeanstalten in einer Euthanasieanstalt ermordet worden sein.

Ende 1941 befanden sich noch 438 Patienten in den Pflegeanstalten der Diakonissen-

anstalt, die etwas kleinere Hälfte in der Pflegeanstalt I in Neuendettelsau (hier vor allem die »Hilfsschüler« aus Neuendettelsau und Bruckberg), der Rest in der Pflegeanstalt I in Himmelkron, die man der Diakonissenanstalt vor allem wegen der baulichen Mängel gelassen hatte. Pfarrer Ratz schätzt, daß insgesamt etwa 700 Pfléglinge vor der Euthanasie gerettet werden konnten. Demnach müßten etwa 250 von ihren Angehörigen aufgenommen, auf Freiplätze oder in anderen Einrichtungen (Altenheimen) untergebracht oder als »halbe Arbeitskräfte« eingestuft und gerettet worden sein oder nach Kriegsende aus den Heil- und Pflegeanstalten nach Neuendettelsau zurückgekehrt sein. Wenn man davon ausgeht, daß die Diakonissenanstalt 1940 über 1758 Plätze für geistig behinderte Pfléglinge verfügte, muß man damit rechnen, daß etwa 1050 Pfléglinge der Neuendettelsauer Pflegeanstalten der Mordaktion »Gnadentod« zum Opfer gefallen sind. Diese Zahl liegt deutlich unter der Summe der »verlegten« Personen (ca. 1220), von denen freilich eine unbestimmte Zahl die Euthanasieaktion überlebt hat. Eine Zahl zwischen 1100 und 1150 dürfte der Wahrheit am nächsten kommen.

Angesichts zahlreicher Proteste, vor allem von Seiten der Kirche, angesichts wachsender Beunruhigung in der Bevölkerung und zunehmender Bedenken in führenden Parteikreisen ordnete Adolf Hitler am 24. August 1941 die Beendigung der Aktion »Gnadentod« an. Einzeltötungen, insbesondere von mißgebildeten oder idiotischen Kin-

dern, fanden allerdings noch statt, und zwar bis 1945.

Vierzig Jahre danach, am Buß- und Bettag (18. November) 1981 übergab Pfarrer Heinz Miederer, der Rektor des Evang.-Luth. Diakoniewerkes Neuendettelsau, der Öffentlichkeit die Gedenktafel, die an die tragischen Ereignisse der Jahre 1940/41 erinnert. Sie ist am Sockel des Standbildes des Guten Hirten angebracht, das vor der Laurentiuskirche seinen Platz hat, und lautet:



*Inschrift am Standbild des Guten Hirten vor der Laurentius-Kirche, eingeweiht am Buß- und Bettag (18. November) 1981*

*(Foto: Dorle Lindenberg)*



## Quellen und Literatur

Jeder Historiker, der sich mit der Geschichte des NS-Regimes befaßt, muß davon ausgehen, daß keineswegs alle Maßnahmen und Bestrebungen, die sich gegen das Gewalt- und Unterdrückungssystem des totalitären Staates richteten, aktenkundig geworden sind. Das verbot häufig allein die Vorsicht. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß die hier vorgelegte Darstellung, die aus der Literatur und den Akten erarbeitet wurde, nicht alle Versuche verzeichnen konnte, die Euthanasieaktion von den Neuendettelsauer Anstalten fernzuhalten bzw. ihr entgegenzuwirken.

Ausgangspunkt meiner Untersuchung war die Darstellung, die Pfarrer Hilmar Ratz selbst, der Leiter der Neuendettelsauer Pflegeanstalten von 1937–1968, im ersten Jahresbericht gegeben hat, der nach dem Krieg wieder erscheinen konnte: 83.–94. Jahresbericht der Evang.-Luth. Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1936–1947, Neuendettelsau 1948, S. 33 ff. Von den Publikationen der Diakonissenanstalt bzw. des Diakoniewerkes sind ferner zu erwähnen: »Neuendettelsauer Chronik« 1980/3 (Mitteilungen aus dem Evang.-Luth. Diakoniewerk Neuendettelsau) 66./70. Jg., S. 7, die eine Stellungnahme des Direktoriums zum Euthanasie-Programm »Wort zur ›Aktion Gnadenod‹ vor 40 Jahren« enthält und »Neuendettelsauer Chronik« 1981/3 (67./71. Jg., S. 9–11), die unter der Überschrift »Gedenktafel für ›Euthanasie-Opfer« zwei Beiträge bringt, von denen vor allem der der Diakonisse Linda Hahn, einer Augenzeugin in den Bruckberger Heimen, sehr lesenswert ist. In dem Lebensbild »Oberin Selma Haffner« von Diakonisse Hedwig Hofstaetter (Verlag der Evang.-Luth. Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1967) werden die Ereignisse der Jahre 1940/41 auf den Seiten 54–57 kurz dargestellt. Unter dem Titel »Einbruch der Euthanasie in die Behindertenarbeit des Diakoniewerkes 1940/41« hat der Fachabteilungsleiter der Behindertenhilfe, Pfarrer Fuchs, eine wertvolle Materialsammlung zusammengestellt.

Reiches und im ganzen zuverlässig wiedergegebenes Aktenmaterial enthält die »Dokumentation« von Hans Georg Gebel und Heinrich Griebhammer, die freilich mit sehr einseitiger Absicht zusammengestellt wurde: Dokumentation zu den Krankenverlegungen aus Neuendettelsauer Anstalten 1941, dem Verhalten von Innerer Mission und Kirche 1936–1942 und der heutigen Reaktion von Kirche und Diakonie auf die Nachfrage nach den Ereignissen, Berlin-W (Privatdruck) 1977. Aufgrund dieser Dokumentation wurde 1977 ein Ermittlungsverfahren gegen Dr. Rudolf Boeckh und Frau Dr. Müller-Bruckmüller (früher Asam-Bruckmüller) wegen Beihilfe zum Mord eingeleitet. Der Einstellungsbeschluß der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Nürnberg-Fürth vom 11. Januar 1979 enthält in seiner Begründung weiteres wertvolles Material zum Einbruch der Euthanasieaktion in die Neuendettelsauer Anstalten. Er wurde veröffentlicht in »Die Nachrichten 4/79«, hgg. von Heinrich Griebhammer und Hans Georg Gebel (Vertrieb R. Öhl, Cauzpertstraße 20, 7888 Rheinfeldern).

Einen knappen, aber materialreichen Abriss bietet Helmut Baier, der Leiter des Landeskirchlichen Archives, in seinem Buch »Kirche in Not. Die bayerische Landeskirche im Zweiten Weltkrieg« (Neustadt/Aisch 1979, S. 222–225: »Der Kampf gegen die Euthanasie«). Eine bemerkenswerte Quelle zur »Verlegung« der Anstaltsinsassen des Ottilienheimes Absberg enthält das von Ingeborg Baier herausgegebene Buch »Ehe alles

Legende wird. Das 3. Reich in Erzählungen, Berichten, Dokumenten« (Baden-Baden 1979) – Der Vormund des Postkarten-Heiners war mein Vater.

Zur Hintergrundinformation wurden zwei Werke herangezogen, in denen die Neudettelsauer Vorgänge nur gelegentlich und am Rande erwähnt werden: Hans Christoph von Hase, Evangelische Dokumente zur Ermordung der »unheilbar Kranken« unter der nationalsozialistischen Herrschaft in den Jahren 1939–1945, Stuttgart 1964, und Kurt Nowak, »Euthanasie« und Sterilisierung im »Dritten Reich«. Die Konfrontation der evangelischen Kirche mit dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« und der »Euthanasie«-Aktion, Göttingen (Vandenhoeck) 1978.



# Weiße Fahnen

## Kriegsende in Neuendettelsau

Am Morgen des 18. April 1945 stieß eine Panzereinheit der 7. US-Armee aus dem Haslachtal und aus Wicklesgreuth nach Petersaurach vor, um anschließend über Ziegendorf bzw. Herpersdorf ins Rezattal vorzudringen. In der Nähe von Petersaurach fiel ihnen der Stabsapotheker Karl Schüle (1904–1970) in die Hände, der mit dem Auto von Ansbach nach Neuendettelsau unterwegs war. Schüle, den man wegen seiner Uniform und der reich verzierten Achselklappen für einen hohen Offizier hielt, wurde zunächst seiner persönlichen Wertsachen (Geld, Uhr, Ehering, Schlüssel) beraubt. Nach längeren Beratungen mit dem Stab erklärte ihm dann ein deutsch sprechender Amerikaner, daß man ihn als Parlamentär nach Neuendettelsau schicken wolle. Zu diesem Zweck erhielt er folgendes Schreiben mit:

18. April 1945

Bearer Capt. Schüle is a medical officer and has been apprehended and interrogated by USA-authorities. He has order to return to Neuendettelsau where there are 800 German patients in army-hospitals and arrange to have the town evacuated by all military personel except patients and hospital staff and declared an open city. He is not to be retaken as a P. W.

For the C. O.  
(gez.) Unterschrift  
Capt. Co.

Übersetzung: Der Überbringer, Hauptmann Schüle, ist Sanitätsoffizier; er wurde von einer amerikanischen Einheit gefangenegenommen und verhört. Er hat den Befehl, nach Neuendettelsau zurückzukehren, wo 800 deutsche Verwundete in den Lazaretten liegen, und zu veranlassen, daß die Stadt von allen Militärpersonen freigemacht wird, mit Ausnahme der Verwundeten und des Lazarettpersonals, und zur freien Stadt erklärt wird. Er soll nicht als Kriegsgefangener erneut festgenommen werden. Im Auftrag des Kommandeurs (gez.) Unterschrift, der (damit) beauftragte Captain.

Schüle wurde anschließend auf den Kühler eines Militär-Jeeps gesetzt und, die Maschinenpistolen im Rücken, in abenteuerlich schneller Fahrt in die Nähe von Neuendettelsau gebracht. Den Rest des Weges mußte er zu Fuß zurücklegen, von einem Hubschrauber, der knapp über seinem Kopf flog, bis an den Ortsrand begleitet.

Im Rathaus von Neuendettelsau traf Schüle nur den Verwaltungs-Oberinspektor Konrad Raum an. Der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter Adolf Traunfelder hatte kurz vorher, mit einem Gewehr bewaffnet, den Ort verlassen, um sich an die Front zu begeben. Auch der Kampfkommandant des Ortes, Oberstleutnant Schuler, war nicht mehr erreichbar; Schuler, der Leiter der Munitionsanstalt Neuendettelsau, hatte sich

tags zuvor zusammen mit den Wachmannschaften nach Süden abgesetzt. So hatten die Gemeinderäte, die von Konrad Raum eilig zusammengerufen wurden, eine schwierige Entscheidung zu treffen. Denn sie wußten, daß in Windsbach und in Fischbach noch immer SS-Einheiten standen, die in ihrem fanatischen Verteidigungswillen jeden mit dem Tod bedrohten, der die weiße Fahne hißte.

In dieser Situation wurde bekannt, daß Oberstleutnant Schuler vor seinem Weggang mehreren Personen gegenüber erklärt habe, daß Neuendettelsau zur Lazarettstadt erklärt worden sei und nicht verteidigt werden solle. Den Gemeinderäten war sofort klar, daß sie diese Mitteilung, wenn sie erhärtet werden könne, von einer schweren Verantwortung befreie. Sogleich wurden die betreffenden Personen ermittelt und aufs Rathaus bestellt. So erschienen Frau Dr. Wiler und Schwester Tilde Hösch vom Krankenhaus Neuendettelsau, Herr Fritz Hammer, Kompanieführer des Volkssturmes Neuendettelsau, Diakon Simon Ströbel vom Hospiz und Herr Fritz Nachtrab vor der Gemeindevertretung und erklärten übereinstimmend: Sie hätten von Herrn Oberstleutnant Schuler persönlich oder durch Herrn Bürgermeister Traunfelder erfahren, daß Neuendettelsau durch einen Geheimbefehl einer vorgesetzten Militärdienststelle zum freien Dorf erklärt worden sei und nicht verteidigt werden solle. Über alle Erklärungen wurden Protokolle aufgenommen, vorgelesen, von den Zeugen genehmigt und unterschrieben.

Gestützt auf dieses Material faßte die Gemeindevertretung, bestehend aus den Herren Emmert, Besenbeck, Herzog, L. Heubeck, Högner und Lauerer, den Beschluß, »daß zum Vollzug der Anordnung, Neuendettelsau als freien Ort für den Feind zu erklären, auf den beiden Kirchtürmen und an den Straßeneingängen weiße Fahnen gehißt werden.« Der Beschluß wurde durch den Gemeindediener Hans Demas sofort ausgeführt und durch Ausschellen sowie Anschlag am Schwarzen Brett öffentlich bekanntgemacht. Auf diese Weise wurde fer-

Bekanntmachung.

Nachdem Neuendettelsau kein Kampfsützpunkt ist, beschloß die Gemeindevertretung auf Verlangen der gegnerischen Kampfleitung dies durch weiße Fahnen ihm bekannt zu geben.

Dies ist inzwischen durch Hissen weißer Flaggen auf den beiden Kirchtürmen und an den Straßeneingängen geschehen.

Weiter ist von uns gefordert, daß sämtliche Soldaten Neuendettelsau sofort verlassen. Soldaten, die Neuendettelsau nicht verlassen, müssen dem Gegner übergeben werden.

Sämtliche Waffen sind sofort in der Gemeindekanzlei abzuliefern. Hiefür ist bis heute Nacht 10 Uhr in der Gemeindekanzlei Gelegenheit gegeben. Es sind die Diensträume im Erdgeschoss zu diesem Zweck geöffnet.

Von nun an darf niemand die Gemeinde verlassen. Wer das Dorf verläßt, macht dies auf eigene Verantwortung.

Neuendettelsau, den 18. April 1945

Die Gemeindevertretung.

*Öffentliche Bekanntmachung vom 18. April 1945 über das Hissen der weißen Fahnen (Original im Gemeindearchiv, Akten 080/3)*

ner angeordnet, daß alle Soldaten den Ort sofort zu verlassen hätten und sämtliche Waffen bei der Gemeindeverwaltung abzuliefern seien. Zu diesem Zweck blieben die Diensträume bis 22 Uhr geöffnet.

In aller Eile wurden gleichzeitig alle Schilder, die an die Nazi-Herrschaft, ihre Führer und ihre Opfer, erinnerten, beseitigt: die Schilder »Adolf-Hitler-Straße« (= Hauptstraße), »Julius-Streicher-Straße« (= Blumenstraße) und »Hermann-Göring-Straße« (= Rosenstraße) ebenso wie die Tafel, die seit 1935 in der kleinen Grünanlage gegenüber dem Bahnhof stand, mit der Inschrift: »Juden sind hier unerwünscht.«

Für die Verantwortlichen begannen nun bange Stunden, und nicht wenige von ihnen zogen es vor, die nächsten Tage bis zur Ankunft der Amerikaner nicht zu Hause bei ihren Familien, sondern bei Freunden zu verbringen, wo sie nicht ohne weiteres auffindbar waren. Diese Maßregel erscheint durch die Tatsache durchaus gerechtfertigt, daß die weißen Fahnen an den Ortseingängen nicht lange nach ihrer Hissung von SS-Spähtruppen, die sich auch nach den Verantwortlichen für diese Maßnahme erkundigten, wieder abgenommen wurden. Aus Windsbach ist bekannt, daß die Hissung der weißen Fahnen auf dem Stadtturm und auf dem Kirchturm (am 21. 4.) von der Waffen-SS, die bei Elpersdorf in Stellung gegangen war, mit Artillerie-Beschuß beantwortet wurde.

Die seltsame Situation, zwischen den Fronten zu existieren, sich zwar ergeben zu haben, vom Feind aber noch nicht besetzt zu

sein, dauerte in Neuendettelsau zwei (nach anderen sogar drei) Tage. Am Abend des 20. April (21.?) rückte zunächst eine amerikanische Sanitätskolonne in Neuendettelsau ein, die im Kindergärtnerinnen-Seminar Quartier nahm. Ihr folgte zwei Stunden später eine Panzerabteilung, für die binnen 20 Minuten das Hospiz geräumt werden mußte. In den nächsten Tagen folgten weitere Einheiten, für die zahlreiche Privathäuser freigemacht werden mußten. So unangenehm diese Anordnung für die Betroffenen auch war, so wird doch von den meisten Augenzeugen bestätigt, daß sich die Besatzungstruppen im ganzen diszipliniert verhielten. Nun mußten alle Häuser die weiße Fahne aufziehen. Außerdem hatte der Gemeindevorsteher Hans Demas am 22. 4. durch Ausschellen bekanntzumachen, daß zwischen 18.30 und 7.00 Uhr eine Ausgangssperre verhängt sei.

Damit war 20 Tage, bevor in Reims (7. 5.) bzw. in Berlin-Karlshorst (9. 5.) die Kapitulation der deutschen Wehrmacht besiegelt wurde, für Neuendettelsau der Krieg zu Ende, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen oder nennenswerter Sachschaden verursacht worden war. Das ist um so bemerkenswerter, als die Munitionsanstalt (Muna), die im ehemaligen Baronswald unmittelbar westlich des Ortes untergebracht war, eine ständige, u.U. tödliche Gefahr für die Gemeinde bedeutet hatte.

Schon viele Monate bevor Hitler sich im März 1935 von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrags lossagte und die allgemeine Wehrpflicht einführte, hatte

man in Neuendettelsau mit dem Bau der »Luftmunitionsanstalt 2/XIII« begonnen. Das Gelände, den sog. Baronswald, hatte das Deutsche Reich (Reichswehrfiskus) 1934 von der Erbgemeinschaft der Freiherren Kurt und Otto von Eyb erworben (Verbrieftung 12. 4. 1935) und durch Zukäufe von zahlreichen Privateigentümern im Bereich der Kreuzlach bis zur Schlauersbacher Straße arrondiert (heute Augustana-Hochschule). Im September 1934 begannen die Bauarbeiten, die sich bis ins Jahr 1936 erstreckten und ein Gesamtvolumen von 5,2 Millionen RM erreichten. Diese für die damaligen Zeiten sehr beachtliche Summe kam zum größten Teil dem örtlichen und dem regionalen Baugewerbe zugute. Außer einem eigenen Bahnanschluß wurden insgesamt 100 Munitionsbunker, zahlreiche Werkhallen, Garagen, Verwaltungs- und Betriebsgebäude sowie Wohnhäuser und Unterkünfte für das Personal und die Wachmannschaften errichtet.

Alle in der Muna beschäftigten Personen waren vereidigt und standen unter strengster Schweigepflicht, so daß seinerzeit nur wenig über Umfang und Aufgaben der Munitionsanstalt bekannt wurde. Das zuständige Luftgaukommando XII/XIII in Nürnberg bzw. Würzburg betonte nach außen zwar stets, daß es sich lediglich um »ein Magazin der Wehrmacht« handle. Die (vor allem seit Kriegsbeginn) rasch wachsende Zahl der in der Muna beschäftigten deutschen Zivilpersonen (ca. 65), zu der seit 1942 noch eine größere Zahl von Ostarbeitern (vor allem Polinnen) hinzukam (zusammen

maximal ca. 180), ist aber ein deutlicher Hinweis darauf, daß dort die Munition nicht nur magaziniert, sondern auch montiert wurde. Zeitweilig lagerten in der Muna 9000 und mehr Tonnen Luftmunition (Fliegerbomben).

Als im März 1945 die 7. US-Armee bei Mainz den Rhein überschritt und auf Bayern zurollte, mußte der Volkssturm, das letzte Aufgebot der ganz Jungen (bis 16 Jahre) und der ganz Alten (über 60 Jahre), Panzersperren errichten, gemäß der Parole »Jedes Dorf eine Festung!«. Bauern wurden angewiesen, mit ihren Gespannen in die Muna zu fahren und dort Bomben entgegenzunehmen, die in die Panzersperren eingebaut werden sollten. Die Bauern zeigten verständlicherweise wenig Interesse an der gefährlichen Fracht und bemühten sich, diese wieder loszuwerden, bevor sie anderen und ihnen selbst zur Gefahr werden konnte. So wird z.B. aus Altendettelsau berichtet, daß man beim Abladen der Bombe absichtlich so ungeschickt vorging, daß sie in den Seitzingerschen Fischweiher rollte und versank; dort wurde sie 1975 geborgen.

Ähnlich verfahren die Bechhofener Bauern, die zwei Fünf-Zentner-Bomben 500 m oberhalb des Ortes in der Rezat verschwinden ließen; sie wurden erst im Juni 1981 unschädlich gemacht. Die Dettelsauer mußten unter der Anleitung eines Oberfähnrichs der Luftwaffe auf halber Höhe des Schlauersbacher Berges eine Straßensperre errichten. Hier kam bei Straßenbauarbeiten im Oktober 1979 eine 1000-kg-Bombe der Muna zum Vorschein, die nur etwa 10 cm unter

dem Straßenschotter gelegen war. Derselben Herkunft waren auch die beiden 250-kg-Bomben, die im April 1981 nördlich von Neuendettelsau bei Geichsenhof von einem Sprengkommando entschärft wurden. Hier erinnerte sich der Grundstückseigentümer Hans Förthner noch daran, daß sie von seinem Vater auf Befehl des Volkssturms aus der Muna hierher gefahren worden waren.

Zu einer bedrohlichen Gefahr wurden die in der Muna gelagerten Bomben, als Ende März beschlossen wurde, diese bei Feindannäherung in die Luft zu sprengen. Allen Verantwortlichen war klar, daß dies u.U. den Untergang Neuendettelsaus bedeuten könne. Am Ostersonntag (1. April 1945) gab Bürgermeister Traunfelder durch Anschlag bekannt: »Liebe Volksgenossen! Falls sich der Feind Neuendettelsau noch weiter nähert, muß mit der Sprengung der Muna gerechnet werden. Vorerst besteht keine unmittelbare Gefahr. Wenn es soweit kommen sollte, wird die Einwohnerschaft mehrere Stunden vorher durch fünf-Minuten-langes Glockenläuten der Dorf- und Anstaltskirche gewarnt. Es ist nicht notwendig, Gepäck aus den Häusern zu tragen, der Keller ist für das Luftschutzgepäck vollkommen ausreichend. Sobald das Glockenläuten ertönt, haben die Bauern ihr Vieh und Pferde aus dem Stall zu bringen und begeben sich mit demselben wohl am besten in das Aurachtal Richtung Jakobsruhe – Wollersdorf oder Wernsbachtal. Alle Familien und alle hier befindliche Jugend muß ebenfalls Neuendettelsau verlassen und einen schützenden Talgrund und Wald aufsuchen.

Größte Vorsicht vor Tieffliegern ist geboten und darf beim Verlassen des Ortes ja nicht außer acht gelassen werden. Nach Beendigung der Sprengung werden die Glocken wieder entwarnen. Während der Sprengung werden Fenster und Türen, auch Stalltüren und Fenster, am besten geöffnet. Alle entbehrlichen Winterfenster müssen sofort im Keller aufbewahrt werden. Heil Hitler!«

Was dies für die Einwohner des Ortes, insbesondere für die Verwundeten, Kranken und Anstaltsinsassen bedeutete, macht am besten ein Stimmungsbild aus der Diakonissenanstalt deutlich: »Was aber soll mit den Alten und Kranken geschehen, mit den am meisten gefährdeten hilflosen Kranken im Therese-Stählin-Heim? Sie können nur in die völlig unzureichenden Keller gebracht werden. Herr Rektor überläßt es dem Gewissen der einzelnen Pflegeschwester, ob sie bei den Kranken aushalten oder versuchen will, sich zu retten. In fliegender Eile werden Rucksäcke genäht und Notproviant bereitgestellt, möglichst viel an wertvollem Gut in die Keller gebracht. Ostern vergeht in großer Geschäftigkeit, in fast unerträglicher Spannung bei denen, die um die Gefahr wissen. (...) Da kommt am Ostermontag gegen Abend die erlösende Nachricht, daß es dem Kommandanten der Muna gelungen ist, einen Gegenbefehl zu erwirken, nach dem vorläufig von der Sprengung der Muna abgesehen werden soll. Er allein konnte ja die große Gefahr ermessen, die Dorf und Anstalt bei der Menge der eingelagerten schweren Munition drohte.« In den nächsten Tagen wurde ein Großteil der Munition mit Last-

kraftwagen abtransportiert, die wegen der Fliegergefahr hauptsächlich nachts fuhren. Die Transporte dauerten etwa acht Tage.

Nachdem in den zurückliegenden Wochen wiederholt Orte an der Haupt-Bahnstrecke Ansbach–Nürnberg von Feindflugzeugen angegriffen worden waren (Heilsbronn am 1. und 8. 4., Wicklesgreuth am 8. 4.), wurde am 17. 4. die Muna in Neuendettelsau zum Ziel eines Großangriffs aus der Luft. Zwischen 13 und 14 Uhr flogen drei Staffeln mit insgesamt 28 Maschinen das Munagelände an und warfen ihre tödliche Fracht ab, nachdem ein vorausfliegendes Flugzeug das Zielgebiet durch Rauchzeichen markiert hatte. In einem zweiten und dritten Anflug wurden noch zwei weitere »Bombenteppiche« auf das Gelände abgeworfen.

Ein Augenzeuge berichtet: »Alles war in den Kellern. Die Häuser erzitterten unter den heftigen Detonationen. Nach besonders starken Einschlägen zersplitterten die Fenster, und Türen wurden aus den Angeln gerissen. Endlich wurde es ruhig, und man wagte sich nach oben. In der Muna brannte es hier und dort. Aber Dorf und Anstalt waren, von kleinerem abgesehen, unbeschädigt geblieben.« In der Diakonissenanstalt gingen lediglich 60 Fensterscheiben zu Bruche. In der Muna selbst waren allerdings drei Menschenleben zu beklagen; mehrere Personen waren dort z.T. schwer verletzt worden.

Rückblickend wird man der bei diesem Angriff bewiesenen Zielgenauigkeit, der Neuendettelsau seine Unversehrtheit ver-

dankt, den Respekt nicht versagen können. Im Munagelände waren freilich dank der Tarnung und ihrer Festigkeit nur wenige Munitionsbunker zerstört worden, so daß noch immer eine Menge Bombenmunition vorhanden war. Diese wurde in den nächsten Tagen auf einen Eisenbahnzug verladen, ins Wernsbachtal hinuntergefahren und am 19. April auf freier Strecke zwischen Wernsbach und Wernsmühle durch Feuerwerker der Muna gezündet. Der Zug explodierte dort unter starker Lärm- und Rauchentwicklung Wagen für Wagen bis in den nächsten Tag hinein.

Damit war Neuendettelsau nach der kampflosen Übergabe am 18. 4. auch der zweiten gefährlichen Bedrohung durch die Bomben der Muna und die Bomber der Alliierten glücklich entronnen. Der Nachkriegsalltag begann unter der drückenden Belastung der Einquartierungen, der Lebensmittelknappheit, der Wohnungsnot und des Flüchtlingselendes sowie der Versorgungsengpässe aller Art, um von den seelischen Nöten und den inneren Zusammenbrüchen an dieser Stelle zu schweigen. Allmählich lief auch die Bestrafung der großen und kleinen Nazis und ihre Ausschaltung aus dem öffentlichen und wirtschaftlichen Leben an.

Bürgermeister und Ortsgruppenleiter Traunfelder, der bereits am 19. 4. nach Neuendettelsau zurückgekehrt war, amtierte noch bis zum 4. Mai; am Tag danach wurde er verhaftet und in ein Internierungslager gebracht. Nach längerer Haft, u.a. in den Lagern Hersbruck und Langwasser, wurde

er erst im Mai 1948 nach Neuendettelsau entlassen. Wie ihm erging es auch etwa einem Dutzend Neuendettelsauer Bürger, die in der Partei und ihren Verbänden eine führende Rolle gespielt hatten. Eine große Zahl von Bürgern, vor allem die im öffentlichen

Dienst beschäftigten, verloren wegen ihrer Zugehörigkeit zur Partei oder zur SA Arbeit und Verdienst, bis sie ab 1949 allmählich wieder in das Berufsleben eingegliedert wurden.



#### *Quellen und Literatur*

An gedruckten Quellen lagen mir vor:

– Adam Schuster, Vor 10 Jahren, in: Concordia, Mitteilungen des Neuendettelsauer Missionskreises 43 (1955) Nr. 112, S. 341–347

– Hedwig Hofstaetter, Oberin Selma Haffner – ein Lebensbild, Neuendettelsau 1967, vor allem Seite 64 f.

– Steffen Raum, Kriegsende 1945 in Neuendettelsau, in: Amts- und Mitteilungsblatt der Gemeinde Neuendettelsau 9 (1980) Nr. 8, 9 und 10. Bei diesem Artikel handelt es sich um das Schlußkapitel der Facharbeit des Verfassers über den »Kriegsalltag in Neuendettelsau 1939–1945« aus der Kollegstufe 1978/80 des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums in Windsbach.

Eine ähnliche Facharbeit, und zwar über »Petersaurach während des Zweiten Weltkriegs«, hat meine Schülerin Marion Weber, Kollegstufe 1979/81 des Laurentius-Gymnasiums Neuendettelsau, angefertigt.

– Erhard Steinbauer, Eintrag in dem Tagebuch eines Schülers (über das Kriegsende in Neuendettelsau), in: Amts- und Mitteilungsblatt der Gemeinde Neuendettelsau 10 (1981) Nr. 8

Schließlich enthält auch Adam Schusters Ortsgeschichte (Neuendettelsau 1963) wertvolles Material (vor allem Seite 245–249 und 358 f.)

Außer Steinbauers Tagebuchnotizen lagen mir folgende zeitgenössische Aufzeichnungen vor:

– Hermann Bohrer (ehem. Dekan von Windsbach), Die Amerikaner kommen, 18 Seiten Schreibmaschinenmanuskript

– Gertrud Haffner (1883–1979), Tagebuch – beginnend mit dem 17. 4. 1945

Die Notizen über die Bombenfunde der letzten Jahre habe ich der Fränkischen Landeszeitung vom 10. 10. 1979, 22. 4. 1981, 19. 6. 1981, 6. und 9. Juli 1981 entnommen.

Reiches zeitgeschichtliches Material enthält das Gemeindegarchiv Neuendettelsau, vor allem in den Beständen »Bekanntmachungen der Gemeinde 1. 1. 1945–31. 12. 1950« (Ord. 041), »Verschiedene Schreiben 1. 1. 1943–14. 7. 1945« (Ord. 040) sowie »Akten 080/3«. Das Material über die Muna ist zum größten Teil noch ungeordnet.

Mündliche Auskünfte verdanke ich meinen Kollegen Studiendirektorin Anni Weisbeck und Oberstudienrat Friedemann Langholf sowie Frau Dr. G. Schüle (Löwen-Apotheke Ansbach). Mit Auskünften über die Muna waren mir Herr Georg Stauffer (ehem. Reichsangestellter) und Herr Georg Stumptner (Schlosser und Lokomotivführer in der Muna), beide in Neuendettelsau, behilflich.

## »So etwas Modernes macht man doch sonst nicht in Neuendettelsau«

### Die Augustana-Hochschule

Eine Theologische Hochschule auf dem Dorf versteht sich nicht von selbst. So taucht denn auch in den Dokumenten aus der Gründungszeit der Augustana-Hochschule immer wieder das Stichwort »Wagnis« auf. Heute jedoch, nach 35 Jahren, kann dieser Versuch, der nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches mit ungewissen Zukunftsaussichten begonnen wurde, als gelungen bezeichnet werden: Die Hochschule mit ihren Hörsälen und Wohnheimen, mit ihren Dozenten und Studenten gehört mit zum Erscheinungsbild von Neuendettelsau.

Den Plan, in Neuendettelsau eine kirchliche Hochschule zu errichten, soll bereits Wilhelm Löhe seinem väterlichen Freund Karl von Raumer gegenüber geäußert haben. Sein zweiter Nachfolger als Rektor der Diakonissenanstalt, Hermann Bezzel, skizzierte dann im Jahre 1907 in einem Brief an den späteren Kirchenrat Braun seine Vorstellungen von einer theologischen Schule in Neuendettelsau. Anlaß für solche Überlegungen war die zwei Jahre zuvor erfolgte Gründung einer theologischen Schule in Bethel bei Bielefeld durch Friedrich von Bodelschwingh. Die hier versuchte enge Verbindung von Theologie und Diakonie wirkte ungemein anziehend auf viele Theologiestudenten, auch aus Bayern. Wenn auch zum damaligen Zeitpunkt eine entsprechende Einrichtung in Neuendettelsau nicht ver-

wirklicht wurde, so blieb doch das Vorbild Bethel für die Folgezeit von Bedeutung; zumal der eigentliche Begründer und erste Rektor der Augustana-Hochschule, Georg Merz, ab 1930 als theologischer Lehrer in Bethel wirkte und die dortige Theologische Schule von 1936 bis zu ihrer Schließung durch die Gestapo im Jahre 1939 leitete.

Die Erfahrungen des Kirchenkampfes, die Einflußnahme des nationalsozialistischen Staates auf die Universitäten und theologischen Fakultäten führten Merz zu Überlegungen, die er 1935 in Würzburg vor einem kleinen Kreis, in dem auch Landesbischof Hans Meiser anwesend war, äußerte: Das Universitätsstudium der zukünftigen Pfarrer müsse ergänzt werden durch eine von staatlichem Einfluß freie, kirchliche Ausbildung.

Es sollte noch zehn Jahre dauern, ehe diese Gedanken in die Tat umgesetzt werden konnten. Kurz nach Kriegsende war Georg Merz mitgeteilt worden, er solle im Herbst die Kurse leiten, die den aus dem Feld zurückkehrenden Pfarrern das Einleben im Amte erleichtern sollten. In dieser Situation schrieb er am 9. 6. 1945 an seinen Freund Karl Burkert, damals Pfarrer an der Diakonissenanstalt Neuendettelsau, unter anderem folgende aufschlußreiche Sätze: »Sei doch so gut und gib mir vertraulich Bericht, wie sich der Plan von Euch aus anschaut... Wie stellt sich die ganze Atmo-

sphäre Neuendettelsau darauf ein? Dir ins Ohr gesagt: Es wäre mir ganz recht, wenn dadurch überhaupt ein Ansatz für eine kirchlich-theologische Lehrstätte geschaffen wäre, denn ich traue den politischen Zwischenfällen nicht.«

Die ersten der hier genannten Pfarrerkurse fanden in der Tat bereits ab Oktober 1945 statt, und hieraus entwickelte sich das noch heute der Pfarrerbildung dienende Pastorkolleg, das am 5. Mai 1946 feierlich eröffnet wurde und als dessen Rektor Georg Merz ernannt wurde. Bereits im April und Oktober 1946 fanden dann auch im Rahmen des Pastorkollegs zwei Kurse für Theologiestudenten zur Vorbereitung auf das geistliche Amt statt. Waren diese Kurse von ihrem zeitlichen Umfang und von ihrer Anlage her noch kaum mit späteren Hochschulsemestern vergleichbar, so zeigte sich doch in dieser Öffnung des Pastorkollegs für Studenten, in welche Richtung Georg Merz dachte. Spätestens seit Herbst 1946 wird nun deutlich, daß die Errichtung einer theologischen Ausbildungsstätte, zunächst geplant als eine »Studienfakultät« im Rahmen des Pastorkollegs, auch von Seiten der Kirchenleitung in München (Oberkirchenrat Wilhelm Bogner) nicht mehr aus den Augen gelassen wird.

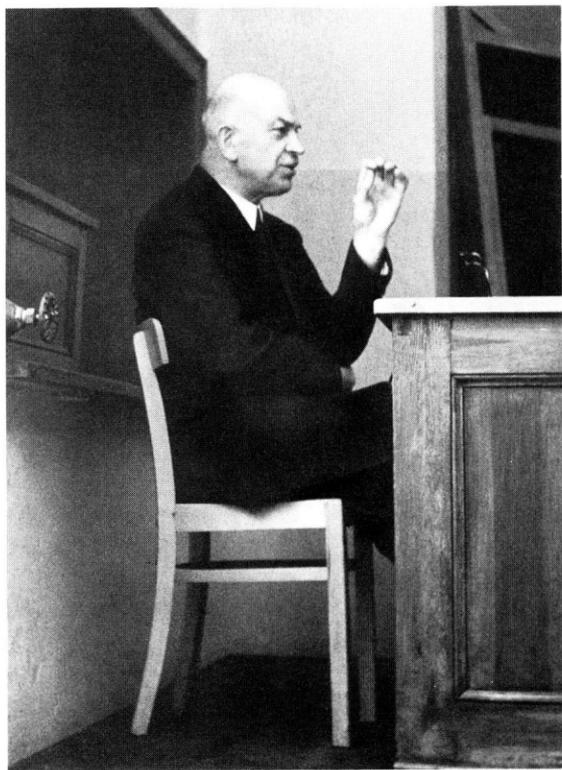
Dies schien umso notwendiger, als die Universität Erlangen wegen der katastrophalen Wohnungsnot für das Wintersemester 1946/47 eine drastische Aufnahmebeschränkung für Studenten plante und somit zu befürchten stand, daß ein ganzer Jahrgang zukünftiger Pfarrer ausfallen würde. In

dieser Situation waren es nun zwei zeitlich eng zusammenliegende Ereignisse, die die weitere Entwicklung entscheidend bestimmen sollten. Am 2. Dezember 1946 wurde die neue Verfassung des Freistaates Bayern angenommen, die in ihrem Artikel 150 bestimmte: »Die Kirchen haben das Recht, ihre Geistlichen auf eigenen kirchlichen Hochschulen auszubilden und fortzubilden.«

Ebenfalls in diesen Tagen erschien eine Gruppe von 25 aus Rimini in Italien zurückgekehrten Kriegsgefangenen, die an der dortigen Lagerhochschule mit dem Studium der Theologie begonnen hatten, bei Landesbischof Meiser in München mit der Bitte um Hilfe, da sie in Erlangen abgewiesen worden waren. Dieser verwies sie an Georg Merz in Neuendettelsau, und so kam es, daß am Abend des 10. Dezember die »Riminesen« am Bahnhof von Heilsbronn standen, die noch »bei Nacht und Nebel« von Pfarrer Wittenberg nach Neuendettelsau gebracht wurden.

Was diese Männer damals empfanden, drückte einer von ihnen so aus: »Was wir hier vorfanden, ging so über alle Erwartungen und übertraf alle unsere Hoffnungen, daß wir es fast gar nicht fassen konnten. Wir, die wir zum Teil zwei, zweieinhalb Jahre lang ohne einen Tisch, ohne ein Bett, ohne die primitivsten zivilisatorischen Einrichtungen gelebt hatten, kamen auf einmal in Räume, wo uns ein blütenweißer Tisch gedeckt und festlich zugerichtet wurde. Wir bekamen weiß bezogene Betten zur Verfügung gestellt. Wir wußten nicht, ob wir uns hineinlegen oder lieber danebenlegen sollten. Wir

wurden mit einer Selbstverständlichkeit und Liebe aufgenommen, die uns alle ganz tief ergriffen hat.« Das Gefühl des Aufgenommenenseins, die Erfahrung von Gemeinschaft und Gemeinde, das Erleben von praktischer Diakonie und gottesdienstlicher Feier standen bestimmend am Anfang der »Augustana-Hochschule«. Dazu kam noch



*Prof. D. Georg Merz (3. 3. 1892–16. 11. 1959), 1. Rektor der Augustana-Hochschule von 1947 bis 1957.*

*(Foto: Augustana-Hochschule)*

die Begegnung mit der Mission und über das Pastorkolleg der wechselseitige Austausch zwischen den künftigen Pfarrern und den Pfarrern im Amt.

Nachdem die Fragen der Unterbringung geregelt waren – ein Teil wohnte in den Räumen des Pastorkollegs (damals Hekkenstraße 8), ein Teil bezog im nahegelegenen Heilsbronn einige zu dieser Zeit freigemachte Zimmer in der ehemaligen Fürstenschule (heute Neue Abtei) –, begann am 1. Februar 1947 die theologische Arbeit in Form eines Vorbereitungskurses auf das Theologiestudium, an den sich am 10. Mai ein weiterer anschloß. Inzwischen hatte die Synode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern am 7. Mai das Kirchengesetz über die Errichtung einer Theologischen Hochschule in Neudettelsau–Heilsbronn beschlossen. Der Name Augustana-Hochschule wurde im Gedenken an das auf dem Reichstag zu Augsburg am 25. Juni 1530 abgelegte lutherische Bekenntnis (»Confessio Augustana«) gewählt. Da die Genehmigung der Militärregierung in Berlin für Herbst 1947 zu erwarten stand, konnte das erste offizielle Semester am 18. September (mit 62 Studenten) begonnen werden.

Die feierliche Eröffnung der Hochschule erfolgte dann am 10. Dezember 1947, dem Tag, der bis heute in jedem Wintersemester festlich als Augustana-Tag begangen wird. Ein langer Zug von Ehrengästen, Dozenten und Studenten bewegte sich durch ein von Schülerinnen gebildetes Spalier zur Laurentiuskirche, wobei der jüngste Student die Gründungsurkunde vorantrug. Landesbi-

schof Hans Meiser hielt die Festpredigt und führte die hauptamtlichen Dozenten in ihr Amt ein. Zum Rektor der Hochschule war Georg Merz, zugleich auch noch weiterhin Leiter des Pastoralkollegs, ernannt worden, dessen weitgespanntes Lehrangebot Praktische Theologie, Enzyklopädie und Neuere Kirchengeschichte umfaßte. Ebenfalls aus der Arbeit des Pastoralkollegs kam Martin Wittenberg (Altes Testament und Hymnologie). Für Systematische Theologie und Philosophie war Ernst Kinder, für Neues Testament und Alte Kirchengeschichte Rudolf Stählin gewonnen worden; Sprachunterricht erteilten in dieser Anfangsphase Hans-Eberhard Wilhelm und Oswald Henke.

Hatte man zunächst mit etwa 50 Studenten gerechnet, so wurde bereits im Sommersemester 1949 mit 116 Studenten die Hundertzahl überschritten. Im darauf folgenden Semester waren es sogar 131 Studenten, obwohl ein Teil der Bewerber abgewiesen werden mußte. Unter diesen Umständen war es für die Weiterentwicklung der jungen Hochschule von großer Bedeutung, daß ihr stufenweise das Gemeindehaus der Diakonissenanstalt (heute Luthersaal, Jugendzentrum) überlassen wurde. Nachdem dort der große Saal um ein Stockwerk höher gelegt und das Erdgeschoß ausgebaut worden war, standen nun Wohnraum für über 50 Studenten, zwei Hörsäle und ein großer Bibliotheksraum zur Verfügung. Bis etwa zum Jahr 1960 trug dieses Haus die offizielle Bezeichnung »Augustana«.

Langfristig gesehen war aber wohl noch

bedeutsamer, daß ein Teil der Gebäude der ehemaligen »Muna« der Hochschule überlassen wurde. »Waldfrieden« sollte diese neue »Hochschul-Siedlung« genannt werden, die zu Beginn des Sommersemesters 1949 in Besitz genommen wurde. Die »Wache« erhielt Seminar- und Arbeitsräume, aus ehemaligen Mannschaftsunterkünften entstanden Studentenheime, das Bezzelhaus und das Bognerhaus (heute Rektorat); dazu kamen Dozentenwohnungen und für die Versorgung unter der Leitung einer Diakonisse eigene Wirtschaftsräume. Ab 1952 wurde die Klosterabtei Heilsbronn nicht mehr von der Hochschule genutzt, da die räumliche Entfernung je länger desto mehr als beschwerlich empfunden wurde. Die Diakonissenanstalt meldete in der Folgezeit Eigenbedarf für ihr Gemeindehaus an.

So entstand auf dem Gelände an der Waldstraße zunächst 1956 das Meiserhaus, das 56 Einzelzimmer für Studenten, dazu im Erdgeschoß die Bibliothek und in einem Anbau Küche und Mensa enthielt – ein eindrucksvoller Bau, bei dessen Einweihung Georg Merz sich die ironische Bemerkung nicht verkneifen konnte: »So etwas Modernes macht man doch sonst nicht in Neuen-dettelsau.« 1961 wurde das Kollegienhaus um den Großen Hörsaal erweitert und durch einen Umbau das erste Studentinnenwohnheim mit acht Zimmern fertiggestellt. Die erste Studentin war schon im November 1954 an der Augustana-Hochschule immatrikuliert worden; heute stellen die Damen ein knappes Drittel der Gesamtzahl der Studierenden. 1966 wurde die Kapelle einge-

weiht, 1973 ein weiteres Studentenwohnheim mit Seminartrakt (Wilhelm-Andersen-Haus) fertiggestellt, und als bisher letzte große Baumaßnahme wurde 1980 die Bibliothek durch einen neuen großzügig gestalteten Lesesaal mit Magazin erweitert.

Überblickt man das erste Jahrzehnt der Hochschule unter dem Rektorat von Georg Merz, so zeigt sich, daß hier die entscheidenden Grundlagen für die spätere Arbeit und Weiterentwicklung der Augustana gelegt wurden: das Prinzip der Heim-Hochschule mit ihrer Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft; die Ausrichtung der wissenschaftlichen Ausbildung auf das geistliche Amt und den Dienst in der Kirche; die Verbindung von theologischem Nachdenken und Erfahren von kirchlicher Wirklichkeit in diakonischem Einsatz und gottesdienstlicher Feier; die Einheit von Studentenschaft und Hochschulgemeinde. Die Berufung des Neutestamentlers Eduard Ellwein (seit 1948 am Pastoralkolleg) und des Missionstheologen Georg Vicedom im Jahre 1950 bzw. 1956 zu Hochschulprofessoren machte die enge Beziehung zu Pastoralkolleg und Mission deutlich.

Nachfolger von Georg Merz als Rektor und von Wilfried Joest als Professor für Systematische Theologie wurde Wilhelm Andersen, der in ähnlich väterlicher Weise wie sein Amtsvorgänger die Augustana 14 Jahre lang leitete. In diesen Jahren wurden Walter Rupprecht (1960, Praktische Theologie), Friedrich W. Kantzenbach (1958, Kirchengeschichte), Hans Schmoll (1962, Klassische Philologie), August Strobel (1965, Neues Te-

stament) und Helmut Angermeyer (1967, Praktische Theologie) zu Professoren berufen.

Mitte der 60er Jahre vollzogen sich eingreifende Veränderungen: 1967 ging die enge Personalunion zwischen Augustana und Pastoralkolleg zu Ende. Schon vorher hatten sich die Verbindungen zur Diakonie etwas gelockert, da die Vorlesungen jetzt alle auf dem Hochschulgelände an der Waldstraße stattfanden und durch den Bau der Kapelle die Laurentius-Kirche nicht mehr die einzige Stätte für gottesdienstliches Leben der Hochschulgemeinde darstellte. Im Zuge der Studentenunruhen wurden auch die Strukturen der Augustana und ihre aus der Anfangszeit stammenden Traditionen kritisch befragt. Im gemeinsamen Ringen um Anspruch und Wirklichkeit einer kirchlichen Hochschule entstand eine neue Satzung, die den Studenten die Möglichkeit einer erweiterten Mitbestimmung erschloß. 1971 wurde das Wechselrektorat eingeführt. Gedanken der Studienreform fanden Eingang in das Lehrangebot der Hochschule.

Neue Aufgaben entstehen: Das Pfarrseminar für Spätberufene bezieht 1972 das Bezzelhaus; ein Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit wird im gleichen Jahr errichtet, die Augustana wird als Gesamthochschule geführt. 1973 wird ihr durch das Bayerische Hochschulgesetz das Promotionsrecht verliehen. Die Studentenzahlen steigen Mitte der 70er Jahre rapid an, nur der kleinere Teil der Bewerber kann trotz Anmietung von weiterem Wohnraum aufgenommen wer-

den. Neue Professoren beginnen ihre Arbeit an der Hochschule: 1972 Herwig Wagner (Missionstheologie, Religionswissenschaft), 1973 Horst Dietrich Preuß (Altes Testament), 1976 Joachim Track (Systematische Theologie, Philosophie) und Richard Riess (Praktische Theologie) im Jahre 1979.

Wandel innerhalb und außerhalb der Augustana schafft neue Möglichkeit und Chancen des Aufeinanderzugehens. Regelmäßige Kontakte zur theologischen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt werden gepflegt. Neu werden von einzelnen

Mission, Gottesdienst und Diakonie »entdeckt«. Vieles klingt heute nicht mehr so programmatisch wie in den Gründungstagen, und doch leuchtet bei jeder Immatrikulationsfeier etwas von der Besonderheit der Augustana auf, wenn Alte und Neue, Dozenten und Studenten gemeinsam jeweils von neuem die Verpflichtung ablegen:

»Wir wollen mit Eifer die Heilige Schrift lesen, uns in ihrem Verständnis üben und brüderliche Gemeinschaft unter dem Worte Gottes halten und bewahren.«

(Gerhard Hausmann)



#### *Quellen und Literatur*

Die umfassendste Sammlung von Materialien zur Geschichte der Augustana-Hochschule ist die »Chronik der Augustana-Hochschule«, die von seiten der Hochschule laufend vervollständigt wird und besonders wichtige Dokumente aus den Anfangsjahren enthält. Aus dem Leben der Augustana-Hochschule berichtet ausführlich die Zeitschrift »Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern«; ab 1960 erscheinen dort regelmäßig zweimal im Jahr die Semesterberichte der Hochschule. Einige interessante Dokumente aus der Anfangszeit der Augustana-Hochschule sind abgedruckt bei: Dieter Voll (Hg.), *Damit auch Pfarrer zu sich kommen. Das Pastorkolleg Neuendettelsau und die »Fortbildung in den besten Amtsjahren«*. Geschichte und Gegenwart, Neuendettelsau 1982.

Zur grundlegenden Literatur gehört:

- G. Merz, *Die Verantwortung der Kirche für die Ausbildung ihrer Pfarrer*, Kirchlich-Theologische Hefte 4, München 1948.
- G. Merz, *Die Anfänge der Augustana-Hochschule und ihre Voraussetzungen*, in: W. Andersen (Hg.), *Das Wort Gottes in Geschichte und Gegenwart*, München 1957, S. 240–249.
- Rektor Georg Merz. *In Memoriam*, München 1960.
- F. W. Kantzenbach, *Zum Weg der Augustana-Hochschule*, in: W. Andersen / H. Angermeyer (Hg.), *Kontinuität im Umbruch*, München 1972, S. 9–20.
- F. W. Kantzenbach, *Georg Merz und die kirchliche Hochschule des 20. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte* 42/43, 1973/1974, S. 451–468.
- G. Monninger (Hg.), *30 Jahre Augustana-Hochschule – einen Augenblick lang innehalten*, Neuendettelsau 1977.

## Die Pfarrer der evang.-luth. Kirchengemeinde St. Nikolai in Neuendettelsau

(1528)–153. (?)	Leonhard Windisch (gest. 1546?)
(1533?)–1535	Bartholomäus Reisner
15.. (?)–1535	Jörg Besold (Pesold), wegen seines ärgerlichen Lebens abgesetzt
(1552–1557) ?	Achatius Stocker
1591–1592/3	Magister Johann Schmidelinus (1565–1613)
1592–1605	Michael Löscher, † 1633 in Sachsen b. A. infolge von Mißhandlungen durch Soldaten
1606–1609	Gideon Siegel (1559–1611), 1594–1599 Pfarrer in Oberösterreich
1609–1610	Ernst Eisenmenger
1610–161.	Johann Gulden (1547–1612)
1617–1619	Eberhard Löscher jun. (gest. 1634)
1619–1633	Christoph Lienhard, gest. 1633 an der Pest
1633–1654/59	Pfarrei unbesetzt, Versorgung durch den Pfarrer von Weißenbronn bzw. Petersaurach
(1654–1659)	Johann Georg Müller (geb. 1627), Pfarrer von Petersaurach und Neuendettelsau
1659–1666	Michael Schlegel (1635–1698)
1666–1674	Michael Barthel (1635–1713), wegen Ehebruchs entlassen
1674–1693	Michael Schwartzkopf (1635–1712), 1692 entlassen und zeitweilig ohne Dienst
1693–1697	Johann Adam Daßdorf (1659–1734), 1697 vom katholischen Patronats-herrn von Eyb entlassen, weil er zwei Katholiken in die evangelische Kirche aufgenommen hatte
1697–1699	Andreas Münderlein (1673–1714), 1699 abgesetzt
1699–1712	Michael Schwartzkopf (s. o.) sein Adjutor (Vikar) 1707–1711 Johann Christoph Ammon, 1711 vom Pa-tronatsherrn abgesetzt, und 1711–1712 Johann Michael Riedel (s. u.)
1712–1733	Johann Michael Riedel (1685–1748), Amtsantritt durch Streit zwischen dem Markgrafen und dem Patronats-herrn bis 1714 verzögert, 1733 abge-setzt
1733–1766	Johann Baptist Klieberer (gest. 1766)
1766–1803	Johann Jakob Jordan (1730–1803)
1803–1818	Friedrich Jakob Ludwig Böswillibald (1773–1846)

1818–1822	August Karl Berger (1791–1863)
1822–1837	Gottlob Weigel (1800–1873)
1837	Wilhelm Tretzel, Pfarrverweser (1808–1876)
1837–1872	Wilhelm Löhe (1808–1872)
	Privatvikare:
	1857–1866 D. Ernst Lotze, Konrektor (1827–1909)
	1860– Dr. Ferdinand Weber (1836–1879)
	1866–1870 Johannes Deinzer (1842–1897), 1870 Konrektor der Diakonissenanstalt, 1875 Inspektor der Missionsanstalt
1872–1876	Dr. Ferdinand Weber (s. o.)
1876	Theodor Zinck, Pfarrverweser (1851–1921)
1877–1888	Christian Immler (1833–1906)
1888–1923	Eduard Sabel (1856–1928), seit 1909 Obmann der Gesellschaft für innere Mission, 1913 Ehrenbürger der Gemeinde Neuendettelsau Privatvikar: Julius Friedrich Spieß seit 1911 (1886–1950)
1923–1936	Michael Rabus (1871–1953)
1936	N. Kretzer, Pfarrverweser (1910–1965)
1937–1959	Wilhelm Forstmeyer (1887–1969), 1943–1945 zum Militärdienst eingezogen, Pfarrverweser Missionsdirektor Dr. Friedrich Epplein
1959–1968	Werner Beltinger (geb. 1903)
1968–1974	Gerhard Betzner (geb. 1929), 1974 zur römisch-katholischen Konfession konvertiert
Seit 1974	Werner Ost (geb. 1920), seit 1968 Obmann der Gesellschaft für innere und äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e. V.

## Die Pfarrer der katholischen Pfarrgemeinde St. Franziskus in Neuendettelsau

(seit 1946 Seelsorgestelle, seit 1976 Pfarrei)

1946–1975	Johann Stiel, Geistlicher Rat (geb. 1897)
seit 1975	Willibald Götz (geb. 1932)

## Die Lehrer/Schulleiter der Volksschule Neuendettelsau

1656–1662	Hans Meder, zugleich Bäcker und Mesner
1662– (1667)	Christoph Wagner, zugleich Bäcker und Mesner Andreas Herbst, zugleich Schneider und Zimmermeister
1725–1760	Georg Kündinger (1706–1760)
1760–1804	Georg Konrad Fuchs (geb. 1741)
1804–1833	Johann Michael Hammer (geb. 1778)
1833– (1842)–1845	Konrad Georg Hauser Lehrer Hammer
1846– (1854.1865)	Johann Andreas Kammerberger Kantor Lorenz Güttler (geb. 1823)

### Ab 1860 zwei Abteilungen

1. Lehrer: –1868 ? 1868–1880 Karl Julius Salfner (geb. 1842) 1880–1887 Friedrich Wilhelm Korndörffer 1887–1896 Karl Ruthel 1896–1928 August Grimm (1866–1928)	Hilfslehrer: 1860– Friedrich Vogtherr 1871–(1873) Theodor Jubitz (geb. 1849) (1895) Georg Roth
--	---

### Ab 1899 drei Abteilungen

I: August Grimm (s.o.): 5.–7. Klasse	II: Georg Roth, † 1909: 1./2. Klasse Christian Burkhard, † 1910	III: Karl Fuchs, Hilfslehrer: 3./4. Klasse
--	---	--

### Ab 1910 vier Abteilungen

I	–1928 August Grimm (s.o.)
	1929–1962 Ottmar Bubmann (geb. 1895)
II	1910–1931 Ida Fürbringer: 1. Klasse
	1931–1966 Thea Hegel (geb. 1904): 1. Klasse
III	1910–1936 Leonhard Sandrock (1872–1939)
	1937– Laura Götz: 3. Klasse
IV	–1924 ?
	1924–1945 Adolf Traunfelder (1899–1975): 4./5. Klasse

1937 wurde die achte Klasse angegliedert.

1937–1966	Eduard Auer (geb. 1908), 1939–1950 Kriegsdienst und Gefangenschaft
1941–1966	Friedl Fürst (1924–1941 an der Sonderschule der Diakonissenanstalt)

### Schulleiter

–1962	Ottmar Bubmann (s.o.)
1962–1966	Eduard Auer (s.o.)
1966–1975	Hermann Bachmann (geb. 1920)
Seit 1975	Rudolf Hake (geb. 1925)

## Die Bürgermeister der Gemeinde Neuendettelsau seit 1880

1880–1893	Andreas Vollet, Landwirt (1842–1893)
1894–1911	Johann Koch, Schreinermeister (1857–1925)
1912–1933	Johann Kolb, Posthalter und Kaufmann (1870–1944), Christlicher Volksdienst
1933–1940	Hans Loscher, Zimmermeister (1885–1940), NSDAP
1940–1945	Adolf Traunfelder, Lehrer (1899–1975), NSDAP
1945	Hans Högner, Baumeister (1888–1946), von der US-Militärregierung zum Bürgermeister bestellt
1945–1956	Michael Errerd, Landwirt (1898–1978), CSU
1956–1972	Alfred Kolb, Landwirt (geb. 1909), CSU
Seit 1972	Dr. Hermann Schreiber, Oberregierungsrat (geb. 1938), CSU

## Die Oberinnen der Diakonissenanstalt (des Diakoniewerkes) Neuendettelsau

1854/58–1883	Amalie Rehm (1815–1883)
1883–1921	Therese Stählin (1839–1928)
1921–1950	Selma Haffner (1878–1965)
1950–1954	Elisabeth Kiefer (1889–1954)
1954–1974	Margarete Hoffmann (geb. 1907)
Seit 1974	Hilburg Friese (geb. 1918)

## Die Direktoren der Diakonissenanstalt (des Diakoniewerkes) Neuendettelsau

1854–1872	Wilhelm Löhe (1808–1872)
1872–1891	Friedrich Meyer (1832–1891)
1891–1909	D. Hermann Bezzel (1861–1917), 1909–1917 Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern rechts des Rheins
1909–1918	D. Wilhelm Eichhorn (1846–1923)
1918–1953	D. Hans Lauerer (1884–1953)
1953–1955	Hermann Dietzfelbinger (geb. 1908), 1955–1975 Landesbischof der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
1955–1963	Dr. theol. Theodor Schober (geb. 1918)
1963–1975	Johannes Meister (geb. 1926)
Seit 1975	Heinz Miederer (geb. 1928)

## Die Leiter der Missionsanstalt Neuendettelsau

1846–1874	Friedrich Bauer, Missionsinspektor (1812–1874)
1875–1897	Johannes Deinzer, Missionsinspektor (1842–1897)
1897–1917	Martin Deinzer, Missionsinspektor, seit 1912 Missionsdirektor (1850–1917)
1920–1928	Rudolf Ruf, Missionsdirektor (1868–1950)
1928–1946	Dr. Friedrich Epplein, Missionsdirektor (1887–1969)
1946–1950	Lic. Woldemar Schilberg, Missionsdirektor (1911–1973)
1950–1961	Hans Neumeyer, Missionsdirektor (geb. 1902)
1962–1964	Hagen Katterfeld, Missionsdirektor (1916–1964)
1964–1972	Dr. Wolfram von Krause, Missionsdirektor (geb. 1914)
Seit 1972	Horst Becker, Direktor des Missionswerkes der Evang.-Luth. Kirche in Bayern (geb. 1926)

## Die Vorstände und Kommandanten der Freiw. Feuerwehr Neuendettelsau

### Vorstände:

1895–1913	Bürgermeister Johann Koch, Schreinermeister
1913–1929	Bürgermeister Johann Kolb, Posthalter und Kaufmann
1929–1935	Kaufmann Hans Aschenneller
1946–1956	Bürgermeister Michael Errerd, Landwirt
1956–1979	Bürgermeister Alfred Kolb, Landwirt
Seit 1979	2. Bürgermeister Rudolf Arlt, Schreinermeister

### Kommandanten:

1895–1913	Kaufmann Johann Kolb
1913–1929	Kaufmann Hans Aschenneller
1929–1940	Landwirt Hans Herzog
1940–1945	Landwirt Michael Deuer (1946–1961 Kreisbrandinspektor)
1945–1948	Fritz Schmidtkunz, Landwirt
1948–1958	Gemeindearbeiter Johann Kittel
1958–1976	Landwirt Georg Böhmländer (1962–1976 Kreisbrandmeister, 1976–1981 Kreisbrandinspektor)
1976–1979	Schreinermeister Rudolf Arlt
Seit 1979	Schuhmachermeister Hermann Sichart



### *Quellen und Literatur*

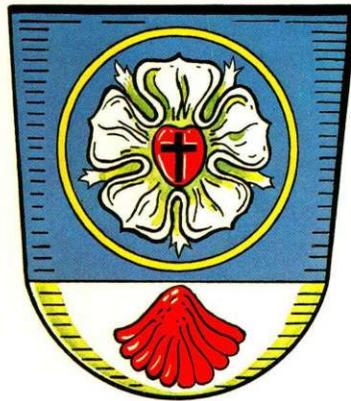
Die Liste der Pfarrer wurde zusammengetragen mit Hilfe des »Ritterschaftlichen Pfarrerbuches in Franken« (Neustadt/Aisch 1979), das Pfarrer Georg Kuhr/Neuendettelsau erarbeitet hat, und dank freundlicher Auskünfte des Landeskirchlichen Archivs in Nürnberg. Bei dem neueren Teil der Liste der Lehrer war mir Rektor i. R. Eduard Auer behilflich. Bei der Zusammenstellung der Liste der Bürgermeister haben mich Herr Fritz Högner mit Angaben über seinen Vater, Frau Erna Klingenbeck (Gemeindeverwaltung) durch die Ermittlung von Geburts- und Sterbedaten, Frau Gemeindegamsterin Rosa Koch mit Angaben über ihren Großvater, Herr Altbürgermeister Alfred Kolb mit Angaben über sich und seinen Vater sowie Herr Dipl.-Ing. R. Vollet mit Angaben über seinen Großvater unterstützt. Die Bibliotheks- und Archivschwester des Mutterhauses, Diakonisse Elisabeth Benkert, hat mir bei den Daten für die Diakonissenanstalt, Herr Pfarrer Konrad Rauh, der Betreuer des Missionsarchivs, bei den Daten für die Missionsanstalt geholfen. Ihnen allen sei herzlich Dank gesagt. Die Reihe der Vorstände und Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Neuendettelsau wurde der Festschrift »75 Jahre Freiwillige Feuerwehr 1895–1970« (Neuendettelsau 1970) entnommen und auf den heutigen Stand gebracht.

*Pilgermuschel und Lutherrose sind die Wappenzeichen des Wappens,  
das die Gemeinde Neuendettelsau seit 1960 führt.*

*Die Pilgermuschel ist dem Wappen der Freiherren von Eyb entlehnt,  
die von 1518 bis 1848 die Dorfherrschaft innehatten  
und bis zum heutigen Tag das Schloß Neuendettelsau besitzen.*

*Die Lutherrose erinnert an die Bedeutung, die Neuendettelsau  
durch das Diakoniewerk, das Missionswerk, die Augustana-Hochschule  
und andere kirchliche Ausbildungsstätten für die  
Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Bayern hat.*

*Direkt oder indirekt gehen alle diese Einrichtungen auf Wilhelm Löhe zurück,  
der von 1837 bis 1872 Dorfpfarrer von Neuendettelsau war.*



*Pilgermuschel und Lutherrose symbolisieren auf diese Weise  
auch zwei Schwerpunkte dieses Buches.*

*Einen dritten Schwerpunkt bildet das Leben, das die einfachen Menschen  
dieses Ortes unter Stroh- und Ziegeldächern durch die Jahrhunderte führten,  
ihr Alltag und Arbeiten, ihre Feste und Freuden, ihre Sorgen und Nöte.*